Es lebe die kunst!

Clara Viebig

Es lebe die Kunst

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W

Es erschien von

C. Viebig

Romane

Rheinlandstöchter

Dilettanten des Lebens | Das Weiberdorf
Es lebe die Kunst | Die Wacht am Rhein
Das tägliche Brot | Vom Müller-Hannes

Novellen

Kinder der Eifel.

Vor Tau und Tag | Die Rosenkranzjungfer

Theater

Barbara Holzer. Schauspiel | Pharisäer. Komödie

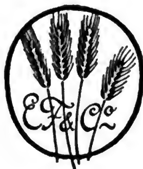
Es lebe die Kunst!

Roman

von

C. Viebig

Dritte Auflage



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

Von Sigmund v. Freud

Erstes Buch

I.

In der Alsenstraße hielt eine Reihe von Droschken unter den braunen, knospenden Bäumen. Nur Taxameter und Droschken erster Klasse; in dies Viertel Berlins verliert sich nicht so leicht ein rumpliger Kasten zweiter Güte.

Vom Tiergarten herüber wehte eine angenehme laue Luft mit leisem Frühlingsmahnen.

Oben in der ersten Etage des eleganten Eckhauses waren die Fenster erleuchtet; dreizehn in der Front. In Pausen von halben Stunden reckte sich einer der verschlafenen Kutscher auf seinem Bock, dehnte die steifen Glieder, gähnte und deutete hinauf nach den hellen Fenstern — das konnte noch lange dauern, erst zwölfe! Die amüsierten sich noch!

In der großen, comfortablen Wohnung des Bankier Mannhardt wogte die Gesellschaft; fast hundert Personen, Elite des Geistes!

Das Souper war ausgezeichnet gewesen und soeben

beendet. Man wandelte durch die Räume. Wie die Wohnung eingerichtet war, herrlich! Das heißt kein übertriebener Luxus, nirgendwo ein Hauch von Protzentum. Alles fein, diskret, sanfte Farben in harmonischer Abtönung; ein gediegener, vornehmer Geschmack. Möbel aus allen Zeiten, Boule-Schränkchen, Rokoko-Sofas, Renaissance-Stühle; aber jedes am richtigen Platz, von einer graziösen Laune zusammengestellt.

Da war ein lauschiges Eckchen hinter der mit künstlich verschossenem Damast bekleideten spanischen Wand; Blumen dufteten in der venetianischen Schale, und eine geschickte Kopie nach irgend einem alten Meister schaute darauf nieder — der Lieblingsplatz der Hausfrau. Da saß sie gern, stützte das dunkellockige Köpfchen mit den klugen Augen in die kleine Hand und spann seine Fäden.

Ueberall Büsten und Statuetten. Verschiedene moderne Meister — sie waren Hausfreunde — hatten den Hausherrn verewigt. Hier auf einem Gemälde, am Klavier, die Augen, weit aufgeschlagen, mit einem geistvollen Ausdruck in die Ferne gerichtet. Dort in Gips, ein Buch in der ausdrucksvoll modellierten Hand; diese Büste sollte in Marmor ausgeführt werden. Geschmackvoll reihten sich so moderne Werke denen früherer Jahrhunderte an.

Bankier Mannhardt war in allen Künsten zu Hause und ein Protektor aller Künstler. Seine Bibliothek enthielt sowohl gelehrte Folianten, als jede Neuerscheinung auf dem Gebiete der schönen Litteratur, Biographien, Memoiren, Notenstöße, Prachtwerke, Autographen von Musikern, Denkern und Dichtern; die wertvollsten Stücke davon unter Glas in geschmackvollen Rahmen. Er selbst leistete Bedeutendes am Klavier, aber er verschmähte es nicht, bei einer der pianistischen Größen der Residenz noch weiter zu studieren. Die Börse betrieb er nur so nebenbei; in offenherzigen Stunden gestand er es, er hätte eigentlich seinen Beruf verfehlt — Künstler, Künstler, das war's! Er war sich nur noch nicht klar geworden, zu welcher Kunst ihn seine Begabung am gebieterischsten drängte.

Frau Leonore Mannhardt war die einzige Tochter eines reichen Handelshauses; sie hatte ihren Mann aus Liebe geheiratet. Als kleiner Kommis, aus irgend einem Winkel Posens gebürtig, war er nach Berlin gekommen; sie hatte ihm die Stellung gemacht. Galante Zungen nannten sie eine zweite Rahel, eine Henriette Herz.

Heute excellierte Frau Leonore am Klavier; ihr Mann hielt in Gesellschaft stets mit seinen persönlichen Leistungen zurück. Sie sang ein kleines

Liedchen, das ihr Gatte, Gott weiß wo, ausgegraben hatte; sie sang es mit angenehmem Stimmchen und feiner Pointierung, begleitete sich selbst, und zwar stehend, die wenigen Akkorde lässig auf dem Klavier anschlagend, das Gesicht mit liebenswürdigem Ausdruck ihren Gästen zugekehrt.

Der Beifall war rasend. Sie lächelte und deutete auf ihren Gatten, der mit gekreuzten Armen am anderen Ende des Flügels lehnte.

„O bitte, nicht ich — dort steht er! O nein, ihm, ihm gebührt das Verdienst!“

„Nein, nein, Lorle!“ lehnte er lebhaft ab. „Ich bitte dich, ich habe durchaus kein Verdienst hierbei!“ Er warf ihr eine Kußhand zu. „Dir allein gebührt es!“

„Ihnen beiden!“ „Allen beiden!“ Der Enthusiasmus steigerte sich. Man überschüttete das Ehepaar mit Komplimenten: „Herrlich, reizend, entzückend, einzig in seiner Art! Dies geniale Zusammenwirken von Mann und Frau! Mehr, bitte mehr!“

Man umringte den Flügel. Diener mit Kaffee, Bier und Likören konnten sich kaum durchdrängen.

„Bitte, bitte!“ Die Damen falteten anmutig die Hände.

„Es sind ja so viele bedeutende Künstler hier!“

Die Augen der Hausfrau streiften durch's Zimmer, sie neigte sich verbindlich — „so viele Größen! Ich muß mich verstecken!"

Aber nun! Ein wahrer Tumult brach los. Allgemeiner Sturm auf den Flügel.

„Laß dich erweichen, Lorle!" rief Mannhardt. „Bitte, meine Freunde, einen Augenblick!" Er stürzte in's Nebenzimmer; eine Mandoline am himmelblauen Bande schwingend, kehrte er zurück. „Hier, mein Kind, nun thu's mir zu Liebe!" Er führte zärtlich ihre Hand an die Lippen: „Singe, singe!"

„Wie originell! Pst!"

Man war ganz Ohr.

Und nun klimprige Mandolinenklänge. Mit einer gewandten Bewegung hatte Frau Leonore das himmelblaue Band um den Nacken geworfen; den dunkellockigen Kopf nach links geneigt, den Oberkörper leicht zurückgebogen, lehnte sie in ihrem schlichten weißen Kleide auf einem Taburett.

„Mignon!" sagte jemand.

Sie klimperte und sprach halb, sang halb dazu; getreu nach berühmtem Muster. Es war die betrübende Geschichte vom Mutterherzen, das der entmenschte Sohn herausreißt und der entmenschten Geliebten bringt. Im raschen Lauf kommt er zu Fall.

„T'es-tu fait mal, mon enfant?!“ stöhnt noch das zuckende Mutterherz — Klänge von unbeschreiblicher, rührender Besorgnis, letztes, halb geächztes Stammeln einer übermenschlichen Liebe.

Frau Leonore trug geschmackvoll vor, man glaubte, den letzten Zuckungen des Mutterherzens beizuwohnen; es ging einem bis an die Nieren. Die Damen wischten sich Thränen ab, die Männer schauten gedankenvoll vor sich nieder. Mannhardt geleitete die Gattin zärtlich besorgt zum Divan, sie war selbst sehr ergriffen.

Die Diener präsentierten neu besetzte Tabletts. Man trank Champagner, man stieß an:

„Es lebe die Kunst! Hoch! Hoch unsere Wirte!“

Ruhig blickte über'm Flügel Meister Sebastian Bach unter seiner Allongeperücke, ihn ging das nicht an. Seine Büste stand der neusten des Hausherrn gegenüber. Frau Leonore hatte darauf bestanden, diese müßte in's Musikzimmer; trotzdem der Hausherr lebhaft protestierte, wurde sie mit Hilfe einiger Freunde dort aufgestellt. Die weißen Gipsgesichter sahen sich voll an.

Es war ein animierter Abend; das Programm wechselte. Eine große Sängerin, der Stern des

Opernhauses, sang; man öffnete die Fenster, der Musiksaal war zu eng für dieses mächtige Organ.

Unten wachten die Droschkenkutscher auf: „Alle Achtung, zetert die!“ Sie lauschten.

Dann deklamierte zur Abwechselung eine junge, talentvolle Schauspielerin. Fräulein Silvia Maschka gehörte der neuen Schule an; von Pathos keine Spur, sie war ganz Natur. Sie hatte Gedichte eines jungen Lyrikers zum Vortrag gewählt. Er war unbekannt, sie protegierte ihn; sie sprach rasch, sehr rasch, kein Mensch verstand ein Wort. Wozu auch? Aber man applaudierte ihr, man sagte: „Bravo!“ Sie sah so allerliebst aus mit ihrem lebhaften Mienenspiel und den erhöhten Farben.

Auf dem Lieblingsplatz der Hausfrau, hinter der spanischen Wand, hatten sich die Schriftsteller zusammengefunden; sie kamen heute nicht genügend zur Geltung, aber: noblesse oblige, man drängte sich nicht vor.

Auf dem kleinen Eckdivan hatten drei Damen Platz genommen; ein Herr mit Nußknackerzähnen und Ansatz von Embonpoint machte ihnen mit seltener Unparteilichkeit den Hof. Es war Volten, der Chefredakteur eines sehr gangbaren Unterhaltungsblattes; diese drei waren die Sterne seines Journals. Drei große Talente auf einem Sofa!

Links, Alinde Rosen, beherrschte den Salon; entzückende graziöse Plaudereien entstammten ihrer Feder, sie traf den Ton der guten Gesellschaft wie kein anderer Autor; ihr Stil blühte in sonniger Schönheit, die Helden waren unglaublich männlich, die Heldinnen unheimlich schön, Verlobung und Hochzeit die Hauptthemata. Jedes Werk ihrer Feder setzte die liebenswürdigen Leserinnen in Brand.

Alinde Rosen war befreundet mit Frau Mia Widmann, der reizenden Blondine in der Mitte, deren Füßchen kaum den Boden erreichten. Diese kleine Frau war eine energische Vorkämpferin der Frauenemanzipation. Mit männlicher Kraft zog sie in's Feld. „Ich schreibe unter M. Widmann. Sollte mich einer noch nicht kennen, hält er mich für einen Mann," sagte sie mit Stolz. Dies Madonnenköpfchen schwärmte für ‚freie Liebe', trotz Mann und drei Kindern. Mädchen, die arbeiten mußten, nannte Mia Widmann ‚Märtyrerinnen' und Mädchen, die nichts thaten, ‚Opfer ihrer Familie'.

Heute war sie sehr erregt. Sie sprach mit ihrer Nachbarin in der rechten Sofaecke, der schönen Frau von Lindenhayn.

„Ist es nicht unerhört? Da verurteilen sie

das arme Weib, weil es den Mann, der es verraten hat, niederschießt! Traurige, strafbare Ungerechtigkeit! Wir dürfen es uns nicht gefallen lassen!" Sie warf das Madonnenköpfchen hinten über, daß die kunstvoll gedrehten Löckchen auf der faltenlosen Stirn wippten. „Wir Schriftstellerinnen sind zu Führerinnen, zu Verteidigerinnen der unterdrückten Frauenwelt bestimmt! Wie ist es, Liebste, wollen wir nicht einen Verein gründen zur ‚Wahrung der geistigen und körperlichen Interessen der Frau'? Wir könnten doch vor der Hand schon immer die Woche einmal zusammenkommen und beraten. Und denken Sie, welche interessanten Stoffe lassen sich finden, wenn man hinabsteigt in's intime Leben der Frau! Doktorchen!" . . sie streckte die Hand nach Volten aus . . „Sie werden Schriftführer. Einen Mann müssen wir haben!"

„Natürlich!" Der Redakteur küßte das ausgestreckte Händchen; er hatte keine Ahnung, von was die Rede war. „Ich bin dabei! Alle drei Damen mit von der Partie?" Er sah sie schmunzelnd der Reihe nach an — alle drei nicht zu verachten! Frau von Lindenhayn war eine bewunderungswürdige Schönheit, die kleine Widmann pikant, Alinde Rosen hatte noch schöne Reste.

„Von was ist denn die Rede?" fragte Alinde

gerade jetzt. Sie hatte bis dahin mit einem blutjungen Bürschchen in Einjährigenuniform kokettiert; sie studierte das Militär. „Von was wird denn gesprochen?"

„Wir wollen uns der leidenden Frauenwelt erbarmen," antwortete ernst die Widmann. „Wir müssen helfen!"

„Pst! Pst!"

In der Thür des Musikzimmers stand die Hausfrau. Fräulein Maschka hatte eben das Hexenlied von Wildenbruch, eine Meisterleistung sinnverwirrender Schnelligkeit, beendet; Beifallstürme brausten, ein Orkan der Begeisterung für Dichter und Interpretin.

Frau Leonore bat um Gehör.

„Himmel, schon wieder eine Rede? Sie hat ja bei Tisch erst geredet!" flüsterte die Widmann.

Bolten nickte geheimnisvoll: „Sie schreibt auch!"

„Verzeihen Sie, wenn ich noch um eine halbe Stunde Gehör bitte," sprach die Dame des Hauses.

„Halbe Stunde —?!" Eine merkliche Unruhe flog durch die Festräume.

„Hier" — die Gastgeberin zog mit liebenswürdigem Lächeln ein junges Mädchen vor, das bescheiden hinter ihr gestanden hatte — „hier,

Fräulein Elisabeth Reinharz soll uns eine ihrer kleinen Novellen vorlesen. Urteilen Sie selbst!"

„Was — wer? Vorlesen?!" Man wurde aufmerksam.

„Wieder eine Dilettantin mehr!" seufzte Frau Widmann.

„Ganz angenehmes, aber unbedeutendes Gesicht!" Die schöne Lindenhayn hielt sich die langgestielte Lorgnette vor die Augen.

Alinde Rosen war gutmütig: „Sie ängstigt sich!"

„Passen Sie auf, Doktor," neckten die drei, „nun bekommen Sie was zu drucken, Frau Mannhardt protegiert wieder!"

„Ich lasse mich nicht bestimmen," sagte Bolten würdevoll, „ich bin auch gar nicht begierig."

Sie standen aber doch alle auf und näherten sich der Thür des Musiksaales.

Drinnen, gerade unter dem Kronleuchter, saß das junge Mädchen.

„Wie heißt sie?" fragte man leise.

„Reinhard oder Reinharz," flüsterte es Antwort, „aus Posen, Hinterpommern oder so wo."

Das Mädchen begann; erst schüchtern, mit belegter Stimme, dann wurde ihr Organ kräftig, sie las ruhig und sicher.

Merkwürdig genug nahm sich die einfache Geschichte

in diesem Salon aus; nichts darin von Geist, keine einzige, auch nur annähernd geistreiche Wendung, nur eine starke, ehrliche Empfindung. Wie Duft von erdiger Scholle stieg's auf; ein Geruch nach Land, nach Stall, nach Bauernstuben, nach nahrhaftem Korn, nach Wiesenheu und harzigen Wäldern zog über die parfümierten Möbel. Grüne Raine, buntblumig und taubesprengt, blaue Kiefernwälder in der Ferne, Heide, raubvögeldurchkrächzt und sturmzerzaust; kräftige Menschen mit starken, unverkümmerten Gefühlen wanderten barfuß über rauhe Ackerschollen. Der Horizont war frei, die Luft ging scharf.

Die Zuhörer sahen sich an.

„Starker Erdgeruch!“ murmelte der kleine blonde Mann dort in der Ecke, der bekannte Verlagsbuchhändler Maier. Er drängte sich etwas vor und spitzte die Ohren.

„Wie finden Sie's denn, Maier?“ fragte der vor ihm stehende Herr und drehte sich nach ihm um. „Janz nett, was? Wie, jut sagen Sie? Natürlich, habe ich jleich jesagt!“ Er spielte mit seiner schwergoldenen Uhrkette und lächelte wie ein stets von der eigenen Meinung Ueberzeugter. „Passen Sie mal auf, ich sage Ihnen, die wird was! Denken Sie dran, Maier, ich hab's Ihnen jesagt!“

Während Elisabeth Reinharz las, wurden ihre frischen Wangen blasser, ihre hellen Augen schimmerten dunkler, sie schauten ernst. Ihre Brust breitete sich in tiefen Atemzügen, ihre Nasenflügel zitterten wie die eines edlen Renners, der die Freiheit wittert. Ihr Organ tönte voll, jede Empfindung zog über ihr offenes Gesicht — sie hatte die Zuhörer vergessen.

„Hübsches Mädchen!" — Die Herren zeigten viel Wohlgefallen.

Leonore strahlte. Sie fühlte den belebenden Hauch der frischen Mädchenlippen sich ihrem Salon mitteilen. Ihr Schützling gefiel.

„Liebchen, reizend!" rief sie, als Elisabeth geendet. Sie gab damit das Signal zu allgemeinem Beifall. Sie reckte sich auf den Zehen, um das große Mädchen auf die Wange zu küssen.

Auch Mannhardt machte seine Komplimente. „Wie recht meine Frau gehabt hat! Sie haben viel Talent! Meine Frau irrt sich nie in so etwas, nicht wahr, Lorle?" Er küßte dem Mädchen die Hand und hielt dabei ihre Finger mit besonderem Druck; sie entzog sie ihm rasch mit tiefem Erröten. Wie war das alles so ungewohnt, so komisch! Sie lachte fröhlich auf.

Man beachtete sie jetzt allgemein, man redete sie

an; vorher war ihr keine Unterhaltung geglückt, sie verstand nicht diese prickelnde, alle Gebiete streifende Art. Selbst die drei dort in der Thür — gefeierte Schriftstellerinnen! — nahmen Notiz von ihr.

Frau von Lindenhayn schob ihr mit einem forschenden Blick der schönen, melancholischen Augen den Zeigefinger unter das Kinn: „Nun, Kleine, auch schon Erfahrungen hinter sich?"

Die Widmann sagte rasch: „Besuchen Sie mich!" Und Alinde Rosen nahm freundschaftlich ihren Arm: „Kommen Sie, setzen Sie sich mit in unser Schmollwinkelchen! Reizend, nicht wahr, so ganz intim unter sich zu plaudern?!" Ihr Blick suchte unruhig. „Dieses ewige Courmachen" — sie lächelte liebenswürdig dem Einjährigen zu — „ist so ermüdend!"

Währenddessen strich Leonore von Gruppe zu Gruppe; sie erzählte die Geschichte ihres Schützlings. „Sie müssen sich wirklich ein bißchen für die Reinharz interessieren, lieber Goedeke!" bat sie den Mann mit der schwergoldenen Uhrkette. „Die Kleine kommt fremd aus der Provinz her, da hat sie bis zum Tode ihres Onkels, eines alten, schrulligen Junggesellen, auf dem Lande gelebt — denken Sie an, und das Talent! Es wäre ein

Jammer, wenn es in falsche Hände geriete. Ein harmloses Geschöpfchen, und dazu noch eine Waise!"

„M w, ist ja janz mein Fall, Talente zu poussieren. Lassen Sie man jut sein, verehrte Jnädige, arrangieren wir, arrangieren wir! Ein Wort von mir an Bolten, acceptiert jleich was von ihr. Ich werde auch mal mit dem Vorstand des litterarischen Klubs über das Fräulein disputieren. Sie kann ja da mal was von ihren Sächelchen lesen am nächsten Vortragsabend. Ist dem Publikum neu, sieht charmant aus."

„Ach ja, lieber Goedeke," Frau Leonore lächelte erfreut und zugleich ein wenig malitiös, „arrangieren Sie die Sache, Sie haben ja alle in der Tasche. Und Sie?" sie wandte sich mit verbindlicher Kopfneigung nach der anderen Seite — „was halten Sie von meinem Schützling, Herr Maier?"

Der Verleger lächelte fein, sein blasses, blondes Gesicht mit den etwas plattgedrückten Zügen sah klug drein. „Erdgeruch!" sagte er wieder. „Hm — nicht unlitterarisch!"

Mehr war nicht aus ihm herauszulocken; Frau Leonore mußte sich entschließen, weiter zu ziehen.

Nach einiger Zeit jedoch sah man Maier suchend umherblicken, dann im Nebenzimmer verschwinden. Er fand Fräulein Reinharz hinter der

spanischen Wand. Sie saß auf dem Ecksofa, eingeschlossen zwischen Alinde Rosen und Frau von Lindenhayn; die kleine Widmann hatte sich auf die Seitenlehne placiert. Der getreue Bolten stand bei seinen Damen, wie der Hahn auf dem Hühnerhof.

Die Begrüßung fiel ziemlich kühl aus; Maier war reserviert, nur der schönen Lindenhayn schüttelte er die Hand. Dann bat er mit einem Blick auf das junge Mädchen: „Haben Sie die Güte, mich vorzustellen, gnädige Frau!"

„Herr Verlagsbuchhändler Maier!" Die Lindenhayn lächelte, ihre dunklen Augen sahen den kleinen blonden Mann ordentlich zärtlich an. „Fräulein Reinharz!"

„Sehr angenehm!" Maier machte eine knappe Verbeugung. „Schreiben Sie schon lange, mein Fräulein?"

„Nein." Elisabeth fühlte ihr Herz klopfen; welches Glück, der Verlagsbuchhändler Maier ließ sich ihr vorstellen! Man hatte ihn ihr bei Tisch gezeigt: „Ein großer Verleger, ganz moderner Verlag, findet alle Talente!" Maier — Maier — ! Unter den vielen sie umschwirrenden Namen hatte sie diesen nicht vergessen.

„Also noch nicht lange! Ist schon viel gedruckt?" forschte er.

„Ach nein!“ Sie sah ihn ehrlich mit den dunkelbewimperten grauen Augen an. Ein Seufzer folgte. „Leider nicht!“

Es zuckte wie Lächeln um seinen Mund. „Wird schon kommen!“

„Meinen Sie?!“ War das ein Aufleuchten in den grauen Augen, das ganze Gesicht strahlte. Sie faßte, von plötzlichem Impuls getrieben, nach seiner Hand: „Ach, wenn Sie mir helfen würden! Ich möchte so gern vorankommen. Ich muß voran!“ Das letzte stieß sie zwischen den Zähnen hervor, dann preßten sich ihre Lippen aufeinander, ihr Gesicht veränderte sich; ihre weichen Züge wurden straff.

Maier lächelte nicht mehr; jetzt sah er, das rosige Kinn war energisch und die dunklen Brauen in dem Mädchengesicht sicher gezogen. „Geben Sie mir Ihre Adresse, Fräulein,“ sagte er. „Lützow-Straße?“ Er zog sein Notizbuch heraus. „So, Lützow-Straße acht, drei Treppen.“

„Vier,“ verbesserte sie.

„Also vier, schön.“ Er reichte ihr die Hand. „Auf Wiedersehen!“ Er ging nach flüchtigem Gruß gegen die Uebrigen.

„O diese Verleger!“ Mia Widmann rutschte von ihrer Lehne herunter. „Wo sie etwas Neues

wittern, sind sie dahinter her wie der Teufel hinter der armen Seele. Wie hat er es mit der Starzynska gemacht?! Solange sie billig zu haben war: enfant gâté, jetzt, wo sie Ansprüche macht, machen kann, läßt er sie links liegen. Denken Sie," — sie wandte sich an die Lindenhayn — „er hat ihr das Trauerspiel zurückgegeben! Das Packendste, was je geschrieben wurde!"

„Das finden Sie," sagte kühl die schöne Frau.

Die Widmann fuhr auf. „Töne findet sie darin, Töne! Die ganze unterdrückte Frauenseele macht sich Luft. Es ist unerhört von Maier! Er taugt nichts, wie alle Verleger!"

„Ich finde Maier sehr gut."

„Sie verlegen doch aber nicht bei ihm?"

Frau von Lindenhayn zuckte die Achseln, es konnte ebenso gut ‚nein' wie ‚ja' bedeuten. Sie verriet nicht, daß sie ihm ihr neustes Buch angeboten hatte.

„Natürlich ‚nein'," sagte Bolten, „sonst hätte ihn unsere Freundin doch nicht gelobt. Ich möchte den Autor sehen, der mit seinem Verleger zufrieden ist! Mit dem Redakteur geht's ebenso. Ich allein mache eine rühmliche Ausnahme, nicht wahr, meine Damen?"

„Ja, Sie! Doktorchen, Sie!“ Die drei überschütteten ihn mit Komplimenten.

Elisabeth wunderte sich, sie hatte bis jetzt noch nicht gewußt, daß Damen einem Herrn die Cour machen. Sie sollte dem Doktor eigentlich auch etwas Angenehmes sagen; Frau Mannhardt hatte ihr eingeschärft, besonders liebenswürdig gegen ihn zu sein. Es fiel ihr garnichts ein. Eine unsichtbare Hand legte sich auf ihren Mund, eine Stimme tief innen sprach: „Du wirst doch nicht? Einschmeicheln — pfui!“ Sie saß wie ein Stock.

Nun nahte die Dame des Hauses und brachte Goedeke mit. „Hier, Liebchen!“ Sie winkte Elisabeth zu sich, und diese sprang froh auf; ihr war so beklommen zu Mute auf dem kleinen Sofa hinter der spanischen Wand. „Hier, ich möchte Sie mit Herrn Eugen Goedeke bekannt machen, er ist sehr entzückt von Ihrer Novelle.“ Sie huschte fort.

„Ich werde Sie im litterarischen Klub vorlesen lassen, Fräulein,“ sagte Goedeke. „Sie lesen janz nett. Morjen über vierzehn Tage! Ich schreibe Ihnen noch drüber.“

„Wirklich?!“ Wieder dies Aufleuchten des Mädchengesichtes. „Was, wo soll ich lesen?“ Sie atmete hastig, wie bei schnellem Lauf. „Wie gütig von Ihnen!“

„Jeben Sie mir Ihre Adresse."

„Lützow-Straße acht, vier Treppen." Sie lachte glückselig. „Ich habe sie auch schon dem Herrn Maier gegeben. Dem großen Verlagsbuchhändler, wissen Sie!" Sie biß sich auf die Unterlippe und preßte die Hände ineinander, als müsse sie so einen lauten Freudenschrei unterdrücken. „Habe ich ein Glück!"

„Na," er sah sie von unten bis oben an, machte ein bedenkliches Gesicht und schüttelte dann gravitätisch den Kopf, „ich möchte Ihnen doch raten, sich da quasi nicht zu illusionieren. Ich kenne Maier. Uebrigens, was hat er denn zu bedeuten?!" Er zuckte die Achseln. „Das bißchen Moderne!"

Sie sah ihn ganz enttäuscht an. „Ich dächte doch —"

„Ja, liebes Fräulein," er lächelte überlegen, „Sie kennen die hiesigen Verhältnisse nicht. Lauter Komplikationen, sage ich. Sie können sich schon auf meinen Scharfblick verlassen. Diese Leute, pah! —" er machte eine wegwerfende Handbewegung — „alles Mumpitz!"

„Aber wieso denn?" Das Mädchen wurde ganz blaß. „Eben sagte noch die Dame, die schöne Frau von Linden — Linden — ach, Sie wissen schon!

Die dort in dem ausgeschnittenen Sammetkleid und dem Brillantstern — die schien viel Wert auf Herrn Maier zu legen!"

„Kunststück! Er wird ihr neustes Buch verlegen sollen, nimmt ja kein anständiger Verlag. Lauter Nuditäten! Wissen Sie, Fräulein —" Goedeke beugte sich näher und flüsterte geheimnisvoll — „Intriguen, Komplikationen, nichts weiter, trauen Sie keinem! Mit dem —" er blinzelte mit einem Auge nach Bolten — „mit dem lassen Sie sich man schon jarnicht ein!"

„Aber die Damen, mein Gott, die berühmten Schriftstellerinnen, alle drei sind doch mit ihm —"

Er ließ sie gar nicht ausreden. „Lauter Komplikationen! Aber —" er klopfte ihr auf die Hand — „seien Sie nur ganz außer Sorge! Ich bin auch noch da, und was ich anfange —" er rieb sich die Hände und blies die Backen auf — „hat immer Chic! Da habe ich neulich" — er brach ab und fuhr hastig herum — „rief da nicht jemand meinen Namen? Ach so, Direktor Schwertfeger!" Er hielt die Hand vor den Mund: „Janz jenialer Direktor! Sucht den dritten Mann zum Skat. Ja, ja, ich komme schon, Verehrtester! Verzeihen Sie, Fräulein, ich bin unabkömmlich!"

Er machte eine hastige Verbeugung. „Sie hören noch von mir!“ Fort war er.

Elisabeth sah noch, wie sein schwarzer Frack zwischen Thüren und Menschen durchschwänzelte; sie wußte nicht recht, warum, aber sie hatte große Lust zu lachen. Der Kopf wirbelte ihr; langsam ging sie zum Sofa zurück.

„Der gute Goedeke hat sich ja ordentlich in's Zeug gelegt!“ sagte Bolten.

„Was ist der Herr?“ fragte Elisabeth schüchtern.

Ein heimliches Lächeln glitt über die Gesichter. Keine Antwort.

„Wer ist er eigentlich?“ fragte sie noch einmal.

„Das ‚eigentlich‘ ist köstlich! Haha! Hahaha!“ platzte der Doktor heraus, er schien sich zu amüsieren. „Ja, mein Fräulein, da fragen Sie etwas viel. Sagen wir“ — er dämpfte seine Stimme — „Hans in allen Ecken. Ein reicher Mann mit litterarischen Ambitionen. ‚Ich ambitioniere‘, würde er sagen; er sitzt im Vorstand aller möglichen und unmöglichen Vereine, hat Geld bei x-Zeitungen, Journalen und Theatern, darf deshalb mehr oder weniger ein Wort mit dreinreden. Im übrigen versteht er von der Litteratur so viel, wie der Ochs vom Lautenschlagen.“

„Ach!" Mehr brachte Elisabeth nicht heraus. Sie saß ganz stumm und steif. Es war gut, daß es hier bald zu Ende ging; einzelne empfahlen sich schon. Sie unterdrückte ein Gähnen, eine große Müdigkeit kam über sie und eine leis sich regende Enttäuschung. Diese wich erst, als Frau Leonore sie beim Abschied in die Arme schloß.

„Liebes Kind, reizend! Man hat mir unausgesetzt Komplimente gemacht. Ich habe Sie Doktor Bolten warm empfohlen; Verlagsbuchhändler Maier hat mindestens eine halbe Stunde mit mir über Sie gesprochen. Zu schade, daß unser Eisenlohr heute nicht hier sein konnte, aber ich hoffe, ein ander Mal! Ich muß Sie mit unserem größten Dichter bekannt machen!"

„Sie sind so gut!" Elisabeth beugte sich über Frau Leonores kleine Hand und drückte ihre warmen Lippen darauf.

„Herzchen!" Leonore wurde ganz enthusiastisch. „Wir müssen uns ‚du' nennen! Wenn man so gleich denkt und gleich empfindet wie wir! Also ‚du' — — hörst du? Und wann kommst du wieder zu mir? Morgen, übermorgen? Komm morgen! Wir haben so viel zu plaudern. Und sei fleißig, hörst du, sei fleißig, kleines Genie!"

Das war das letzte Wort. Elisabeth stand

unten auf der Straße und sah die Dunkelheit nicht; es war hell um sie, ganz hell, ihre Augen leuchteten, als spiegelte sich die Sonne darin wider.

Sie hatte sich Fräulein Rosen angeschlossen; Elisabeth hätte sich nichts daraus gemacht, zu Fuß zu gehen, aber schon bei dem Gedanken war Alinde ganz entsetzt. „Wo denken Sie hin, zwei junge Mädchen so spät in der Nacht allein?! Noch dazu in der Nähe des Tiergartens und in meiner Toilette!" So nahmen sie eine Droschke.

Elisabeth war sehr gesprächig; das Glücksempfinden, das sie durchströmte, hatte ihr die Zunge gelöst. Die Droschkenfenster ratterten, der Hufschlag des müden Gauls klapperte auf dem Asphalt, die Räder polterten über Pferdebahngeleise — ihre helle Stimme übertönte alles. „Und glauben Sie wirklich, daß ich vorlesen darf? Ach, und wenn der Doktor was von mir druckte! Wie gut die Menschen sind! Was Frau Mannhardt, — Leonore," verbesserte sie sich — „doch alles für mich thut!"

„Sie sind wohl sehr befreundet?" fragte die Rosen.

„Nein, eigentlich garnicht; bis jetzt wenigstens nicht. Aber nun! Ich hatte einen Empfehlungsbrief an Herrn Mannhardt, unser Arzt in Meseritz ist ein Verwandter von ihm. Der interessiert sich

für mich — ach, mein guter Doktor! Er schrieb ihm einen langen Brief, und ich ging dann gleich den ersten Sonntag punkt zwölf hin."

„Dieser Arzt in Meseritz ist wohl noch ein junger Mann? Na, na!" Alinde witterte gleich einen Roman; sie drohte schelmisch mit dem Finger.

Elisabeth sah sie groß an. „Er war ein Freund meines Großonkels," sagte sie ernst; „er hat ihm auch die Augen zugedrückt. Er war sehr gut zu mir, es wurde mir schwer, mich von ihm zu trennen. Aber ich wollte nach Berlin, ich mußte nach Berlin, ich muß etwas erreichen!" Wie aus der Pistole geschossen fuhren die letzten Worte heraus; die Droschke schien zu eng für den vollen, freudigen Klang dieser Stimme. „Ich muß!"

„Ja!" seufzte die Rosen, „diese Illusionen haben wir alle gehabt!"

„Sie seufzen?" Elisabeth wurde ganz eifrig. „Sie können sich doch gewiß nicht beklagen! Wer so viel erreicht hat!"

„Ach!" Alinde sprach nachlässig, „so meine ich das ja garnicht. Man stumpft eben so ab. Im Anfang, wenn einem alles neu ist, ist man schon glücklich, nur seinen Namen gedruckt zu sehn.

Jetzt — du lieber Gott! Es berührt mich nicht einmal mehr, wenn ich die glänzendsten Rezensionen oder irgend einen Essay über mich lese." Sie lehnte sich zurück und zog den eleganten Pelzmantel fester um die entblößten Schultern.

Elisabeth sah sie bewundernd an.

„Es erscheint jetzt wieder ein großer Roman von mir in Boltens Blatt, einer bei Bornemann und einer im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung. Ich schreibe doch so das Jahr meine zwei bis drei Romane, abgerechnet die vielen kleinen Sachen."

„Um Gotteswillen!" sagte Elisabeth, „ist das möglich?!"

„Ich werde so bestürmt, ich kann mich nicht retten, jeden Tag Briefe und Briefe — Anfragen von Redaktionen; es wird zu viel! Mein Arzt sagt: ‚Sie überreizen Ihren Geist'. Aber was soll ich machen? Sie sollten mal meinen Schreibtisch sehen: Haufen unbeantworteter Briefe! Meine Schreibmaschine klappert den ganzen Tag. Wenn's nicht gerade in der Saison ist, schreibe ich zwei Feuilletons den Vormittag."

Elisabeth sagte nichts mehr, sie sah nur immer groß drein.

„Diese Aufmerksamkeiten!" Alinde wurde zutraulich, „diese Briefe! Sowie etwas Neues von

mir erscheint, regnet's Blumen in meine Studierstube und reizende kleine Cadeaux. Besuchen Sie mich doch, ich zeige Ihnen alles, ja?"

„Das möchte ich wohl." Elisabeth reichte ihr die Hand: „Ich danke Ihnen, ich komme sehr gern!" Und dann mit einem Seufzer: „Ach, wenn ich's nur jemals halb so weit brächte!"

„Die Anerkennung thut freilich wohl" — Alinde lehnte sich noch bequemer hintenüber — „aber das Höchste ist doch die eigene Befriedigung des schaffenden Künstlers. Ich lebe einzig für meine Kunst. Ich mache ziemlich viel mit, aber selbstverständlich nur zu Studienzwecken. Die feinsten Motive finden sich allein im Salon. Diese herrlichen Stoffe, großartige Stoffe! Diese wunderbaren Fäden von Mensch zu Mensch, von Mann zu Weib, ich belausche sie. Ach, wenn ich alles erzählen wollte!"

„Entschuldigen Sie," — das Mädchen legte die Hand auf den Griff der Wagenthür — „ich steige jetzt aus, hier ist mein Haus. Halt, Kutscher!"

„Adieu, liebes Fräulein!" Alinde war sehr freundlich. „Sie besuchen mich also?"

„Gern!" Elisabeth stand schon draußen, ihr Gesicht sah noch einmal in den Wagen zurück. „Sehr gern!" — — —

Hastig stieg Elisabeth die vier Treppen hinauf zu ihrer Gartenwohnung. Gartenwohnung? Der reine Hohn! Nichts als Dächer, lauter Dächer. Tief unten ein enger Hof mit einem kleinen Rasenfleck in der Mitte. Wie im Traum war sich das Mädchen hier anfangs vorgekommen; sie, die immer gewohnt gewesen, gleich aus der Stube im Garten zu sein, sie mußte nun viele, viele Stufen hinauf- und hinabsteigen. Merkwürdig, wie das ganze Berliner Leben, war auch das: immer in Hut und Handschuhen gehen, nie einen Satz über Gräben machen und im Schlendergang den Wald durchstreifen. Rasch genug hatte sie sich gewöhnt, drei Monate war sie erst hier. Sie nahm die Treppen wie selbstverständlich.

Sie leuchtete sich jetzt mit dem Wachszündhölzchen und schloß geräuschlos die Thür ihrer Wohnung auf. Da war die Küche — und da die zwei Stuben — — eng! Auf den Zehen ging Elisabeth, um die alte Mile nicht zu stören, die hinter einem Vorhang in der kleinen Küche schnarchte.

Langsam, wie träumend, legte sie ihre Kleider ab. So spät war sie in ihrem Leben noch nicht zu Bett gegangen, nur vor dreiviertel Jahren im Mai, als der Großonkel die Augen geschlossen hatte. Sie mußte jetzt so sehr daran denken;

damals war sie unglücklich gewesen, und heute? So glücklich!

Damals sangen die Nachtigallen draußen im dunklen Landgarten; durch die geöffneten Fenster des Sterbezimmers brachte der Nachtwind einen Duftstrom von den ersten Blüten des Jahres. Im Stall brüllten dumpf die Kühe, die Pferde schnauften, Nero winselte im Hausflur, und die Katze schlich miauend um die Thür — vertraute Stimmen, die ihren Herrn riefen.

Heut — alles still! Das Geräusch der großen Stadt verstummt an der Grenze von Nacht und Morgen. Es war drei Uhr. Ganz allein —!

Elisabeth sah sich um. Da lag das schwarzseidene Kleid über'm Stuhl, die weißen Spitzenrüschen um Hals und Aermel waren zerdrückt, die weißen Rosen, die Frau Leonore ihr an die Brust geheftet, abgeknickt. Die kleine Küchenlampe, die Mile auf den Tisch gestellt, brannte trüb und gab dem einsamen Zimmer eine traurige, verlassene Stimmung.

Und doch nicht allein! Eine Flut von Gestalten drängte sich mit mächtigem Schwall herein, belebte den Raum, glitt hin und her und schaffte Wechsel und Bewegung. Wie Wellen auf hoher See, rollend, brausend, Schaumkämme hebend, sich

teilend, sinkend, sich wieder hebend, höher, höher wogten Gedanken in dem Mädchenkopf. Stimmen flüsterten, Namen schwirrten. Hoch oben, weit draußen am graunächtlichen Himmel glänzte ein Stern, wie das Licht im Leuchtturm. Die Gestalten wiesen hin, die Stimmen flüsterten: „Dein Stern!“

Schauernd, fröstelnd streckte Elisabeth die nackten Arme aus: „Mein Stern! Laß mich ihn erreichen, Gott! Ich muß ihn erreichen, ich werde ihn erreichen.“

II.

Lützow-Straße 8 in der zweiten Etage des Vorderhauses wohnte die Familie Kistemacher; Mann, Frau und vier Kinder. Er war Zahnarzt.

Elisabeth war mit ihnen bekannt; die hübschen lustigen Kinder waren ihr auf der Treppe, im Flur, auf dem Hofe begegnet und hatten die Bekanntschaft mit den Eltern vermittelt.

Frau Kistemacher fühlte eine gewissermaßen mütterliche Verpflichtung gegen das einsame Mädchen. „Sind Sie denn so ganz allein?" hatte sie bei'm ersten Besuch gefragt.

„Ganz allein!" antwortete Elisabeth mit einem Lächeln, das alles Mitleid weit von sich wies. „Ich bin daran gewöhnt. Ich bin nach dem Tode meines Vaters geboren; meine Mutter starb, als ich noch sehr jung war, ich kam dann auf's Land zum Onkel. Er hat mich so erzogen, daß ich allein sein kann. Er war sehr gut; er hätte natürlich lieber einen Jungen gehabt."

Sie hatte das ganz ohne Bitterkeit gesagt, es war so selbstverständlich; ein Junge hätte wohl das Gut geerbt, sie mußte sich mit dem kleinen Kapital begnügen, von dessen Zinsen sie bescheiden genug lebte.

„Haben Sie denn kein Heimweh nach dem Lande?" inquirierte Frau Kistemacher weiter.

„Nein."

Heute hatte Elisabeth Heimweh. Sie saß in ihrer Stube am geöffneten Fenster und starrte mit müden Augen über die Dächer.

Weiße Tauben hockten auf einem First und putzten sich; der matte Glanz der Nachmittagbeleuchtung ließ die blauen Schieferplättchen weniger düster erscheinen, aber noch immer waren sie dunkel. Des Mädchens Blick suchte sehnsüchtig den Himmel — mußten nicht die ersten Schwalben schwirren? Drehte sich nicht der goldene Hahn des Dorfkirchturms? Ach, nur Telephondrähte spannten lange, blitzende Fäden; die Dächer waren berußt, die weißen Tauben angegraut vom Rauch der Schlote, die Luft schlaff, dick vom emporwirbelnden Staub der Großstadt.

Sie schloß die Augen, sie hatte den ganzen Tag gearbeitet. Nun war das Manuskript fertig, dort auf dem kleinen Tische lag es. Leonore hatte ihr

eingeschärft, es ja selbst zu Doktor Bolten zu tragen; der Mut fehlte ihr plötzlich. Ob's auch gut war? Was würde er sagen?

Sie hatte mit Enthusiasmus gearbeitet, wochenlang. Mit einem Glücksgefühl sondergleichen hatte sie begonnen, gleich nach jenem Gesellschaftsabend bei Mannhardts. Die Feder hastete über's Papier, die Hoffnung trug ihre Gedanken auf mächtigen Flügeln. Da war etwas in ihr, das sie trieb, spornte, hetzte; sie galoppierte voran wie ein mutiges Roß ohne Zaum und Zügel. Es war ihre erste größere Arbeit.

„Es hängt ungemein viel vom ersten Auftreten ab," hatte Frau Leonore gesagt, „nimm dich zusammen, Herzchen!"

Einem Nachtwandler, der ruhig im Vollmondschein über Dächer und Firste wandelt, war Elisabeth in diesen Wochen ähnlich gewesen. Nun war sie angerufen — sie erschrak, taumelte, ihr schwindelte. ‚Nimm dich zusammen!' Wie macht man das, wenn da etwas herausdrängt, herausstürzt aus tiefster Seele, uneinschränkbar wie schäumendes Wildwasser aus der Felsenkluft?!

Sie hob die Hände an die Schläfen, die glühten und schmerzten in der quälenden Gedankenflucht.

Würde es ihm gefallen? Jetzt wußte sie's, es würde ihm nicht gefallen. Was war sie denn, wer? Nichts!

Elisabeth senkte die Stirn tiefer und tiefer, bis sie auf dem Fensterbrett lag und ihre fiebernden Pulse an das kalte, fühllose Holz klopften. Ach, nur eine Seele haben, der sie ganz vertraute, die ihr ganz vertraute, die da sprach: Ich glaube an dich!

Die Thür ging auf, Mile steckte den Kopf herein. „Fräuleinchen, 's is Zeit, wenn Sie zu dem Herrn gehn wollen; bald fünfe." Ihr dürrer Arm reckte sich wie eine Fahnenstange Hut und Jäckchen baumelten daran.

„Ich gehe nicht."

„I du meine Zeit, warum denn nich?"

„Es gefällt ihm doch nicht."

„Gefällt ihm nich? Na so was! Allens, was Sie schreiben, is wunderschön; wenn ich nur eine Zeile lese, muß ich weinen. Wenn ich man bloß die Ueberschrift sehe! Das sollte ihm nicht gefallen?" Sie rümpfte geringschätzig die Nase. „Dann versteht er nichts!"

„Ach, Mile!" Elisabeth hob den Kopf und starrte gradeaus, „du verstehst es nicht!"

Wenn sie nur jemandem ein paar Stellen vorlesen könnte: da lag das Manuskript, es lockte und winkte. Elisabeth überlegte — Leonore?! Nein.

Eine unbewußte Scheu hielt sie zurück. Die wollte immer so viel Eigenes dazuthun, hier einen geistreichen Gedanken einflicken und dort. Man wurde zum Schluß irre an dem eigenen Werk, man kannte es nicht mehr.

Nein, das war nun einmal fertig. Elisabeth faßte das Manuskript mit fester Hand. Aber wohin in der Unruhe des Herzens?!

Kistemachers fielen ihr ein, das waren so verständige, nette Leute, die hatten gewiß ein Urteil.

Sie sprang eilig die Treppe hinunter.

Kistemachers Kinder waren im Tiergarten, das Ehepaar saß allein. Die Sprechstunde war beendet, Herr Kistemacher hatte gut gegessen und rauchte nun behaglich seine Zigarre. Frau Julie stopfte Strümpfe. Elisabeth wurde freundlich begrüßt.

Frau Kistemacher streckte ihr die rechte Hand hin, die linke ließ den Kinderstrumpf, in dem das Stopfei steckte, nicht fahren. „Trinken Sie ein Täßchen Kaffee?" Schon zog sie den schwarzen Wollfaden wieder aus und ein, sie sah nicht mehr auf.

„Nein, ich danke sehr, ich — —" Elisabeth zögerte. Sie hielt das Manuskript hinter'm Rücken versteckt.

„Was haben Sie denn da, Fräulein Reinharz?" Kistemacher beugte sich ein wenig aus seinem Schaukelstuhl vor.

„Ich? Ach!" Das Sprechen wurde ihr sauer, die Luft war hier so — so — sie wußte nicht, woran es lag, sie kam sich plötzlich ganz überspannt vor.

„Setzen Sie sich doch, Fräulein Elisabeth!" Das Stopfei wurde aus dem Strumpf gezogen. „Fertig!" Da war schon wieder ein anderer mit einem großen Loch. „Was die Kinder reißen!"

„Ich" — Elisabeth raffte sich auf — „ich wollte Sie sehr bitten — — ich möchte Ihnen gern" — sie zog plötzlich das Manuskript hervor — „Ihnen etwas von mir Geschriebenes vorlesen. Ich schreibe." Sie senkte tief errötend den Kopf.

„Was, Sie schreiben? Sie, Sie?!" Frau Kistemacher sah nun doch für einen Augenblick auf; da sie die Hände zum Zusammenschlagen nicht frei hatte, drückte sich das ganze Erstaunen in ihren weitgeöffneten Augen aus. „So was! Sie schreiben! Nicht möglich! Wie interessant! So was!"

„Bitte, Fräulein Reinharz," sagte artig Herr Kistemacher — er war aufgestanden und ging mit knarrenden Stiefeln im Zimmer auf und nieder —

„das wird uns sehr interessieren! Mich ganz besonders!“ Er lächelte halb eitel, halb verschämt. „Sie müssen wissen, in meinen Mußestunden verbreche ich zuweilen auch etwas. Es ist mir der genußreichste Zeitvertreib!“

Wer hätte bei Herrn Kistemacher das vermutet! Elisabeth fühlte sich angeheimelt; sie taute auf und erzählte lebhaft; dann las sie einige Stellen aus ihrer Novelle vor. Sie las mit glühenden Wangen, am Schluß kamen ihr fast Thränen in die Augen; sie fühlte noch einmal alles mit.

„Und meinen Sie, daß es so geht? Daß ich's so einreichen kann? Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir offen Ihr Urteil sagten!“ Erwartungsvoll sah sie Herrn Kistemacher an.

Er hielt ihr die Hand hin. „Also Kollegen! Das darf ich schon sagen, ohne mich zu überheben. Ich finde die Novelle sehr gut. Ich würde ja einiges noch anders gemacht haben, aber ich will Ihnen jetzt nicht mehr den Kopf warm machen. Kommen Sie ein ander Mal lieber vorher zu mir, wir besprechen dann das Ganze eingehend miteinander. Warum haben Sie eigentlich nicht daran gedacht, den Helden lieber —“

„Laß mich doch auch mal was sagen, Hans!“ rief Frau Julie drein. „Ich finde die Geschichte

entzückend, ganz entzückend! Schade, daß ich nicht mit ganz ungeteilter Aufmerksamkeit zuhören konnte! Scheußlich, nicht mehr zu brauchen!" Der Strumpf flog in den Korb. Dann streichelte sie Elisabeth: „Wie nett, daß Sie's uns zuerst gezeigt haben! Kommen Sie nur zu jeder Zeit und holen Sie sich unseren Rat. Wie reizend Sie schreiben! Die Muttergefühle der Anna sind großartig geschildert! Wo Sie das nur her haben? Als ob Sie viere gehabt hätten, wie ich! Die Szene mit dem kranken Kind ist ganz graulich, ein Glück, daß es am Schlusse gesund wird, sonst wäre die ganze Geschichte verfehlt gewesen. Nein" — sie sprang lebhaft auf — „nun hole ich aber ein Schlückchen Wein, darauf müssen wir anstoßen!"

„Also Sie meinen, es ist gut?" sagte Elisabeth, froh wie ein Kind.

„Vortrefflich!" Kistemacher drückte ihr warm die Hand. „Sie sind ein großes Talent! Dacht' ich's doch gleich, als ich Sie das erste Mal sah, daß in Ihnen was steckte! Es wird mir eine Freude sein, Ihnen zur Seite zu stehen. Durch meinen Beruf komme ich mit so vielen Menschen in Berührung; da kenne ich ein paar Redakteure — sehr genau, wir stehen sehr freundschaftlich — denen werde ich von Ihnen erzählen!"

„Weißt du was, Hans?“ Frau Kistemacher war Feuer und Flamme, „du bist immer so anständig und behandelst sie zu Künstlerpreisen, nun können sie auch was nehmen!“

„Werden sie auch, beruhige dich!“ Kistemacher rieb sich die Hände. „Das nächste Manuskript bringe ich Ihnen mit Leichtigkeit unter, verehrtes Fräulein!“

Frau Julie lachte, faßte Elisabeth um die Taille und drehte sich wirbelnd mit ihr herum. „Ich freue mich, ich freue mich riesig! Eine berühmte Schriftstellerin! Und wir haben auch was dazu gethan, Sie berühmt zu machen!“

„Ja, es war gut, daß Sie zu uns gekommen sind,“ sagte Kistemacher. „Soll ich Sie jetzt auf die Redaktion begleiten? Es ist Ihnen gewiß angenehmer.“

„Nein, das kannst du nicht, Hans! Du weißt, die Kinder kommen gleich nach Hause, und ich muß in die Markthalle, ich kann sie nicht erwarten. Nehmen Sie's nicht übel, Fräulein Elisabeth, ein ander Mal recht herzlich gern! Ich begleite Sie auch gern mal!“

So ging Elisabeth allein.

Sie war hastig gelaufen, nun zögerte sie auf der

Treppe. Sie nahm Stufe um Stufe, vorsichtig wie ein Lahmer.

Da war ein langer Gang; am Ende eine Thür mit einem Schild:

Redaktionsbureau.

Bitte eintreten ohne Anklopfen.

Sollte sie, sollte sie nicht? Ihr Herz pochte.

Unten im Kellerraum sausten die Maschinen. Ein dumpfes, unheimliches Surren; eine beklommene, von Druckerschwärze durchschwängerte Luft. Arbeiter mit berußten Gesichtern eilten über die Treppe, bleiche Mädchen in großen Schürzen, Setzer mit wichtiger Miene und abgespannten Zügen.

Es war höchste Zeit, sonst ging der Doktor fort. Ihr Finger krümmte sich, näherte sich der Thür und schnellte wieder zurück.

Eintreten ohne Anklopfen.

Ein tiefer, zitternder Atemzug — endlich drückte sie die Klinke nieder. Nun war sie drinnen. Kein Mensch drehte sich nach ihr um, sie saßen alle mit dem Rücken gegen die Thür. Die Federn kritzelten.

Sie räusperte sich. „Ist Herr Doktor Bolten zu sprechen?" fragte sie schüchtern.

„Nein, der Doktor ist jetzt nicht zu sprechen," sagte eine Stimme aus irgend einer Ecke.

„Bitte, wann kann ich ihn denn sprechen?" Sie

sagte es sehr enttäuscht; nun hatte sie den Gang gewagt, und nun war er umsonst! Das Manuskript in der Hand brannte sie. — — — Wieder ein Tag verloren auf dem Weg zum Stern! „Ich m u ß ihn sprechen!"

Einer der Herren wandte sich jetzt nach ihr um und musterte sie von Kopf bis zu Füßen. „Sie bringen wohl ein Manuskript? Wir bitten, die Manuskripte per Post einzusenden und Marken zur eventuellen Rücksendung gleich beizufügen. Doktor Bolten läßt sich nicht sprechen."

Sie drehte verlegen und unschlüssig die Papierrolle in ihren heißen Händen. Staub lag auf ihren Schuhen, auf ihrem Kleid. Staub, Staub fiel nieder von der Decke dieses Raumes und sank schwer auf ihre Seele.

Der Herr lächelte flüchtig, diese grauen Mädchenaugen blickten so sehr betrübt. „Haben Sie irgend eine Empfehlung, Fräulein?" fragte er freundlicher.

„Die habe ich!" Sie atmete auf. „Ich kenne den Herrn Doktor. Frau Leonore Mannhardt schickt mich!"

„Darf ich um Ihre Karte bitten?" Der Herr machte eine Verbeugung.

Sie zog, ungeschickt vor Hast, ihr Visitkartentäschchen heraus. „Hier!"

Der Herr ging in's Nebenzimmer. Die Federn kritzelten. Sonst kein Laut.

Elisabeth wartete. Ihr Herz schlug hart, Hammerschläge — sie glaubte, man müsse sie hören. Sie preßte das Manuskript, daß es knitterte. Fünf Minuten vergingen; zehn Minuten.

Jetzt knarrte die Thür. „Herr Doktor läßt bitten." Eine einladende Handbewegung, und sie stand drinnen im Allerheiligsten.

Bolten saß an dem großen, grünen Diplomatenschreibtisch, das Gesicht der Eintretenden zugekehrt. Stöße von Manuskripten türmten sich rechts und links von ihm auf, auf dem Schreibtisch auf dem Boden; hinter ihm noch ein Regal voll. Es roch nach vergilbtem Papier und nach Tinte.

Der Doktor schwitzte, sein Gesicht war gerötet, die Haare standen ihm zu Berge.

„Verzeihen Sie, Fräulein, ich bin sehr beschäftigt, ich habe noch Dringendes zu erledigen." Er zog seine Uhr heraus und legte sie vor sich auf den Tisch. „Womit kann ich Ihnen dienen? Ich lese die letzte Korrektur zu dem großen Roman unserer Rosen, die Fahnen müssen heute noch in die

Druckerei. Donnerwetter, schon so spät?!" Er nahm die Feder zur Hand und verfolgte die einzelnen Zeilen auf dem langen Papierstreifen. „Bitte, sprechen Sie nur!"

„Frau Mannhardt sagte mir — sie wollte — sie hat mit Ihnen gesprochen."

„Ja, richtig!" Er entsann sich. „Habe schon das Vergnügen gehabt." Er warf die Feder hin: „Ne, sind die Kerle unaufmerksam, wieder dieselbe Geschichte gemacht! Zum Verrücktwerden!" Er drückte anhaltend auf den Knopf der elektrischen Leitung. „Verzeihen Sie!" Noch ein Druck auf den Knopf. „Hört denn keiner?!"

Der junge Herr von nebenan stürzte herein.

„Warum hören Sie denn nicht? Schicken Sie mal den Faktor herauf; er darf nicht weggehn, ehe ich ihn gesprochen habe. Der Esel! — So" — er nahm wieder die Feder — „hier Absatz. Wie oft soll ich das bemerken! Stehe ganz zu Diensten, Fräulein — Fräulein Reinhof, nicht wahr?"

„Reinharz."

„Reinhart, richtig!" Er faßte sich an die Stirn. „Geht einem so viel Wichtiges durch den Kopf! Ja, ja, entsinne mich, weiß alles: Novelle vorgelesen, mir empfohlen, geben Sie her!"

Er nahm ihr ohne weiteres das Manuskript aus der Hand.

Ihre Finger gaben es ungern frei, ihr war auf einmal, als möchte sie es lieber behalten, als sei es ein Tropfen eigenen Blutes.

Er wog es in der Hand, dann blätterte er darin. „Ziemlich lang! Ueber dreitausend Druckzeilen!" Sich halb umdrehend warf er es auf das Regal hinter sich. „Werde Ihnen schreiben, Fräulein."

„Wann — wann darf ich auf Bescheid hoffen?" Sie fragte das so leise, daß man es kaum hörte.

„Bin ungeheuer überhäuft, wie Sie sehen!" Er machte eine umfassende Handbewegung. „Alle diese Manuskripte harren auf Erledigung. Hier dieser Roman" — er legte die Hand auf ein Manuskript von ungeheurer Dicke — „wartet schon seit Monaten auf mich. Ich komme bei'm besten Willen nicht dazu."

„Meines ist ja nicht so korpulent," sagte sie mit einem Anflug von Lächeln.

Ganz erstaunt sah er sie an. „Sie lachen? Wissen Sie was, schreiben Sie 'ne Humoreske! Das wird Ihnen liegen!"

„Wollen Sie dies nicht erst lesen?" Sie sah hinüber zu ihrem Manuskript.

„Was ist es denn? Heiter?"

„Nein."

„Ernst, tragisch wohl gar? Ach, um Gotteswillen!" Er fuhr sich in die Haare.

„Es ist nicht tragisch, nur ernst. Sehr ernst."

„So — hm. Und wo spielt es? Sie sehen, wieviel ich zu thun habe. Geben Sie mir mal lieber gleich in kurzen Umrissen den Gang der Handlung."

„Im Dorf," sagte sie knapp. „Die Magd Anna wird vom Sohn des Bauern, bei dem sie dient, verführt und verlassen. Sie verbirgt sich mit ihrem Kind im Wald, sie friert, sie hungert —"

„Hören Sie auf, hören Sie auf!" Volten trommelte ungeduldig auf den Tisch. „Ne! Neenene, das ist nichts für uns! Gott bewahre! Ein uneheliches Kind!!! Wie kann ich das meinen Leserinnen zumuten, Damen aus den besten Kreisen! Bauerngeschichten sind ohnehin schon abgedroschen, gar nicht mehr Mode. Und dann so romantisch! Im Walde versteckt! Heutzutage versteckt sich keine mehr im Walde. Hahaha!" Er lachte, daß man all seine Nußknackerzähne sah. „Liebes Fräulein, wissen Sie was?" — Er langte hinter sich. „Da, nehmen Sie gleich

Ihr Manuskript wieder mit, was soll ich mir erst die Mühe machen?! Hier!"

Er hielt inne, ihr zitternder Atem streifte ihn, ihre großen, sprechenden Augen sahen ihn thränenverschleiert an.

„Mag ja ganz litterarisch sein," meinte er gutmütig, „Sie haben Talent, hat man mir gesagt. Aber schreiben Sie mal was aus dem wirklichen Leben, was allgemein interessiert. Am liebsten was Nettes, Fesches, 'ne Humoreske zum Beispiel; Tragisches will kein Mensch lesen. Und dann nicht diese Bauernatmosphäre! Verrohen Sie Ihr Talent nicht, Fräulein, die Kunst muß vornehm sein. Wenn ich Ihnen raten soll, lesen Sie viel von der Rosen, und von der Widmann — großartig, einfach großartig! Bei der Lindenhayn tritt das Erotische in letzter Zeit etwas zu unverhüllt zu Tage. Wissen Sie, Fräulein, der Schriftsteller kann alles sagen, alles geschehen lassen" — Bolten redete sich ordentlich in Eifer — „muß er sogar, der Leser will sich doch nicht langweilen. Aber verblümt! Nicht gleich mit unehelichen Kindern um sich schmeißen! Solche Geschichten — ah, bah!"

„Aber sie sind wahr." Des Mädchens Augen schwammen nicht mehr in Thränen, groß und ernst sahen sie den Redakteur an.

„Wahr, wahr! Was heißt wahr?!“ Er zuckte die Achseln. „Die Kunst soll in erster Linie schön sein. Hier“ — er hielt die Korrekturfahne des Rosenschen Romans in die Höhe — „hier, hier können Sie was draus lernen. Lesen Sie die Widmann, die faßt auch nicht gerade mit Glacéhandschuhen an. Aber der Zweck heiligt die Mittel; die beschäftigt sich eben mit der brennendsten Frage der Gegenwart: der Frauenfrage. Lernen, liebes Fräulein, lernen! So, nichts für ungut, liebes Fräulein,“ er reichte ihr die Hand, sie that ihm leid, sie stand wie niedergeschmettert, „bringen Sie mir die Humoreske. Bedenken Sie“ — er streckte pathetisch den Arm in die Höhe — „ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!“ Und dann in geschäftlichem Ton: „Nicht zu lang, ungefähr dreihundert bis dreihundertfünfzig Druckzeilen, anmutig, im Salon spielend, verstanden?“

„Ich kann das nicht,“ sagte sie. Sie hob stolz den Kopf: „Ich werde das nie können.“

Sie ging. Wie sie die Treppe hinuntergekommen, wußte sie selbst nicht; es faßte sie wie ein Schwindel. Das war die Kunst?! Das war der Weg?! Nein, nein! Sie preßte ihr Manuskript an sich wie ein geliebtes Kind.

Langsam ging sie durch die Straßen, die

Menschen hasteten, sie wurde gestoßen — hier, dort — sie merkte es nicht. Pferdebahnen klingelten, Droschken rollten; Getrappel, Peitschenknallen, Zurufe; bunte Läden, Menschen, Frauen, Kinder. Eine Fülle von Dingen, eine ununterbrochene Reihe von Gestalten, von Existenzen aller Art. Der Strom des Lebens flutete mächtig in der großen Stadt, und sie mitten darin, einsam! Sie fühlte sich einsam; zum ersten Mal.

Da floß der Kanal; Bäume standen am Ufer, Bäume, die emporstrebten, die Aeste sehnsüchtig nach Licht und Luft reckten. Elisabeth blieb stehn. Langsam sank die Dämmerung nieder. Das Wasser floß schwarz, von keinem Wellchen bewegt. Kein Windhauch. Abend.

Ihr Blick suchte den Himmel, der spannte sich hoch droben über'm Kanal mit bleichgrauen Wolken — da, mitten dazwischen ein Stern, unbeweglich, klar und golden!

Des Mädchens Lippen schlossen sich fest aufeinander, sie ließen den Seufzer nicht durch. Wie hatte der alte Prediger in der Dorfkirche gesagt? „Die Pforte ist eng, der Weg ist schmal, wenige sind ihrer, die ihn finden."

„Ich werde ihn finden!"

Finden —?! Eine Frage, ein Echo verschwebten.

Elisabeth schrak zusammen, hatte sie laut gesprochen? Mit ernstem Blick kam sie nach Hause.

„Nu, Fräuleinchen, was hat er gesagt?" Mile starb fast vor Neugier. „Der hat sich wohl nicht schlecht gefreut?" Mile durfte sich schon die Frage erlauben, sie war ein altes Faktotum, das jahrelang in des Onkels Haushalt gewirtschaftet und Elisabeth die ersten Stricknadeln zwischen die Kinderfinger geklemmt hatte.

„Es hat ihm nicht gefallen." Elisabeth setzte sich in die Sofaecke und lehnte den Kopf an's Polster.

„Wieso nicht gefallen?!" Mile sah aus wie eine Gluckhenne die das Gefieder sträubt, weil unbefugte Hände ihrem Küchlein zu nahe kommen. „Nich gefallen? Ich habe Blätter von der Geschichte aus dem Papierkorb 'rausgesucht, ich habe sie gelesen." Sie zeigte mit dem knochigen Finger: „Da wohnt der im Dorfe, da der! Und die Anna, die! Ich kenne sie alle. Die haben's mal tüchtig gekriegt, die lüderliche Packasche! Und der will sagen, das wäre nich schön! Der —"

„Ruhig, Mile!" sagte Elisabeth mit einem wehmütigen Lächeln. „Ich bitte dich, sei jetzt ruhig!"

Mile ging kopfschüttelnd hinaus.

Elisabeth saß regungslos. Weltenweit, weltenfern — wo hatte sie denn gelebt, daß sie nicht wußte, wie die Menschen denken, was ihnen gefällt und was ihnen nicht gefällt?! — — — —

Sie rüttelte sich und sah um sich, wie jemand, der aus dem Traum erwacht und sich nicht in der Wirklichkeit zurecht finden kann.

III.

Wolfgang Eisenlohr, der berühmte Dichter, saß in seiner Studierstube. Sie lag nach dem Garten hinaus, durch den langen Korridor von der übrigen Wohnung getrennt. Eine breite Glasthür mit grünseidenen Gardinchen führte auf den Altan; Blumen und Palmen blühten und grünten dort in verschwenderischer Fülle.

Drinnen alles verschleiert, kein Strahl hellen Lichtes. Ganz Stimmung. Der rechte lauschige Winkel für einen Poeten. Von der Decke schwebte ein ausgestopfter Adler mit gespreizten Riesenfängen, um den Schreibtisch standen abgehauene Tannen in geschickt verborgenen Wasserkübeln; sie wurden alle vierzehn Tage erneuert. Der Dichter liebte es, im Grünen zu arbeiten; seine Phantasie versetzte ihn dann in den Gebirgswald, wo der Adler horstet, und der kühne Wanderer aus einsamer Höhe stolz auf die niedere Menschheit hinunterblickt.

Eisenlohr schrieb eine großartige Naturschilderung, das erste Kapitel seines neuen Romans. Die sterbenden Tannen dufteten stärker in der Treibhauswärme des Gemachs, Harzthränen tropften an ihren Stämmen nieder, ihre Nadeln fielen leis knisternd. Sonst kein Laut.

In den Dichterohren rauschten Föhrenwälder, kreischte der Adler, hoch über der Klippe, die noch kein Menschenfuß betrat. Eisenlohr war ganz in Stimmung.

Da — er fuhr empört auf — draußen wehklagendes Kindergeheul! Noch einmal, angstvoll, schrill, im höchsten Diskant.

Er riß die Thür auf: „Ruhe!"

„Oh monsieur!" — die französische Bonne stürzte atemlos herein — „excusez, mille fois pardon! Elsa hat sich gefallen ein Loch, mon Dieu!"

„Ungezogene Jöhre!" Eisenlohr warf krachend die Thür in's Schloß. „Ruhe!"

Das Geheul verstummte sofort, die Bonne hatte nur geflüstert: „St — st! — Monsieur dichtet!"

Der Papa dichtet! Die vierjährige Elsa wußte sehr wohl, was das bedeutete. Sie preßte ihre Lippen aufeinander und verbiß den Schmerz. Sie

war eine Dichterstochter und wußte, was sie ihrem Vater schuldig war; er hatte nicht umsonst den wunderbaren Lieder-Zyklus: ‚Mein Sonnenkind‘ an sie gerichtet.

Die Föhren rauschten wieder, Moos und Gerank krochen die Felsen hinan, liebevoll blickte das Dichterauge auf das geringste Pflänzchen. Da, schon wieder eine Störung! Es klopfte.

Er schrieb weiter. Er hörte nicht, wollte nicht hören.

Noch einmal schüchternes Pochen.

„Zum Donnerwetter, herein!“

Der Diener brachte eine Karte: „Herr Maier.“

„Wer?“

„Herr Verlagsbuchhändler Maier. Den sollte ich ja nicht abweisen.“

„Ach so!“ Der Dichter warf die Feder hin. „Führen sie ihn herein!“

Maier trat ein. Er hatte dieselbe zugeknöpfte Haltung wie damals bei Mannhardts; nur sein Organ klang geschmeidiger, seine Verbeugung war verbindlicher. Er hatte vorgestern in der Zeitung unter ‚Kunst und Litteratur‘ von der neusten Schöpfung des berühmten Autors gelesen; dort war der Roman in höchst schmeichelhaften Zeilen als beinahe vollendet angekündigt worden. Als rühriger

Geschäftsmann hatte Maier gestern bereits geschrieben, heute machte er dem Dichter seine persönliche Aufwartung.

Man war sehr artig miteinander, man erkundigte sich nach dem gegenseitigen Befinden. Man haspelte die gewohnten Einleitungsphrasen der Unterhaltung ab; in fünf Minuten war man bei dem Hauptthema — dem Roman.

Maier rieb sich die Hände; vor jeder größeren Unternehmung pflegte er das zu thun, eine gewisse nervöse Unruhe lag in diesem Händereiben. Anscheinend beiläufig erkundigte er sich, wie weit der neue Roman schon gediehen sei. „Bald fertig, wie ich in der Zeitung las?"

„Das gerade nicht." Der Dichter lächelte. „Sie wissen ja, die Reporter können's nie erwarten. Aber selbstverständlich bin ich im vollen Zuge. Ich arbeite mit einer Schaffensfreudigkeit sondergleichen. Ich glaube, es wird mein bestes Werk!"

„Ich gratuliere!" Der Verleger neigte sich verbindlich. „Darf ich fragen, ob Sie schon über die Buchausgabe disponiert haben? Oder erscheint der Roman zuerst in einem Journal?"

Der Dichter lehnte sich bequem in seinen Stuhl zurück und steckte die Hand in den Busen. „In einem Journal erscheinen lassen? Dieses Werk!

Es widerstrebt meinen Ansichten von künstlerischer Vornehmheit."

„Und die Buchausgabe?" fragte der Verleger weiter.

„Ich habe an Sprottau Söhne gedacht. Sie wissen, ich pflege mein jeweiliges Werk dem Verlag zu geben, in dessen Rahmen es am besten paßt."

„So?" In Maiers Gesicht veränderte sich kein Zug, nur in die Stimme legte er eine kleine, kaum angedeutete Verwunderung. „Dürfte Ihr Roman denn in den Rahmen der Sprottauschen Thätigkeit passen? Nach den Andeutungen, welche die Zeitung brachte, glaubte ich dies nicht annehmen zu können."

„Es war auch nur ein flüchtiger Gedanke von mir." Eisenlohr sann einen Augenblick nach. „Er wird dort gerade besonderes Aufsehen erregen."

Maier antwortete nicht.

Eine Pause entstand.

„Hm," sagte der Verleger plötzlich, „würde Ihr Werk nicht bei mir mindestens eben so gut aufgehoben sein?"

„Bei Ihnen?" Der andre strich sich das Kinn. „Mein Werk schon. Aber ob ich —? Lieber Freund, mit den Honoraren, die Sie zu zahlen gewohnt sind, kann ich mich nicht begnügen. Ihre jungen Autoren, die sogenannten aufstrebenden Talente,

Gott im Himmel! Wenn Sie diesen Leuten mal einen kleinen Vorschuß von lumpigen paar hundert Mark geben, schreiben die Ihnen drei Bücher dafür."

Maier lächelte fein. „Ganz so verhält sich die Sache doch nicht! Uebrigens" — seine Miene wurde ernst — „Sie wissen recht wohl, daß wir unseren gutgehenden Autoren anständige Honorare zahlen."

„Gutgehende Autoren! Das paßt auf die kleinen Talente, die wirklich mal in die zweite und dritte Auflage kommen — dann schnappt es." Eisenlohrs geringschätziger Ton wurde hochachtungsvoll: „Das mindest wertvolle meiner Bücher ist bereits in vierundzwanzig Auflagen verbreitet! Sie wissen, daß ich mit einigen bereits beim vierzigsten Tausend stehe. Was zahlen Sie mir pro Auflage? Natürlich in der bekannten Ausstattung und dem bekannten Format. Ladenpreis zwanzig Pfennige pro Bogen."

„Ich zahle Ihnen fünfundzwanzig Prozent vom Ladenpreis. Fünf Auflagen sofort. Jede folgende wird bei Ausgabe honoriert."

„Nein" — Eisenlohr machte eine entschieden ablehnende Handbewegung — „dazu können Sie mich nicht haben! Ich verlange siebenundzwanzig ein halb per Cent vom Ladenpreis" — er betonte jede Silbe — „und zehn Auflagen sofort honoriert!"

„Donnerwetter!“ Es entfuhr Maier unwillkürlich.

Der Dichter lächelte. „Sehen Sie, ich sagte es Ihnen ja gleich. Für mich sind Sie noch zu klein. Sie müssen auf Namen, wie der meine nun einmal ist, verzichten.“

„Wann könnten Sie das Manuskript liefern?“

„Bis zum August denke ich bestimmt fertig zu sein; bin ich weiter so gut disponiert, auch früher, — jedenfalls kommt das Buch rechtzeitig auf den Weihnachtsmarkt. Einen Titel habe ich — ich sage Ihnen, einen Titel! — der zieht!“

Maier saß wie versunken; jetzt richtete er seine kleine Gestalt mit einem energischen Ruck auf. „Ich gehe auf Ihre Bedingungen ein.“

„Na, das ist mal gescheit von Ihnen!“ Der Dichter schüttelte ihm kordial die Hand. „Es ist mein bedeutendstes Werk, Sie werden sehen, Maier, Sie machen ein großartiges Geschäft!“

„Bei siebenundzwanzig ein halb per Cent für den Autor“ — Maier lächelte sarkastisch — „und die Sortimenter wollen doch auch leben. Bei ihren teuren Ladenmieten, ihren hohen Geschäftsspesen und den Zumutungen, die das Publikum an sie stellt, muß man denen doch einen anständigen Rabatt bewilligen, da bleibt für unsereinen verdammt wenig.“

„Sie können ja gleich zwanzig Auflagen zusammen drucken; da bleibt genug übrig!"

„In der That," der Verleger nickte, „es kann sein, daß noch etwas übrig bleibt."

Sie waren also einig. Der Autor wurde sehr gesprächig, sehr liebenswürdig und entwickelte seinem neusten Verleger einen ganzen Rattenkönig von Paragraphen. Maier widersprach nicht, er machte sich Notizen. Als er sich nach einer weiteren halben Stunde verabschiedete, begleitete ihn Eisenlohr bis zur Zimmerthür.

Ehe diese sich schloß, ließ Maier einen raschen Blick über die kostbare Einrichtung des Gemachs gleiten. Der echte Perserteppich dämpfte jeden Schritt. Die gemalten Fensterscheiben warfen bunte Schimmer; der mächtige Kopf des Löwenfells vor'm Schreibtisch fletschte die Zähne; reizende Frauenköpfe in breiten Rahmen lächelten nieder, und draußen, vom Altan herein, glänzte die Blumenfülle.

So wohnt ein Dichter. — — — —

Unten am Haus stieß Maier auf eine Dame; diese warf ihm einen bitterbösen Blick zu, rauschte ohne Gruß an ihm vorbei und verschwand in der Thür des Dichterheims, eine Wolke von Parfum hinter sich lassend.

War das nicht die Starzynska? Der Verleger

blieb stehen. So elegant, in Seide? Zu ihm war sie immer sehr einfach gekommen, hatte viel über ihre beschränkten Verhältnisse geklagt, auch um Vorschuß gebeten. Und jetzt —? „Der wird sich freuen!“ Maier war ein wenig schadenfroh. „Die ist das reine Klebpflaster, die wird man unter einer Stunde nicht los!“ —

Wolfgang Eisenlohr saß eben wieder am Schreibtisch, als Wlodzimira Starzynska gemeldet wurde.

„Ich bin nicht zu sprechen! Wie oft soll ich's Ihnen denn sagen?“ fuhr er den Diener an. „Wenn Sie's nicht begreifen, muß ich Sie eben entlassen! Ich bin nicht zu sprechen!“

„Aberr fürr mich doch, teuerrrerr Meisterr!“ gurrte die Stimme der Starzynska vom Flur; sie war dem Diener auf den Fersen gefolgt. „Ich mache doch eine Ausnahme!“ Sie stieß die angelehnte Thür vollends auf, mit ausgebreiteten Armen stürzte sie herein. „Ich habe Sie ewig nicht gesehen! Oh, wie schön ist es hierr!“

Fräulein Starzynska sprach immer ein langschnarrendes, rollendes R. Man wußte nicht, rührte es von ihrem Ausländertum oder von ihrer dramatischen Studienzeit her; sie hatte sich zur Schauspielerin ausgebildet, war sogar in Warschau, Riga

und Petersburg, wie sie sagte, mit großem Erfolg aufgetreten.

„Wie schön ist es hierrr!“ Die Arme ausgestreckt, stand sie vor dem Schreibtisch, es war, als wolle sie in Verzückung niederstürzen. „Hierr schafft nun derr Genius! Lauterr Poesie!“ Sie kam auf Eisenlohr zu. „Sie herrrlicherr Mensch!“

Er wich ein paar Schritte zurück, die Starzynska war immer etwas stürmisch, und doch zeigte sein Gesicht ein geschmeicheltes Lächeln um die Mundwinkel.

„Teuerrerrr Meisterr!“ Sie ließ sich nicht mehr zurückhalten, sondern faßte seine Hand. „Ich komme herrgestürrzt, ganz atemlos, ich bin gerrührt, erschütterrt — dies wunderrschöne Gedicht! Diese Poesie! Ich habe Ihrrr Gedicht gelesen, heut in derr Zeitung! ‚An die hohe Mutterr zum Geburrtstag des Prrinzen‘! Ich habe geweint. Sie müssen mirr auch ein Gedicht machen, nächsten Monat werrde ich zweiundzwanzig. Teuerrerr, mirrr auch ein Gedicht!“ Sie fiel ihm um den Hals.

Er stand etwas verlegen. „Ich hätte nicht gedacht, daß Ihnen ein Gedicht —“

„Oh, herrrlich! Mirr ein Gedicht! Ich lasse es in die Zeitung setzen!“ Sie ließ ihn garnicht zu Wort kommen, sie überschüttete ihn mit Schmeicheleien.

Er konnte nicht umhin, liebenswürdig gegen sie zu sein. Sie hatte eine Racefigur, üppige Büste, schlanke Taille, zierliche Hände und Füße. Als Dichter war er für Schönheit empfänglich. Nebenbei war sie voller Temperament und voll von einer rührenden, schwärmerischen Bewunderung für ihn; sie hatte Geist.

Immer öfter strich sich Eisenlohr das Kinn. Es war eine ihm eigentümliche, ganz charakteristische Gebärde; die schöne weiße Hand wischte von dem bartlosen Mund abwärts, als wolle sie so das halb überlegene, halb cynische Lächeln verstecken, das da zuweilen aufdämmerte, besonders in Frauengesellschaft.

Nach einer Stunde wurde Wlodzimira sehr mitteilsam, sehr weich. Sie lehnte ihren dunklen Strubelkopf an des Dichters Schulter und klagte über ihre Verlassenheit, über die hilflose Stellung der Frau. Sich allein durchzuringen, o wie schwer! Dem weiblichen Autor werden tausend Hindernisse in den Weg gelegt.

„Sie müssen mirr helfen, teuerrerr Meisterrr!" sagte sie in rührender Naivetät. „Kennen Sie Maierrrr?"

„Er war vorhin erst hier. Er will durchaus mein neustes Werk verlegen."

„Und haben Sie es ihm zugesagt, teuererr

Meisterr?" Sie belauerte ihn wie die Katze die Maus.

„Hm, so halb und halb."

„Oh, teuerrerr Meisterrr!" — Nun fing sie an zu weinen. „Errr ist ein Scheusal! Trrauen Sie ihm nicht! Errr hat mich mit Antrrägen verfolgt, errr warr mirr zuwiderr — nun will errr mein Trrauerrspiel nicht verlegen. Errr weist es zurrück, mein Trrauerrspiel! Alle Leute sagen, es ist ausgezeichnet. Was soll ich machen?!" Sie rang die Hände und schluchzte fassungslos.

Der Dichter hatte viel zu trösten; er that es mit sanften Worten und strich sich dabei besonders häufig um Mund und Kinn.

Sie sank zu seinen Füßen und legte das wirre Haupt auf seine Hände, ihr voller Busen drückte sich an seine Kniee. „Teuerrerr Meisterr, helfen Sie mirrr! Sie allein können es! Derr Maierr muß mein Trrauerrspiel verlegen. Sagen Sie es ihm. Sagen Sie ihm, Sie gäben ihm sonst nicht" — sie hob den Kopf und blinzelte ihn an mit schwimmenden Augen — „Sie gäben ihm sonst nicht Ihr neues Buch!"

Er versprach es ihr.

Der berühmte Dichter brachte die Kollegin bis

an die Treppe, sie verabschiedete sich mit überströmender Dankbarkeit.

Kaum war sie gegangen, fuhr eine Equipage vor; ein kleines, anspruchsloses Gefährt, der Kutscher in dunkler Livrée, ein einfaches M auf dem Wagenschlag, — Frau Eleonore Mannhardt.

Wie von einem Windstoß aufgescheucht, floh Eisenlohr in's Schlafzimmer. „Führen Sie die Dame in den Salon!" schrie er den Diener an, „rasch! Oeffnen Sie in meinem Zimmer die Fenster!" Die Starzynska hatte einen verräterischen Patchouli-Duft zurückgelassen, was konnte man da nicht alles denken?! „Alle Fenster, hören Sie? Ich komme gleich!"

Er stürzte vor den Spiegel. Rasch mit der Bürste den Haaren den kühnen Schwung gegeben, dann hinein in die schwarze Sammetjoppe, dies Künstler-Néglige, das seinem Charakterkopf mit der kräftigen Nase einen so kleidsamen Untergrund gab. Er war wirklich ein gut aussehender Mann — ob sich seine Büste besser in Marmor oder in Bronze ausnehmen würde?

Mit nachdenklichem Blick kam er in den Salon.

„Sie zerstreuter Dichter!" lächelte Frau Leonore und drückte ihm warm die Hand. „Aus anderen

Regionen aufgetaucht? Aus Dichterträumen? Verzeihen Sie, daß ich Sie geweckt habe!"

„Gnädige Frau, ich wünsche mir nie ein schöneres Erwachen!" Er küßte ihr galant die Hand.

„Und Ihre liebe Frau, Ihr entzückendes Töchterchen?"

„Meine Frau ist in's Bad gereist." Er sagte das ohne jede Erregung, obgleich er wußte, daß seine Frau nicht mehr zu ihm zurückkehren würde.

„Ach, so früh schon?" Sie sagte es auch ohne jede Verlegenheit, obgleich sie wußte, daß Eisenlohr in Scheidung lag.

„Und Ihre Elsa?"

„Mein Sonnenkind!" Ueber sein Gesicht huschte ein verklärender Schein. „Sie ist meine ganze Lebensfreude. Ich erquicke mich an ihr und mag sie keinen Augenblick entbehren!"

„Nur während des Arbeitens natürlich?"

„Im Gegenteil, ganz im Gegenteil! Ich versichere Sie, gnädige Frau, ich kann nicht arbeiten, wenn ich das Geschöpfchen nicht in der Nähe weiß. In diesen Kinderaugen liegt so viel, eine ganze Welt! Jedes Wort aus Kindermund ist eine Offenbarung. Diese Unschuld, diese Poesie! Glauben Sie mir, gnädige Frau, meine besten Gedanken hole ich mir bei meinem Kinde. Wenn

mein Kind seine frischen roten Lippen auf meine Stirn drückt, werden die Gedanken reiner, heiliger; sie sind weißen Tauben gleich, die empor zum Himmel schweben. Mein Sonnenkind!" Er senkte das Haupt in Rührung.

Frau Leonore war bewegt, ihre Augen glänzten. Sie flüsterte: „Wie schön empfunden! Möge ein gütiges Geschick Ihr Sonnenkind beschirmen!"

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau!" Er küßte ihr die Hand.

Sie machten beide eine kleine Pause in der Unterhaltung, um nicht den Augenblick weihevollen Empfindens, hohen seelischen Aufschwungs durch ein profanes Wort zu stören.

Endlich fragte sie schüchterner als sonst ihre Art war: „Ich habe Sie doch hoffentlich nicht bei der Arbeit unterbrochen?"

Er hörte sie nicht, er war ganz in Gedanken versunken.

„Doch nicht bei der Arbeit gestört?" fragte sie noch einmal.

Er fuhr aus tiefem Sinnen auf. „Gestört? O nein, wie könnten Sie mich stören! Verzeihen Sie, es ist eine leidige Angewohnheit von mir, die Gedanken nicht in der Studierstube zurück zu lassen. Die stürmen dann auf einen ein und packen einen

mitten in der Unterhaltung, man vergißt ganz die Gegenwart. Ich bin ein schlechter Gesellschafter!"

„Sie sind ein Dichter!" sagte sie mit gewinnendem Lächeln.

Er verneigte sich dankend. „Ja, Sie verstehen mich, gnädige Frau, aber Sie sind eine unter tausenden. Niemand wird öfter verkannt als der Dichter, mißverstanden, verlacht, gesteinigt und mit Dornen gekrönt. Unser Lorbeerkranz ist eine mit Blättern verkleidete Dornenkrone!"

„Und das sagen Sie — Sie?!"

Er seufzte. „Meine liebe, gnädige Frau, urteilen Sie auch nach äußeren Erfolgen? Was macht das Wesen des Dichters? Das Auf und Nieder von Gefühlen. Er weint mit seinen Gestalten, er lacht mit ihnen; jede Empfindung, die er wiedergiebt, ist in ihm geboren, er klagt um Verlorenes und geht durch das Fegefeuer der Leidenschaft. Weit mehr als er genießt durch seine Kunst, leidet er. Es ist schwer, ein Dichterherz zu haben. Und diese Nächte, diese abscheulichen Nächte! Ich habe seit lange nicht gut geschlafen!"

Sie citierte:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß" — —

„Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!" fiel er mit sonorem Klang ein. Und dann in leichterem, aber immer noch gehaltenem Ton: „Sie haben mir eine Lektion erteilt, gnädigste Frau!"

Sie errötete vor Freude über den verehrungsvollen Ton seiner Stimme und lächelte mit leichter Koketterie: „Bin ich denn ein Schulmeister?"

„Eine reizende, kluge, liebenswürdige Frau!" Er haschte nach ihrer Hand; sie ließ sie ihm ein paar Augenblicke. Wohlgefällig ruhte sein Blick auf ihrem noch rosig schimmernden Gesicht, die erhöhte Farbe stand ihr gut, ihre Augen erschienen glänzender und lebhafter. Eisenlohr strich sich um Mund und Kinn.

„Meine verehrte Freundin!" flüsterte er.

Sie wurde ganz verwirrt. Von einem großen Dichter ‚Freundin' genannt zu werden, welch erhebendes Gefühl! Blitzschnell dachte sie an Goethe und Marianne von Willemer — das war so ungefähr das Verhältnis, in dem sie zu Eisenlohr stand. Sie dichtete und sang ja auch wie jene.

„Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?" schmeichelte sie.

„Bitten Sie!" Er strich sich wieder um Mund und Kinn.

„Sie sollen uns ein Fest verherrlichen — nein, nein, schütteln Sie nur nicht so ablehnend den Kopf! Hören Sie erst! Mia Widmann hatte die Idee, einen Bund, sagen wir ‚Verein‘, zu gründen, hauptsächlich aus Schriftstellerinnen bestehend, doch sind andere Künstlerinnen und der Kunst nahestehende Damen nicht ausgeschlossen. Dieser Bund hat zum Zweck: Wahrung der geistigen und körper-ichen Interessen der Frau! Ein edles Bestreben!“

„Sehr edel!“ sagte Eisenlohr.

„Man hat mir die Ehre erwiesen, mich in den Vorstand zu wählen. Ferner sind gewählt natürlich Frau Widmann, Alinde Rosen, die Maschka und Fräulein Starzynska. Frau von Lindenhayn hat leider zu unserem unendlichen Bedauern abgelehnt. Schriftführer ist Doktor Bolten. Mein Mann in seiner Selbstlosigkeit will nur hinter den Kulissen das Praktisch-geschäftliche leiten. Die Sitzungen des Vereins gehen bei den verschiedenen Vorstandsdamen um.“

„So.“

„Die erste gestern stattgehabte Sitzung hat eine glänzende Idee gezeitigt. Wir wollen anfangs Sommer, ehe alle Welt auf Reisen ist, einen Unterhaltungsabend geben, und zwar bei Kroll; wir haben ja so viele Bekannte. Mia Widmann hält

einen Vortrag. Dann folgen lebende Bilder: Szenen aus dem Leben der Frau, mit Erläuterungen, ebenfalls von der Widmann verfaßt, und von Fräulein Starzynska und der Maschka vorgetragen. Beide Damen, sowie Fräulein Rosen, haben in opferfreudiger Weise auch ihre Person für die lebenden Bilder zugesagt."

„In der That, sehr opferfreudig!"

„Dann, und das ist der Glanzpunkt — sagen Sie nicht nein, sagen Sie nicht nein!" Lebhaft ergriff sie seine beiden Hände: „Sie Dichter von Gottes Gnaden, Sie müssen ja Fühlung für die Leiden der Frau haben!"

Er hatte keine Hand frei und konnte so sein Lächeln nicht verbergen.

Sie sprach mit glühenden Wangen weiter: „Sie, als Künder der feinsten Regungen der Seele, werden der Frau nachempfinden können, die in der Ehe, bar aller Rechte, schmachtet! Dem Schmerz des Mädchens, das der Geliebte ungestraft verlassen darf, werden Sie ergreifende Worte leihen! Sie werden für die Sehnsucht der Arbeiterin, die täglich das Martyrium der Arbeit von neuem beginnt, den rechten Ton finden. Sie sind der Einzige, der das kann. Dichten Sie uns etwas, bitte, bitte!" Sie faltete die Hände. „Die Maschka wird's vortragen

oder die Starzynska, welche von beiden Sie wählen. Man wird Sie vorklatschen, vorrufen, vorjubeln. Während Sie sich verneigen, erscheint ein junges Mädchen im Engelsgewand und reicht, Ihnen huldigend, einen Kranz roter Rosen, den Dank der Frauen! Meine Idee!" Sie hatte sich ganz in Begeisterung geredet.

„Hm, hm." Sein Lächeln wurde so stark, daß er den Kopf zur Seite wandte.

Sie sah sein edles Profil. „Es muß wirken!" sagte sie.

Er war nicht ganz so abgeneigt, als sie gefürchtet hatte.

Frau Mannhardts Kutscher mußte unten vor dem Hause lange warten; er sah schon unruhig nach den Fenstern, der feurige Braune wollte nicht länger stehen.

Eisenlohr war liebenswürdig genug, sich alles bis auf die kleinste Kleinigkeit erzählen zu lassen. Er griff sich an die Stirn — nun kam ihm schon eine glückliche Idee. Er sann.

Frau Leonore saß auf dem Sofa und wagte nicht sich zu rühren. Nur ja nicht die Idee verscheuchen! Voller Andacht sah sie zu dem Dichter auf.

„Und die Einnahmen?“ fragte er. „Ich zweifle nicht, daß sie groß sein werden.“

„Sie bilden den Fonds des Vereins. Ihre Mitwirkung würde uns Summen zusichern!“

„Ja, recht schön, aber ich weiß wirklich nicht —“ Er zögerte noch immer.

„Sagen Sie zu!“ bat sie dringend. „Ein Engel wird Sie belohnen! Sie thun nebenbei noch ein zweites gutes Werk. Diesen Engel wird mein Schützling vorstellen, eine junge, talentvolle Schriftstellerin.“

„Schon wieder eine!“ murmelte Eisenlohr.

„Sie ist unbekannt. Wird ihr Name mit dem Ihrigen zusammen genannt, so ist sie bekannt mit einem Schlag. Ein junges Ding, wildfremd in der großen Stadt — was können Sie aus ihr machen!“

„Hm — ich habe wirklich so wenig Zeit.“ Eisenlohr schien plötzlich das Interesse verloren zu haben. „Meine liebe gnädige Frau, ich bin wirklich nicht in der Lage, alle Schriftstellerinnen zu protégieren.“

„Ach, thun Sie's!“ bat Leonore mit Thränen in den Augen. „Sie verpflichten mich allerpersönlichst. Elisabeth Reinharz ist mein Schützling, meine Freundin, ich verspreche mir Großes von ihr.

Sie ist so talentvoll! Frisch vom Lande, unberührt, reizend wie eine Rose."

Der Dichter strich sich das Kinn. „Nun, weil Sie mich so bitten," sagte er endlich.

Er begleitete sie bis zur Thür, bis zur Treppe, bis zur Hausthür hinunter. Er half ihr in den Wagen. Noch ein Handkuß, eine Verbeugung.

Lächelnd, strahlend vor heimlichem Stolz fuhr Frau Leonore Mannhardt davon.

IV.

Elisabeth Reinharz war auf dem Weg zum Verlagsbuchhändler Maier.

Sie hatte sich endlich ein Herz gefaßt und ihm vor einigen Tagen mehrere Manuskripte zugeschickt, darunter das von Bolten zurückgewiesene. Nirgendwo hatte sie es untergebracht, obgleich Kistemacher seine Freunde, die Redakteure, persönlich aufgesucht und sie, kraft seiner coulanten Behandlung zu Künstlerpreisen, um Annahme ersucht.

„Ich sagte es Ihnen ja gleich, Fräulein Reinharz," hatte Kistemacher zuletzt gesagt, „einiges hätten Sie anders machen müssen. Wir wollen es mal durchgehen. Ändern Sie, was ich Ihnen sage; es sind ja nur ein paar Kleinigkeiten. Die Leute müßten Esel sein, wenn sie es dann nicht nähmen!" Er war etwas beleidigt, als Elisabeth auf die Änderungen nicht eingehen wollte.

„Ich kann nicht," hatte sie gesagt. „Und wenn ich's nicht anbringe!"

„Ich bitte Sie, Sie können doch ein bißchen mildern. Nicht alles so scharf ansehen! Ich sage auch: Was haben Sie für schöne Zähne, wenn ich doch weiß, wie viele Plomben drin sitzen."

Sie hatte nichts geändert, wenn Herr Kistemacher sie auch eigensinnig nannte; er durfte sich das jetzt schon erlauben.

Mit pochendem Herzen hatte sie die Arbeiten eingepackt und in ein paar beigelegten Zeilen sich Herrn Maier wieder in's Gedächtnis zurückgerufen. Er hatte ihr damals nicht geschrieben, trotzdem er sich ihre Adresse gemerkt.

Aber nun schrieb er, überraschend bald, nach ein paar Tagen. ‚Er habe ihre Arbeiten gelesen, er bitte sie, ihn an einem der nächsten Tage vormittags in seinem Bureau zu besuchen'.

Atemlos war sie zu Kistemachers gerannt, den Brief wie eine Siegesfahne schwingend.

„Warten Sie lieber noch ein paar Tage!" riet Herr Kistemacher, „nur nicht so happig! Meine Patienten lasse ich auch erst immer ein bißchen im Vorzimmer sitzen!"

„Das ist doch kein Vergleich," sagte Elisabeth. Sie war einigermaßen verletzt; zum ersten Mal fiel es ihr auf, daß Kistemacher eigentlich nicht das größte Feingefühl besaß. Aber sie konnte ihm nicht

böse sein, sie war gerührt, er entließ sie mit so viel gutgemeinten Ratschlägen und Ermahnungen wie ein Vater seine Tochter. „Nur nicht übereilen! Die Verleger sehen schon, wo sie bleiben. Wenn er Ihnen ein Honorar bietet, verlangen Sie ruhig die Hälfte mehr. Schade, daß ich nicht mitgehen kann, es wäre besser!“

Luftschlösser mit goldenen Zinnen bauten sich auf vor Elisabeth, als sie zu Herrn Maier ging. Der Weg zur Königgrätzer-Straße wurde ihr nicht lang; ihr Gesicht war heiter, ihr Schritt zuversichtlich.

Ihre derben Lederschuhe — sie stammten noch aus Meseritz — traten fest auf's Trottoir; über der frischgestärkten Leinenblouse blühten die runden Wangen, der Mund lächelte. Die Vorübergehenden sahen sich nach ihr um.

Sie summte sich leise eins; am liebsten hätte sie gepfiffen, lustig, hell und durchdringend wie die Burschen auf dem Feld, wenn der Schatz naht. Eine Ahnung kommenden Glücks war in ihr; schon fühlte sie seinen Flügelschlag.

Es war nicht das Herrn Kistemacher so beunruhigende Honorar, das lockte sie nicht, o nein, etwas ganz anderes; sie konnte es sich selbst nicht nennen.

Etwas ganz Unbeschreibbares, Unaussprechliches schwebte ihr vor im Wachen und im Traum. Es webte tausend Fäden um ihre Seele und verstrickte die ganz darein. Sie konnte nicht anders, sie zitterte nach jenem ungenannten Großen.

Schaffen, wie es Gott gethan am ersten Schöpfungsmorgen mit segenbringender Schöpferhand, schaffen mit nie ermüdender Lust. Leben, Leben, wohin man sieht! Nichts Kaltes, nichts Totes: die Fluren leben, jeder Grashalm hat eine Seele, jeder Stein. Und Stimmen flüstern im Windhauch, jauchzen, grollen im Sturm. Gestalten kommen und gehen, unverhüllt, nackt wie Adam und Eva — man sieht ihnen bis in's tiefste Herz.

„Menschen! Meine Menschen!“ Über des Mädchens lächelndes Gesicht glitt ein liebevoll warmer Ausdruck. Das Blut schoß ihr in die Wangen, sie fühlte einen Strom der Liebe zu ihrem Herzen dringen. Da war keiner zu gering. Sie hatte mit den Tagelöhnerkindern gespielt und Blicke in die Häuslerstuben gethan; sie kannte sie alle da draußen, ihre Leiden, ihre Freuden. Und unsichtbare und doch starke Fäden leiteten von da herüber in die große Stadt — Menschen sind Menschen. Selig, wer die Kraft hat, sie zu

schildern! Selig, wer mit ihnen lacht, selig, wer mit ihnen weint!

Elisabeth preßte die Hände ineinander, der starke Atem schwellte ihr die Brust — dreimal selig! Sie schloß die Augen wie sonnengeblendet — sie fühlte die ganze Schöpferwonne.

— — — — — — — — — — — — — —

„Guten Morgen, mein Fräulein," sagte Herr Maier freundlich, als Elisabeth vor ihm stand. „Bitte, nehmen Sie einen Augenblick Platz."

Er wandte sich wieder ganz dem Herrn zu, der mit untergeschlagenen Armen und in nachlässiger Haltung am Pult lehnte. Das edle Profil desselben hob sich scharf gegen das lichte Fenster ab; Elisabeth konnte nicht umhin, es bewundernd zu betrachten. Sie war enttäuscht, als er ihr das volle Gesicht zukehrte — ein selbstgefälliger Mund, ein weibisches Kinn!

Er betrachtete sie scharf sekundenlang. Sie errötete tief unter seinem Blick.

„Aber," sagte Herr Maier halblaut, „ich wüßte doch wirklich nicht, inwiefern wir Ihnen nicht entgegengekommen wären? Wenn wir allen unseren Autoren" — sein Blick streifte das junge Mädchen — „solche Honorare zahlen müßten, dann" — Er sprach nicht weiter.

„Ich bitte Sie,“ der andere lächelte, „Sie können mich doch auch unmöglich mit Ihren jungen, unbekannten Autoren auf eine Stufe stellen, ich verlange gar kein Entgegenkommen, nur mehr Rücksicht, Rücksicht! Ich habe Ihnen zu Liebe auf das vorherige Erscheinen meines Romans in einer Zeitschrift verzichtet; obgleich körperlich sehr angegriffen, das Buch nahezu vollendet! Bequem zum Oktober herauszubringen.“

„Aber ich weiß wirklich nicht“ — der Verleger machte ein etwas verdutztes Gesicht — „worauf Sie hinauswollen?“

„Ich?! Sie mißverstehen mich, lieber Maier.“ Er wandte sich zum Gehen. „A propos, lieber Maier,“ — er drehte sich noch einmal um — „worüber ich noch mit Ihnen sprechen wollte! Ich wundere mich, Sie haben ja kein einziges Talent meiner Schule im Verlag! Warum nicht? Da ist zum Beispiel die —“ Er dämpfte die Stimme.

Jetzt sprach Maier; auch leise. Es schien eine Debatte, noch dazu eine etwas erregte, werden zu wollen.

„Nein,“ sagte der Autor plötzlich lauter, „da halte ich es wirklich nicht für ratsam, in Ihrem Verlag zu erscheinen; ich bin ja völlig isoliert.“

Maiers blasse Gesichtsfarbe spielte schon in's

Grünliche. Der andere behielt immer das gleiche, überlegene Lächeln.

Sie sprachen wieder leise.

„Nun denn, meinetwegen!" sagte plötzlich der Verleger. Es klang gereizt. „Um Ihnen gefällig zu sein!"

„Also schön! Ich halte Sie beim Wort. In circa vierzehn Tagen können Sie auf mich zählen. Den unterzeichneten Kontrakt schicke ich morgen. Vergessen Sie nicht: zwanzig Abzüge auf Büttenpapier für mich!" Nach einem zweiten scharfen Blick auf das junge Mädchen verließ er das Bureau.

„Nun," sagte Herr Maier, als er zurückkam, — er hatte den Besucher bis auf den Flur begleitet — „da haben Sie gleich unsern berühmtesten Autor gesehen: Wolfgang Eisenlohr."

„Das — das war er?!" Ein Zug großen Erstaunens flog über Elisabeths Gesicht. „Den habe ich mir anders gedacht!"

„So?" Maier unterdrückte ein Lächeln. „Bitte, behalten Sie Platz, mein Fräulein."

Sie war unwillkürlich aufgesprungen und hatte sich dem Pult genähert; hier sollte sie ihr Urteil empfangen. Eine letzte Scheu mischte sich in ihre Glückszuversicht, — hier hatte der große Autor

gestanden! Erwartungsvoll, mit glänzenden Augen sah sie den Verleger an.

Er zog einen Schub auf; da lagen ihre Manuskripte. Er nahm sie heraus: „Eins, zwei, drei, vier, fünf! Fräulein, ich bin nicht abgeneigt, Ihre Novellen zu verlegen. Hier, die zwei schon in dem Käseblättchen abgedruckten und die drei noch ungedruckten, giebt einen zwei Mark-Band.“

Es schwindelte Elisabeth. Stand sie denn fest auf ihren Füßen? So viel Glück! So viel Glück! Sie faßte nach der Tischplatte, um sich daran festzuhalten.

Er sah ihre Erregung und nickte: „Sie haben Glück! Andere müssen Jahre und Jahre warten.“

„Ja, sehr viel Glück!“ Wie beschämt senkte sie den Kopf.

Der Verleger lächelte; er ließ seinen Blick wohlgefällig auf ihrer mädchenhaften Gestalt ruhen. „Sie sind noch sehr jung, Fräulein!“

„O nein,“ — sie wurde rot — „ich bin schon sechsundzwanzig.“

„Ich hätte Sie für jünger gehalten,“ sagte er ohne jede Artigkeit. „Viele unserer Autoren haben sich in dem Alter schon fast ausgeschrieben. Heutzutage ist es Mode, in den Windeln anzufangen. Es kann einer gar nicht grün genug sein. Ihr

Glück, Fräulein, daß Sie nicht zu früh angefangen haben!"

Elisabeth sah ihn offen an: „Ich hätte wohl schon eher gemocht, ich habe mich nur nicht getraut. Ich hatte zu großen Respekt!"

Er lachte. „Vor wem?"

„Vor der Kunst!"

„Und den haben Sie jetzt nicht mehr?"

„O ja, erst recht!" Sie nickte eifrig. „Jetzt, wo ich mich selbst mühe, weiß ich erst, was dazu gehört. Ich habe eine große Bewunderung für alle, die etwas erreicht haben."

„Wollen sehen, wie lange diese Bewunderung dauert," sagte er mit skeptischer Miene; und dann, den Ausdruck ändernd, fragte er nach ihren ersten litterarischen Versuchen, ihrer Heimat und ihrem Leben auf dem Lande. Uebrigens war er ziemlich genau orientiert, er hatte sich anscheinend schon nach ihr erkundigt.

Sie antwortete freimütig; ihr war, als hielte dieser kleine Mann ihr Wohl und Wehe in den Händen — er verlegte ja ihr Buch!

„Und was hat Sie nun doch zum Schreiben getrieben?" fragte er zuletzt.

„Die Natur," sagte sie einfach. „Ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist; sie ist so schön,

ich mußte sie beschreiben. Und dann kamen Gestalten, die gingen hin und her und sprachen zu mir; ich las ihre Geschichte von ihren Gesichtern. Und dann hab' ich's eben so hingeschrieben. Wenn ich schreibe, ist es mir, als sagte mir einer inwendig immer was vor. Oft will ich gar nicht so schreiben, aber auf einmal steht's da. Ich muß. Es ist so komisch!" Sie lachte.

Ihr helles, fröhliches Lachen klang von den Wänden wider. War das ein wundervolles Lachen! Ihr Oberkörper schüttelte sich leicht unter der knittrigen Blouse; ihre Augen kniffen sich halb zu, daß die dunklen Wimpern auf den rosigen Wangen ruhten; in dem vollen Kinn zeigte sich ein Grübchen. Und der Klang war so sonor, so gesund!

In der schwülen Luft des Bureaus that das wohl. Vor dem Auge lag mit einem Mal blühende Heide; ein Vogel stieg kerzengerade aus dem Kraut, schmetternd, immer höher hinauf in den sonnigen Äther.

Der Verleger sah sie wohlwollend an. „Sie haben Talent, Fräulein, viel Talent und eine glückliche Charakterveranlagung. Heutzutage sind die Talente Treibhauspflanzen, üppig im Blattwerk, aber schwach von Wurzel. Sie sind gesund!"

„Ja, das bin ich!“ Sie lachte wieder und zeigte die weißen Zähne hinter den frischen Lippen. Wie ein Schauer glücklicher Sorglosigkeit rieselte das Lachen nieder; es fiel erquickend auf die Seele wie Regen auf verstaubtes Land.

Ihre Wangen leuchteten in freudigem Rot. „Und glauben Sie wirklich, glauben Sie, daß ich etwas werden kann?“ Sie beugte sich zu ihm und suchte vertrauensvoll seinen Blick. „Etwas Großes leisten?“ Als hinge ihre Seligkeit von seinem Urteil ab, so sah sie ihn an.

„Sie sind noch jung genug, Sie haben, abgesehen vom Talent, Gesundheit und Energie — warum nicht? Nur eins fehlt Ihnen noch: Sie müssen Leute haben, die Ihr Lob ausposaunen, die das Tamtam schlagen; Leute, die nicht bloß Ihre Bücher leihen, sondern auch kaufen. Mit einem Wort: Sie brauchen noch eine Clique!“

Sie sah ihn verständnislos an.

Er fuhr ernst fort: „Das größte Talent hockt zeitlebens unbekannt in Dachstuben, wenn keine Clique sich seiner annimmt. Die ist ein mächtiger Faktor in unserem künstlerischen Leben.“

Sie schüttelte den Kopf und lächelte ungläubig: „Ich weiß nicht recht, was Sie mit ‚Clique‘ meinen. Aber das weiß ich: was wahrhaft groß

und schön ist, das dringt immer durch. Es wäre ja traurig, wenn das nicht so wäre!“

Er zuckte die Achseln. „Viele Talente verschwinden ungekannt, andre, die gar keine Talente sind, werden auf den Schild gehoben. Auch wir müssen uns der Clique beugen — wir wollen leben.“ Er seufzte leicht.

„O“ — sie wurde rot und biß die Zähne zusammen — „eine falsche Welt! Da möchte ich nicht drin leben. Aber Gott sei Dank!“ — energisch schüttelte sie den Kopf — „so ist es ja doch nicht!“ Sie lachte ihm in's Gesicht: „Sie wollen mir bange machen! Bange machen gilt nicht! Ich fürchte mich nicht. Ich brauche auch gar keine ‚Clique‘, wie Sie sagen. Ich werde schon durchkommen. Wem meine Sachen nicht gefallen, der braucht sie ja nicht zu lesen.“ Frisch und frei sagte sie es, den Mund ein wenig trotzig aufgeworfen, den Kopf stolz gehoben. Ein herber Duft ging von ihr aus; ein starkes Leuchten brach aus ihren Augen, zog wie Sonnenschein über ihr Gesicht und gab ihm eine reine, fast kindliche Schönheit.

Der Verleger lächelte. „Sie haben Courage! Sie sind wie Jakob Heider, der sagt: ‚Ich pfeife auf das Publikum, und auf die Kritik —‘ na,

ich will Ihnen das lieber nicht wiederholen, es ist etwas kräftig. Ein Hauptkerl!" Maier lachte wohlgefällig. „Steckt voller Begabung, ist aber arm wie eine Kirchenmaus; nebenbei bemerkt, schenkt er sein letztes Hemd weg, wenn ihn einer darum bittet."

„Der gefällt mir!" Sie nickte befriedigt. Und dann sagte sie mit einem tiefen, wohligen Aufatmen: „Ich wußte es ja, daß mich heute ein Glück erwartete! Wann werden Sie mein Buch drucken? Bald, ich bitte Sie, bald! Ich kann es gar nicht erwarten. ‚Einfache Geschichten' möchte ich's nennen — ja?"

„Unmöglich!" Er machte eine Gebärde des Entsetzens. „Kauft ja kein Mensch! Ich werde Ihnen schon einen Titel finden. Uebrigens" — er legte die Hand schwer auf das Manuskript — „für's Publikum ist das nichts. Sie sind kein Geschäft. Ich verlege das Buch, weil es mich interessiert — schön — aber was meinen Sie wohl, was ich daran verdiene?"

„Nun?" Sie sah ihn erwartungsvoll an.

„Garnichts."

Das Blut schoß ihr zu Kopf; das hatte sie nicht erwartet. „Es giebt doch so viele Menschen, die mir wohlwollen — ich habe Freunde," sagte sie stockend.

„Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag," fuhr er fort, ganz geschäftsmäßig, ohne ihren Einwand zu beachten.

Sie hörte ihm mit großen Augen, aufmerksam horchend, zu.

Er entwickelte ihr die Verlagsbedingungen und sprach vollständig sachlich, ohne jede Spur des vorher gezeigten freundschaftlichen Wohlwollens.

„Also, ich kann Ihnen selbstverständlich kein Honorar zahlen," schloß er, „aber ich kontrahiere mit Ihnen auf Reingewinn; die Hälfte Ihnen, die Hälfte mir. Sind Sie einverstanden?"

Sie nickte.

„Alle kaufen sie mein Buch!" sagte sie zuversichtlich. „Gewiß, es ist mir recht so. Ich bin so sicher, wir werden eine Masse Bücher verkaufen. O, ich bin froh! Wenn das der Onkel noch erlebt hätte, oder der Vater und mein Mütterchen!" Es stieg feucht in ihren Augen auf, aber der Mund lächelte; ihre Gestalt hob sich wie auf Sprungfedern, elastisch, von freudiger Zuversicht geschwellt.

Diese Augen mit ihrem großen, heiteren Blick sahen den Stern schon nah, näher am Horizont, ein herrliches Glanzgebilde, Strahlen werfend rundum. Und der Horizont rosig in Freuden-

gluten getaucht, ein Rosenmeer, den schönsten Morgen verheißend.

Sie stand nicht mehr in dieser düsteren Stube mit den hohen Bücherregalen an den Wänden und dem kahlen Pult. Sie hörte nicht das Klappern der Schreibmaschine nebenan und das Rücken der Komptoirstühle. In ihrem Inneren sang eine süße Stimme Lieder der Verheißung, — zauberische Melodien, die sich in's Ohr stehlen und das Herz wiegen, daß sein Schlag leicht wird. Die Seele bekommt Flügel, Adlerschwingen, sie tragen stark in höchste Höhen — —

Es klopfte. Sie schrak zusammen. Maier hatte ‚herein‘ gesagt.

„Ah!“ der Verleger lachte, „lupus in fabula, gerade haben wir von Ihnen gesprochen, Heider! Morgen, Erdmann, was führt Sie denn hierher?“

Der blonde Erdmann errötete wie ein Mädchen; in seinem vertragenen Sommerrock stand er linkisch da. Ein dickes Mannskript hielt er unter den Arm gepreßt; jetzt ließ er's fallen, mit einem dumpfen Knall prallte es auf die Diele, gerade vor Elisabeths Füße. Beschriebene Blätter flogen nach allen Seiten.

„Etwas stürmisch, wie immer!“ Maier gab sich einem Heiterkeitsausbruch hin; es schien, als sei mit

den zwei jungen Leuten, die eben eingetreten, eine burschikose Stimmung über ihn gekommen. Man kannte den zugeknöpften Geschäftsmann kaum wieder.

Elisabeth hatte sich gebückt, sie half die verstreuten Blätter auflesen. Nun standen sie und sahen sich an, das heißt Erdmann wagte kein Auge aufzuschlagen, er stand wie geknickt.

Ein schalkhaftes Lächeln huschte über Elisabeths Gesicht, das Grübchen in ihrem Kinn zeigte sich.

Maier stellte sie einander vor. „Eine junge Kollegin," sagte er, „verlegt ihr erstes Buch bei mir. Kinder, ihr müßt nun ein bißchen nett gegen sie sein, verrupft sie nicht gleich zu sehr."

„Wenn sie was kann, braucht sie keine Bange zu haben." Heider zeigte blitzende weiße Zähne, das einzig Schöne in seinem bräunlichen Gesicht, wenn man nicht den Ausdruck desselben schön nennen wollte, diese offene, jungenhafte Freimütigkeit. Er faßte Elisabeths Hand mit einem kräftigen Druck und schüttelte sie.

„Auf die Kritik pfeife ich; nur auf die, die ich selbst schreibe, nicht. Schreiben Sie was Gutes, Fräulein, sonst, wenn Sie auch noch zehnmal hübscher wären, als Sie sind, verreiße ich Sie fürchterlich!" Er zeigte die Zähne, als wollte er beißen.

Sie lachte ihm in's Gesicht: „Ich fürchte mich gar nicht. Hunde, die bellen, beißen nicht!"

„Da, Sie haben ihn gleich erkannt, hahaha!" Maier schlug dem jungen Mann auf die Schulter. „Sehen Sie, Heider, Fräulein Reinharz hat's gleich weg, weß' Geistes Kind Sie sind!" Er wandte sich an Elisabeth: „Sollte man's glauben, daß dieser wilde Mann ein Lyriker ist, so zart und überfein empfindend, wie die nervöseste Frau?"

Heider wollte aufbrausen, seine schmalen, dunklen Augen blitzten, die rabenschwarze aufgesträubte Mähne über der breiten Stirn schien sich noch mehr zu sträuben. „Aber, Herr Maier, den wilden Mann will ich mir meinetwegen gefallen lassen, aber Ihre Kritik meiner Lyrik — —"

„Sei still, Kobes!" Erdmann zupfte ihn heimlich; er sprach fast ängstlich und schien in Sorge, es mit dem Verleger zu verderben. Die Anwesenheit einer Dame schien ihm auch peinlich, er trat von einem Fuß auf den anderen.

Elisabeth konnte sich eines gewissen Mitleids nicht erwehren — war der schüchtern! Und einen Teint hatte er wie Milch und Blut, zu zart für einen Mann. An den Schläfen sah man die blauen Adern, über der Nasenwurzel zog sich ein blauer Strich; der Mund war fein und keusch, als hätte nur die Mutter

ihn geküßt. Der Hals war ängstlich dünn und der ganze Mensch schien schwach, seine langgeschossenen Gliedmaßen steckten schlottrig in den Kleidern. Sie sah ihn voller Teilnahme an; da traf sie sein Blick, er hatte die scheugesenkten Lider aufgeschlagen — waren das Augen! Blaue, feuchte, große Dichteraugen mit einem heißen Funkeln darin. Sie war überrascht. Auf diese Augen war sie nicht vorbereitet gewesen — ein nahezu unheimlicher Kontrast!

Da gefiel ihr der andre besser. Sie wußte selbst nicht warum, gleich fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Er sah so treuherzig aus und that, als hätte er sie schon früher gekannt. Sie kamen in's Plaudern und standen abseits vom Pult.

Erdmann hatte sein Manuskript vor sich hingelegt und schlang die Finger ineinander, daß die Gelenke knackten. Er hatte etwas auf dem Herzen und wand sich wie ein Aal vor dem Verleger.

„Da muß ich mal beispringen,“ sagte Heider. „Gucken Sie weg, Fräulein, oder noch lieber, gehen Sie hinaus — da, vor die Thür!“ Er nahm sie ohne weiteres beim Arm und schob sie in's Nebenzimmer. „Nehmen Sie's nicht übel, aber sonst bringt der Mensch kein Wort 'raus! — Nun red', Erdmann!“ hörte Elisabeth ihn sagen.

Das Murmeln des andern klang an ihr Ohr;

sie stand am Fenster und trommelte auf die Scheiben. Einiges vernahm sie doch. Erdmann bot ein schon einmal zurückgewiesenes Manuskript an: er schien Geld nötig zu haben.

Der Verleger war zäh. „Ihre Sachen gehen nicht, lieber Erdmann, Sie sind zu scharf und ärgern die Leute. Ihr letztes Buch hat mir beinahe die Polizei auf den Hals gehetzt; ich hoffte immer, sie würde es konfiszieren, da wäre noch ein Geschäft zu machen gewesen! Aber so! In den Leihbibliotheken verlangt niemand Ihre Bücher, da habe ich gar keinen Absatz. Und Bücher kaufen, wer thut das?"

„Hol' sie alle der Teufel!" sprudelte Heider heraus, „die Bücher und die Käufer! Wissen Sie, Herr Maier, der Erdmann kann doch nu mal nicht anders schreiben. Den können Sie umdrehen wie einen Handschuh, rechts und links ist bei ihm egal, der bleibt der Erdmann. Und ist's nicht gut so?" Er erhob die Stimme, daß sie wie eine Posaune in die Nebenstube dröhnte: „Jeder soll reden, wie ihm das Maul gewachsen ist; haben Sie das nicht selbst gesagt?"

„Schon, schon," Maier räusperte sich verlegen, „vom litterarischen Standpunkt aus, gewiß. Aber für mich ist es eine schwere Sache." Er machte

eine Pause, als überlegte er. „Ich kann, ich darf nicht zusetzen; die Herstellung kostet viel, dann liegen mir die Bücher herum“ — er seufzte tief — „glauben Sie nicht, daß ich Sie aufrichtig schätze?“ Seine Stimme bekam einen warmen Klang. „Wenn ich heute ein Millionär wäre, würde ich mich keinen Augenblick besinnen, Ihr Buch zu nehmen, lieber Erdmann!“

Was Erdmann sagte, war nicht zu verstehen. Heider lief in der Stube auf und ab, das Knarren seiner Stiefel übertönte jedes Wort, jetzt blieb er stehen. „Da pfeife ich auf die Verleger!“

„Kobes, Kobes!“ Erdmann rief's in Todesangst.

„Ach was, laß mich nur meinem Herzen Luft machen! Wenn Sie nicht mal was riskieren wollen, Herr Maier!“

Elisabeth mußte vor sich hin lachen; sie hatte kein rechtes Verständnis für das Gespräch nebenan, die Empörung Heiders kam ihr komisch vor. Es interessierte sie garnicht mehr, zu lauschen. Sie hielt sich die Hände vor die Ohren, — was ging sie das Gespräch da drinnen an?! Sie lauschte dem Freudenlied, das immerfort, immerfort in ihr erklang. Draußen lag Sonnenschein auf verstaubtem Asphalt, ein ganzes Meer von Sonnenlicht; sie

starrte mit glänzenden Augen hinein und träumte herrliche, nicht zu beschreibende Träume eines großen, unnennbaren Glückes. Die Hände sanken ihr von den Ohren; sie wußte selbst nicht, daß sie sie inbrünstig ineinanderfaltete.

Nebenan lenkte das Gespräch in ruhigere Bahnen. „Liebe Kinder," sagte Herr Maier, „ich thue, was ich kann. Meint ihr, es ist 'ne Wonne, berühmte Namen zu verlegen? Ich will keinen nennen, aber ich sage euch, manchmal bin ich ganz marode. Eine sauere Arbeit! Und ihr macht mir noch Vorwürfe? Ich brauche einen großen Schlager, wenn ich meine jungen Autoren anbringen will. So einer, der zieht, reißt eine Menge anderer mit sich. Ihr müßt euch an den berühmten Namen kleben, wie Austern an den Felsen. Und wenn ihr das nicht wollt, dann —"

„Dann werden wir eben etwas später berühmt!" sagte Heider.

Und Erdmann setzte hinzu, lauter, als er bisher gesprochen hatte: „Nein, bitte, Herr Maier, ich weiß, Sie meinen es gut mit uns, aber von so einem in's Schlepptau genommen werden, das paßt uns nicht." Er klemmte sein Manuskript wieder unter den Arm. „Komm, Kobes!"

„Warte!" Heider lief zum Nebenzimmer. „Em-

pfehle mich, Fräulein! Viel Vergnügen auf der halsbrecherischen Leiter!"

„Oh, ich kann gut klettern!" sagte sie rasch und trat zu ihm. „Ich werde mich auch empfehlen." Sie ging auf Herrn Maier zu und sah ihn fragend an.

„Es wäre weiter nichts zu besprechen, ich setze den Kontrakt auf, Sie können ihn demnächst einsehen." Er reichte ihr die Hand: „Auf Wiedersehen!"

Sie gingen alle drei miteinander fort. Unten auf der Straße stieß Heider einen Seufzer aus. „Kein Vorschuß! Fräulein, haben Sie sich schon mal in der unangenehmen Lage befunden, Geld zu brauchen und keins zu haben?"

Sie sah ihn erstaunt an.

Er lachte. „Also nicht, sonst würden Sie keine so großen Augen machen!" Zutraulich ging er neben ihr her, mit den Armen schlenkernd, wie ein Schuljunge. Er hatte eine Art, die ihr fremd war, eine gewisse Dreistigkeit, die doch nicht verletzte.

Ihr Weg war der gleiche. Elisabeth ging zwischen den beiden jungen Männern; hier in der freien Luft war Erdmann weniger schüchtern als im Zimmer des Verlegers. Sie sprachen von Maier.

„Ein anständiger Kerl!" sagte Heider, „er hat uns schon oft Vorschuß gegeben. Man konnte ihn heute wirklich nicht mehr drängen."

Erdmann lächelte wehmütig, hielt seine lange Gestalt vornüber gebeugt und hüstelte. „Ich bin dir jetzt schon dreihundert Mark schuldig, Kobes!"

„So? Davon weiß ich garnichts!" Heider that sehr erstaunt. „Und wenn du sie mir schuldig wärst, was wäre da? Du bist mir sicher, Erdmännchen." Er wandte sich erklärend zu Elisabeth: „Wir hausen zusammen. Wir haben einen Tisch mit einer Schieblade, in die thut Geld, wer gerade welches hat. Das ist unsere Schatzkammer, wir greifen nur so hinein; wenn's alle ist, ist's eben alle!"

Erdmann war bedrückt, er schüttelte den Kopf. „Wenn du nicht Uebersetzungen machtest und Kritiken schriebest und auf der Redaktion arbeitetest, dann —"

„Dann wäre ich faul!" schnitt ihm der andre rasch die Rede ab. „Laß gut sein, altes Haus, du wirst noch mal so berühmt, daß dir die Verleger nachlaufen."

„Ich erlebe es nicht!" murmelte Erdmann. Es fiel Elisabeth auf, wie verfallen er plötzlich aussah. „Ich bin nicht gesund" — er deutete ihren mit-

leidigen Blick recht — „ich habe ein paar Tage gelegen, habe mich heute nur aufgerafft.“ Er seufzte. „Wenn Maier das Ding genommen hätte, wäre ich gesund geworden.“

„Er ist ein Genie!“ flüsterte Heider dem Mädchen zu. „Die Zeit ist nur noch nicht reif für ihn!“ Sein bewundernder und zugleich besorgter Blick streifte den Freund. „Du darfst dich nicht so abarbeiten, du bist das der Welt schuldig.“

Erdmann hörte ihn nicht; er ging ganz in Gedanken versunken, den Kopf tief geneigt. Sein Manuskript preßte er unter den Arm. Von rückwärts gesehen, konnte man ihn für einen alten, verbrauchten Menschen halten. Er schlich langsam.

Heider und das junge Mädchen waren ihm bald voraus; sie unterhielten sich sehr gut. Heider war, wie sie, in der Freiheit aufgewachsen; die Augen leuchteten ihm, als er von seiner Heimat sprach, dem Rhein. Er sprach mit Begeisterung von den grünen, breitflutenden Wellen, den Rebgeländen, die die Sonne küßt, von den rheinischen Mädchen mit den schnellen Zungen und der rheinischen Fröhlichkeit. Er wurde ein andrer. Sein burschikoser Ton verschwand, eine kindliche Weichheit kam in sein Gesicht, die kantigen Züge rundeten sich, ein liebenswürdiges Lächeln spielte um seinen Mund; er

drückte sich schön aus, voll von einer zarten, edlen Empfindung.

Die Wagen rasselten vorüber — hier war die Lützow-Straße mit ihren sich kreuzenden Pferdebahngeleisen und ihrem Durcheinander von Fußgängern.

Sie standen vor einem Schaufenster still und bemerkten nicht, daß Erdmann an ihnen vorüberschob, und er wiederum sah sie nicht.

Elisabeth hatte ganz vergessen, daß sie nach Hause mußte; Mile wartete mit dem Essen. Sie lehnte neben Heider an dem Messingstab, der das Schaufenster gegen die Straße zu schützte. Anscheinend betrachteten sie die Bücher der Auslage, die Photographien von Bergen und Seen und die beliebten Ansichtspostkarten, aber in Gedanken beschäftigten sie sich miteinander.

Vor einer Stunde waren sie sich noch fremd, und merkwürdig, jetzt gingen ihre Seelen nebeneinander her und freuten sich der Gemeinschaft.

Wie Heimatluft wehte es von einem zum andern. Elisabeth gab sich ganz einem impulsiven Empfinden hin; sie war erfreut, wie ein Echo kamen ihr die eigenen Gedanken und Ansichten zurück. Das Wort glitt ihr so leicht von der Lippe; bei aller Freundlichkeit, mit der man sie bei Mannhardts und bei

Kistemachers überschüttete, war doch immer eine Schranke, kaum gesehen, kaum gefühlt, und doch war sie da. Hier war keine.

Sie reichten einander die Hände mit einem herzlichen Druck.

„Glück auf, Fräulein Reinharz!" sagte Heider frisch. „Ich weiß es, Sie schreiben gut, ich lese es auf Ihrem Gesicht. Sie haben einen Mund, ein Kinn, so energisch, wie ich's noch bei keinem Frauenzimmer gesehen habe. Und in Ihren Augen ist Lyrik, viel warme Empfindung — Mund und Augen, eine glückliche Vereinigung!" Er zog den Hut von der schwarzen Mähne und schwenkte ihn mit einer komischen Galanterie. „Alle Achtung, ich bin noch keinem Mädchen begegnet, das mir so gut gefallen hätte! Und ich bin Kenner."

„Danke!" sagte sie heiter, hob das frische Gesicht zu ihm auf und lachte ihn aus freundlichstrahlenden Augen an. „Sie gefallen mir auch sehr gut!"

Er küßte nicht ihre Hand, aber er hielt sie eine ganze Weile in der seinen. Seine Augen ruhten mit einem warmen Blick auf dem Mädchen; die Vorübergehenden mochten sie wohl für ein Liebespaar halten.

„Wir wollen uns wiedersehen. Ist es Ihnen recht, Fräulein Reinharz, wenn ich Sie besuche?"

sagte er. „Sie müssen in unsern Kreis kommen; tüchtige Kerle dabei — und unsre Mutter Maria, na, warten Sie nur! Es geht freilich etwas einfacher zu als bei Ihren Mannhardts und bei den drei Litteratur-Parzen — wenn die sich doch nur einmal gegenseitig den Faden abschnitten!“

Elisabeth sah ihn erschrocken an.

„Nein, nein!“ Er lachte. „Haben Sie nur keine Angst, ich bin durchaus nicht gegen schriftstellernde Frauen. Im Gegenteil, wenn ein Weib ehrlich sein Herz giebt, den Mut seiner Meinung hat und doch nicht vergißt, daß es einen Unterrock anhat, dann — Hut ab!

Aber die Weiber, die sich mit angelogenen Empfindungen aufplustern und die Welt mit einem Syruppinsel anmalen, — sind lächerlich!

Die sich und ihre Mitschwestern ausziehen bis auf's Intimste und rufen: ‚Seht, so sind wir!‘ — die sind ekelhaft!

Die ihre Weiblichkeit in Hosen verstecken: ‚Laßt uns den Männern gleich sein!‘ — die verdienen Prügel!

Ehrlich, ehrlich, Fräulein Reinharz!“ Er hatte sich heiß und rot geredet. „Seien Sie immer ehrlich, und auf das, was die Leute sagen, das Publikum, die Kritik, na, da —“ er stieß einen langgezogenen

Pfiff aus — „da pfeifen Sie eben! Ich hoffe doch, Sie können pfeifen, Fräulein Reinharz?" Er sah sie unter zusammengezogenen Augenbrauen, plötzlich ernst geworden, an.

„O famos!" Sie spitzte die Lippen: „Ich kann pfeifen wie ein Schäferknecht!"

Und nun lachte Elisabeth wieder, voll von einer glückseligen, kindlich frohen, übermütigen Stimmung. Woran konnte es ihr fehlen? So viel Glück auf einen Tag! Einen Gott in der Brust, einen Verleger zur Hand, einen Freund zur Seite, und in der Ferne — da, ach da! Ein wonniger, zitternder Atemzug hob ihr die Brust.

Als sie in ihr Haus trat, lag die Straße getaucht in Mittagsglut, ein goldener Traum. Drüben am Fenster sang laut ein Vogel, schmetternd und jauchzend; es klang wie eine Siegesfanfare. Und Rosen blühten im Vorgärtchen, volle, rote, starkduftende Rosen.

V.

Das Sommerfest des ‚Neuen Frauenwohl‘ bei Kroll ging zu Ende.

Die Damen des Komitees befanden sich noch in der Künstlergarderobe. Eine jede von ihnen konnte lorbeergekrönt heimgehen, das Fest war glänzend gelungen, zwei Prinzessinnen hatten es mit ihrer Gegenwart beehrt. Die Einnahme war eine über Erwarten große.

Das Publikum hatte sich um die Billets gerissen. In alle Kreise waren sie gedrungen, in die höchsten und gebildetsten, wie in die einfachsten. Jedem war es interessant, so viel hervorragende Persönlichkeiten auf einmal zu sehen. Dazu kam das schöne Wetter, der lauschige Garten — und nicht zuletzt der gute Zweck. Man zeigte sich die Berühmtheiten.

„Da is er,“ hatte eine dicke Metzgersfrau mit breitem Ring am Finger ihrem Gatten zugeflüstert. Und dann lauter, so laut, daß die Umgebung davon profitieren konnte: „Weißte noch, Emil, wie der

Eisenlohr bei uns in'n Hinterhaus jewohnt hat, in die Alte Jakob-Straße, und die Wurst nich bezahlen konnte? Nu is er jroß mank die Schriftsteller. Ick lasse Fritzen auch schriftstellern." Sie nickte befriedigt. „Ick habe ihm wiederjesehen. Die drei Märker waren nich rausjeschmissen!"

Eisenlohr war der Stern des Abends. Das deutsche Volk liebt seine Dichter und ehrt sie, das zeigte die Popularität, deren Eisenlohr sich in allen Gesellschaftskreisen erfreute. Von höchster Stelle herab wurde er ausgezeichnet, im Salon vergöttert; sein alljährlicher Band prangte auf dem Weihnachtstisch der guten Bürgerstochter.

Auch heute, — die begeisterungsprühenden Verse der Eisenlohrschen Dichtung waren kaum verklungen, Fräulein Maschka hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen, — brach der Beifall los. Ein nicht endenwollender Applaus. „Der Dichter! Der Dichter! Eisenlohr!"

Als er vortrat, neuer, stärkerer Beifall. Aber als aus der Wolkendekoration im Hintergrund ein Engel hervorschwebte, den ‚Sänger des Wahren und Edlen', den ‚Fürsprecher der Unterdrückten', den ‚Dichter der Frauen' zum Dank mit dem Rosenkranz krönte, brauste ein Sturm los, ein Orkan, wie er den Krollschen Saal kaum je erfüllt.

Man drängte vorwärts, der Bühne zu, stürmte in's Orchester zwischen die Musikinstrumente, riß Stühle um — „Bravo! Bravo!" Man klatschte, man jubelte, man schrie.

Nicht genug, daß Eisenlohr an der Hand seines Engels sich immer wieder verneigte, man wollte das ganze Komitee haben. Und sie kamen alle. Keiner schien zu wollen, jeder mußte aus seiner Bescheidenheit mit Gewalt hervorgezogen werden. Die Bühne füllte sich mit einem Gewimmel bunter Gestalten, die sich verneigten, lächelten und wieder verneigten.

„Gott sei Dank, daß das so glücklich abgelaufen ist," sagte Frau Eleonore Mannhardt in der Garderobe mit einem leichten Seufzer. Sie war müde. Ihr Mann hing ihr eben das seidene Mäntelchen um und packte sie ein wie eine Kostbarkeit. „Elisabeth, du sahst entzückend aus!" wandte sie sich an das junge Mädchen, das schlank und groß am Tisch lehnte.

Elisabeth lächelte verträumt. Ja, es war ein herrlicher, ein wunderbarer Abend gewesen! Sie war wie berauscht. Da auf dem Tisch lagen ihre Flügel, aber — mit einem glänzenden Blick sah sie an sich herunter — sie trug noch das weiße Kleid des Engels. Auf ihrem Haar fühlte sie den Lilienkranz, den weißen Kelchen entströmte süßer,

sommerlicher Duft. Alle, alle waren freundlich gegen sie gewesen; Leonore hatte sie mit Liebkosungen überschüttet, Alinde Rosen sie ihre Freundin genannt, Mia Widmann sie ersucht, dem Verein beizutreten, die Starzynska hatte enthusiastisch von der Freude gesprochen, sie kennen zu lernen. Die Maschka hatte ihr geraten, ein Stück zu schreiben, dadurch werde man gleich berühmt, besonders wenn sie, die Maschka, die Hauptrolle darin spiele. Der große Dichter hatte sie an seinem Arm durch den Saal geführt, hunderte von Augen blickten sie bewundernd an. Viele drängten sich heran und ließen sich ihr vorstellen. Herr Eugen Goedeke, der die Vorstellung besorgte — er folgte Eisenlohr wie ein Schatten — verfehlte nie zu sagen: „Ein vielversprechendes, ein jrandioses Talent! Das Buch von Fräulein Reinharz erscheint demnächst bei Maier, das müssen Sie lesen! Ich sage Ihnen, jroßartig, einfach stupend!“

Und Eisenlohr, der ihren Arm leise an sich drückte, flüsterte: „Kommen Sie zu mir, ich werde Ihnen gern behilflich sein. Es giebt für mich nichts Schöneres, als jungen Kollegen die Laufbahn zu erleichtern.“

Wie gut sie alle waren! Elisabeth fühlte einen Strom warmer Dankbarkeit durch ihr Herz rinnen.

Sie hätte die Arme ausbreiten, die ganze Welt an die Brust drücken mögen. Eine unbeschreibliche Hoffnungsseligkeit verklärte ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt. Sie flog wirklich.

Goedeke schleppte ein paar Redakteure heran. Sie hatten von dem großen Talent der jungen Dame gehört und baten um Beiträge. Goedeke war wirklich rührend in seinen Bemühungen; Elisabeth hatte ihm längst verziehen, daß er sie damals nicht zum Vorlesen aufgefordert. Er hatte es augenscheinlich ganz vergessen, mit keiner Silbe rührte er mehr daran.

Doktor Bolten streifte sie im Vorbeigehen; er hob scherzhaft drohend den Finger: „Wie lange soll ich noch auf meine Humoreske warten? Denken Sie daran! Vergessen Sie ja nicht!"

„Ganz Berlin sieht auf dich!" tuschelte ihr Frau Leonore in's Ohr. Und Mannhardt lächelte: „Meine Frau hat wieder einmal recht gehabt. Lorle, du hast Fräulein Reinharz entdeckt! Ja, meine Frau hat einen genialen Scharfblick. Lorle, nachher werden wir dich erst absetzen, und dann bringe ich deine Freundin nach Hause!"

„Nein, nein, danke, bemühen Sie sich nicht!" hatte Elisabeth rasch gesagt. „Ich werde schon nach Hause gebracht." Sie wäre um keinen Preis

mit Mannhardt allein gefahren, er setzte sie immer in Verlegenheit. Während er seiner Frau die verehrungsvollsten Schmeicheleien sagte, ruhte sein Auge immer mit einem so sonderbaren Ausdruck auf ihrem Gesicht. Es war ihr peinlich.

„Weißt du, Lorle,“ hatte er neulich gesagt, als das junge Mädchen den Abend allein bei dem Ehepaar verbrachte, „Fräulein Reinharz hat sich schon viel von deiner liebenswürdigen Unterhaltungsgabe angeeignet, und dieses Lächeln —“ er strich dem Mädchen mit dem spitzen Finger um Wange und Kinn — „ganz dein Lächeln!“

„Schmeichler!“ hatte Leonore scherzend erwidert und ihn auf die Finger geklopft. Und dann wendete sie sich zu Elisabeth: „Ich wünsche dir einen Mann, liebes Herz, dem meinen ähnlich. Nur an der Seite eines so feinfühligen Gatten kann eine Frau glücklich sein!“

„Du Schmeichlerin!“ Mannhardt hatte lächelnd den Kopf geschüttelt. „Du machst glücklich!“

„Nein, du!“ Sie umarmten sich. —

Kistemachers waren auch auf dem Fest. Es wäre das Natürlichste für Elisabeth gewesen, mit ihnen nach Hause zu gehen.

Frau Julie hatte sich, eigens um das junge Mädchen zu chaperonnieren, ein neues Kleid machen

lassen: grün und rosa breitgestreifte Seide mit vielen Spitzen daran. Herr Kistemacher war im Frack; die übrigen Herren waren zwanglos im Straßenanzug erschienen. Er ging sehr stolz durch die Menge, das Ordensbändchen irgend eines kleinen Fürstentums im Knopfloch.

Frau Kistemacher war sehr aufgeregt, bis Elisabeth auftrat; sie folgte dem bis dahin Gebotenen nur mit geteilter Aufmerksamkeit. Unruhig rutschte sie auf ihrem Stuhl hin und her, reckte den Hals und spähte. Als der Engel endlich erschien, mit leuchtendem Gesicht, mit schneeigem Hals und rundem Arm, so heiter, so lieblich, sprang sie vom Sitz auf: „Da ist sie!"

„Wohl Ihre Tochter oder Ihre Schwester?" fragte eine neugierige Nachbarin.

Frau Julie nickte; sie war ganz verwirrt.

„Das nicht," mischte sich Herr Kistemacher ein, „nur eine Freundin, aber eine uns sehr nahe stehende."

„Mein Mann hat sie entdeckt!" sprach Frau Julie in erregtem Flüsterton hinter der vorgehaltenen Hand, man hörte es aber zwei Reihen weit. „Sie ist eine ganz bedeutende Schriftstellerin. Mein Gott, wie alle Leute klatschen!" Sie wischte sich die Thränen der Rührung ab. „Man freut sich doch, wenn man jemanden so weit gebracht hat!"

Als das Publikum nach der Bühne drängte' waren Kistemachers die Vordersten der Vorderen. Sie wagten ein leises: „Pst, Elisabeth!", ein Nicken und ein Augenzwinkern.

Als der Engel im Saal erschien, nahmen ihn Kistemachers gleich in Beschlag. Herr Kistemacher bestellte Sekt am Büffet, Frau Julie umarmte das junge Mädchen, küßte es vor aller Augen und sagte immer: „Wir drei!"

Elisabeth wehrte sich mit leisem Befremden — so intim war sie doch nie mit Kistemachers gewesen! Als Herr Kistemacher beim ersten Glas sprach: „Auf unsere innige Freundschaft!", als Frau Julie zum zweiten Mal das Glas hob: „Prost Brüderschaft — du — Elisabeth!" wurde sie ganz still.

Sie war froh, als plötzlich Jakob Heider im Gewühl auftauchte. Sie war nicht erstaunt, wußte sie doch, daß er hier sein würde, freilich nicht aus eigener Wahl, sondern als Reporter für irgend ein Lokalblatt. „Je kleiner das Blatt, desto größer muß der Artikel sein," hatte er gesagt, „aber was soll ich machen? Die Schieblade, ‚dat Schößchen', wie sie bei uns zu Hause sagen, ist leer, und mein armer Erdmann verhungert mir sonst!"

Mit einem Gefühl der Erlösung, nachdem sie

ihn flüchtig Kistemachers vorgestellt, hing Elisabeth sich an seinen Arm.

„Wohin?“ fragte Frau Julie.

„Ich muß mich noch ein wenig nach meinen anderen Bekannten umsehen,“ sagte Elisabeth ganz verlegen.

„Wir gehen jetzt.“ Herr Kistemacher erhob sich. „Es wäre auch Zeit für Sie, Fräulein Elisabeth.“

Verwundert hob sie den Kopf — warum dieser zurechtweisende Ton?

„Ich möchte noch bleiben,“ sagte sie ruhig.

Der Abschied war kühl; Kistemachers waren sichtlich beleidigt.

Heider wanderte mit Elisabeth durch den Saal; sie waren in den paar Wochen, die sie sich kannten, gute Freunde geworden. Heute schalt er mit ihr.

„Wie können Sie sich zu so etwas hergeben, Fräulein Reinharz?“

Sie sah ihn verständnislos an.

„Fühlen Sie denn nicht, wie ekelhaft das alles ist?“ fragte er erregt. „Eine Schaustellung der Persönlichkeit, weiter nichts!“

„Sie vergessen den guten Zweck!“ sagte sie gereizt. Und gleich darauf, in ihrem Glücksgefühl den Aerger gar nicht aufkommen lassend: „Sind Sie drollig, Herr Heider! Ich bin so vergnügt

Alle sind gut zu mir. Ich bin auch allen gut, allen!" sagte sie warm und hob das Gesicht empor, daß es hell beschienen war. „Es ist so schön hier! Ich bin so glücklich!" Sie atmete tief, ein wundervolles Lächeln hob ihre Oberlippe und zeigte die schimmernden Zähne. „Jetzt oder nie werde ich was!" Sie blieb stehen und preßte seinen Arm. Ihre Augen blitzten ihn an, frei, freudig, siegessicher: „Ich fühl's — ich werde!"

Er empfand den Druck ihres Arms in dem seinen, das weiche, volle Fleisch hob sich rosig von seinem dunklen Rockärmel. Ein Zauber ging von diesem nackten Mädchenarm aus, ein Strom von Kraft und Frische. Da war nichts von Müdigkeit, nichts von Verwelktsein. Die ganze Gestalt ging auf so sicheren Füßen, geschwellt von freudiger Hoffnung, von mutiger Entschlossenheit. Diese Hände mit den schlanken und doch kräftigen Fingern würden schon zugreifen; diese Arme mit ihren starken Muskeln, in der klassischen Reinheit ihrer Form fest wie Marmor, die würden um den Preis ringen, ihn tragen, halten, nicht fahren lassen.

Er sah in ihr frisches Gesicht und erwiderte ihr Lächeln.

Sie wurden getrennt. Andere kamen, ein ganzer Schwarm, Herr Eugen Goedeke und Fräulein

Starzynska an der Spitze. Sie entführten Elisabeth. Die Starzynska in einer unglaublich eleganten Toilette schlang den Arm um des Mädchens Taille.

„Die beiden Größen der Zukunft!" sagte irgend jemand.

Heider sah Elisabeth verschwinden, wie eine Vision glitt sie an ihm vorüber, lächelnd, nickend. Ihr Engelsgewand leuchtete weit, es wehte wie ein weißes Blütenblatt durch das Bunt der Umgebung.

Er stand und starrte ihr nach und vergaß, sich weitere Notizen zu machen. —

Und nun war das Fest zu Ende, die Menge hatte sich verlaufen. Heider wartete am Ausgang, er hatte Elisabeth versprochen, sie nach Hause zu bringen.

Ueber ihm schaukelte die Kugel der elektrischen Lampe. Vom Königsplatz her kam ein schwüler Jasminduft, die Bäume des Tiergartens rauschten Der mitternächtige Himmel war dunkel, ganz schwarz. Heider schlug sich den Rockkragen in die Höhe — war das ein starkes Wehen, ein Gewitter im Anzug. Prüfend streckte er die Hand aus; noch fiel kein Tropfen, aber bald würde es regnen. Wenn sie doch käme!

Jemand klopfte ihm auf die Schulter. Er fuhr herum. „Ah, du bist es, Ebel," sagte er enttäuscht.

„Kommst du mit nach Hause?" fragte der junge Mann. „Wir könnten noch eine halbe Stunde in irgend einem Lokal sitzen, wenn das Wetter 'raufkommt. Wir haben uns so lange nicht gesehen, heut auf dem Fest auch nur ein paar Minuten. Ja, kommst du?"

„Ich kann nicht. Vielleicht treffen wir uns morgen abend bei Siechen. Ja, morgen sicher! Heut kann ich nicht" — er sah unruhig nach der Thür — „ich bringe eine Dame nach Haus."

„Dann will ich dich nicht stören!" — der andre lüftete den Hut und trat bescheiden zurück — „also auf Wiedersehen morgen!" Er nickte freundlich und ging. Seine große, elastische Gestalt verschwand bald im Dunkel!

Andere kamen heraus, Nachzügler, die ängstlich den Himmel betrachteten, Schirme aufspannten und nach Droschken riefen. Die Damen knüpften ihre Kopftücher fester und schürzten ihre Röcke. Die ersten Tropfen fielen.

Kam sie denn noch nicht? Die Thür klappte im Wind hin und her, die langen Ranken des wilden Weins am Eisengitter wurden gepeitscht — endlich! Er hörte ihre volle Stimme, ehe er ihre Gestalt sah. Sie rief lachend: „Es regnet!"

„Sie können unmöglich zu Fuß gehen!“ sagte eine Stimme.

„O doch!“

Da war sie. Sie hielt den Regenmantel über dem weißen Kleid zusammen, der Saum schimmerte unten vor. Den Lilienkranz hatte sie abgenommen und sich über den Arm gehängt; das wirre Haar hing ihr unter einem Tüchlein in das glühende Gesicht.

Zwei Herren kamen dicht hinter ihr. „Unmöglich! Sie müssen fahren, Fräulein Reinharz, ich fahre Sie nach Hause,“ sagte der eine. „He, Droschke!“

„Einen Momang!“ Der andere stürzte vor. „Ich besorje Ihnen eine! He, Kutscher, wo haben Sie denn Ihre Ohren?!“ schrie er aufgeregt. „Da ist schon ein Droschkon. Hier! Bitte, bitte verehrter Herr Kollege, placieren Sie sich!“

„Ach, da sind Sie!“ Elisabeth sprang auf Heider zu. „Das ist“ — ‚schön‘ wollte sie sagen, aber ein plötzlicher Windstoß riß ihr das Wort vom Munde. „Ah — ah!“ Sie hielt sich den Mantel fester zusammen.

„Hier, Herr Kollege, hier, verehrter Eisenlohr!“ rief Goedeke und riß den Schlag auf.

„Bitte, Fräulein Reinharz!“ Der Dichter faßte nach ihrer Hand.

„Ich danke vielmals, hier, Herr Heider bringt mich schon nach Haus.“

Der berühmte Dichter rührte flüchtig an seinen Hut. „Es ist besser, wenn Fräulein Reinharz fährt; danke sehr.“

Ehe Elisabeth sich's versah, war sie in den Wagen gehoben, Eisenlohr saß neben ihr und zog den Schlag zu, Goedeke wollte gerade nachsteigen; nun stand er verdutzt draußen.

„'n Abend!“ Der Dichter nickte ihm flüchtig zu. „Los, Kutscher!“

Das Pferd zog an, fort rasselte der Wagen. Noch einmal tauchte Heiders Gesicht auf. Dann umfing sie Dunkel. Und Regen an den Fenstern, mit großen, harten Tropfen pochend. Jetzt ein Donnerschag, jetzt ein Blitz.

Elisabeth fuhr zusammen. Nicht des Gewitters wegen; Eisenlohr hatte den Arm um ihre Taille gelegt.

„Fürchten Sie sich nicht!“ sprach er halblaut.

„Ich fürchte mich nicht!“ Sie wollte lachen, aber das Lachen kam nicht recht heraus, es blieb ihr in der Kehle stecken. Es war so beklommen in der Droschke, schwül zum Ersticken. So unbehaglich —

warum nur? Und so dunkel! Sie fühlte seinen Fuß sich auf den ihren stellen — war das Zufall, war das Absicht? Hastig zog sie ihren Fuß so weit als möglich unter den Sitz.

Sein heißer Atem wehte dicht, ganz dicht an ihrem Gesicht. Sie rückte noch mehr in die Ecke, und drückte sich ganz zusammen.

„Mein liebes Fräulein," sagte er, „mein liebes Kind!" Er suchte nach ihrer Hand. Sie saß wie gelähmt; sie wollte sie ihm entziehen und doch fürchtete sie, sich lächerlich zu machen. Er sprach so väterlich.

„Ich werde sofort Ihr Buch lesen, wenn es erscheint, es wird mich sehr interessieren." Er rückte kaum merklich näher. „Das Geschick hat Sie zu verschwenderisch bedacht — so viel Liebreiz, dazu noch Talent!"

Mit einem Zusammenzucken entriß sie ihm ihre Hand — ein greller Blitzstrahl zuckte — sie hatte sein Gesicht deutlich gesehen.

Er lächelte. „Ein scheußliches Gewitter," sagte er in gleichgiltigem Ton. Und dann wieder flüsternd: „Ich bin dem heutigen Abend sehr dankbar, obgleich ich nicht schlafen werde; die ganze Nacht nicht." Er machte eine Pause, dann flüsterte er noch leiser: „Ich habe zu denken, viel zu denken!"

Was sollte sie sagen? Sie schwieg beharrlich. Ihr Herz klopfte, nur das eine dachte sie: Wäre die Fahrt zu Ende! Ihre Blicke suchten das Dunkel zu durchbohren. Mit einem Zipfel ihres Mantels wischte sie über die Scheibe — da, draußen Lichter, matt den Regenschleier durchdringend. Man war aus dem Tiergarten heraus. Erst aus dem Tiergarten?! Ein Angstgefühl überkam sie — um Gotteswillen, noch so lange zu fahren! Unerträglich langsam rumpelte der Wagen.

Auf! Das Fenster auf! Sie erstickte sonst. Ungeschickt mühte sie sich, das Fenster herunterzulassen.

„Gestatten Sie." Er beugte sich über sie, und drückte sie dabei fast an seine Brust.

„Lassen Sie nur — nein — lassen Sie zu — ich will nicht!" Sie lehnte sich ganz hintenüber, ihr Gesicht glühte, und doch fühlte sie einen Eisstrom zum Herzen dringen.

Seine unruhige heiße Hand lag auf ihrer Schulter und brannte durch alles durch; ihr war, als fasse jemand ihren nackten Hals.

Eisenlohr atmete rasch, sie hörte seinen Atem. „Verlassen Sie sich nur auf mich, liebes Kind," lispelte er. „Sie werden etwas erreichen!"

Seine heiße Hand glitt hin und her; jetzt lag sie ihr im Genick.

„Ich schreibe Ihnen eine Vorrede! Ich —"

Ihr Herz stand still. Sie wagte nicht Atem zu holen.

„Ich bin Ihr Freund!"

Ihr Kopf saß wie in einer Klammer.

„Ihr bester Freund!"

Seine Lippen näherten sich den ihren, — schon fühlte sie die heiße Berührung —

„Aussteigen! Ich will aussteigen!" schrie sie laut.

Ihre zitternde Hand fand den Griff, sie stieß mit aller Kraft gegen die Thür.

„Was fällt Ihnen denn ein?" Er faßte sie um die Taille. „Seien Sie nicht kindisch! Ich bin Ihr Freund!"

„Lassen Sie mich!" Sie weinte fast und rüttelte an dem Griff, verzweifelt in Angst und Zorn. Die Thür sprang auf — er wollte sie wieder zuziehen — Elisabeth stieß ihn zurück. „Halt, Kutscher!"

„Zum Donnerwetter, voran Kutscher!"

„Nein!"

Der Wagen fuhr weiter — ein Sprung — sie strauchelte, sie raffte sich wieder auf — jetzt stand sie auf dem Pflaster. Sie

fühlte wieder den Boden unter den Füßen; der Regen schlug ihr in's Gesicht.

Er machte Miene, ihr nachzuspringen. „Halt, Kutscher!“

Der Wagen hielt, der Kutscher grinste vom Bock. „Nanu?“

„Fahren Sie, Kutscher!“ Elisabeth krachte den Schlag zu. „Ich danke Ihnen, Herr Eisenlohr! Zufahren, Kutscher!“

Ein unglaublich verblüfftes Gesicht starrte sie hinter der Scheibe an; der große Mann war sehr klein in diesem Augenblick.

Da stand sie, allein auf der nächtlichen Straße. Mitten in Pfützen; der Regen goß. Der Wind riß ihr das Tuch vom Haar, zerrte es ihr in den Nacken, faßte ihren Regenmantel und blähte ihn auf wie ein dunkles Segel.

Sie war taub gegen den Donner, sie sah nicht das Blitzen — aber jetzt, die Straße herauf, gerade auf sie zu, kam einer mit raschen Schritten. Er schien sie neugierig anzusehen. Sonst war sie nicht ängstlich, aber heut — die Kniee waren ihr schwach, die Füße wie Bleiklumpen. Noch taumelnd, ganz benommen, umtost vom Wetter stand sie da. Ihr weißes Kleid hing wie ein schmutziger Lappen um ihre Füße; der Kranz an

ihrem Arm hatte sich gelöst, die Lilien fielen in den Kot. Sie starrte den eilig Näherkommenden an.

Jetzt fuhr sie zusammen.

Der Herr zog den Hut. „Haben Sie sich verletzt? Ich hörte Sie rufen, ich sah Sie aus dem Wagen springen.“

Seine Stimme klang angenehm, sein Benehmen war höflich und ruhig. Was sollte der Fremde wohl von ihr denken?! Sie nahm sich zusammen und neigte den Kopf. „Ich danke.“ Sie wollte recht ruhig antworten, aber sie hörte selbst, wie ihre Stimme schwankte. „Ich habe mir nichts gethan.“ Sie zitterte am ganzen Leibe und hatte ein unerträgliches Gefühl der Scham. Während sie ihr nasses Kleid aufraffte, riß ihr ein Windstoß den Regenmantel weit auseinander. Man sah ihre ganze weiße Gestalt.

„Darf ich Ihnen behilflich sein?“ Er half ihr den Mantel zusammenfassen. „Sie werden sich erkälten!“

„Danke, danke!“ Sie wandte sich ab und wollte weitereilen. Nur wenige Schritte bis zur Ecke kam sie, da blies ihr der Wind mit aller Heftigkeit entgegen und verfing sich in ihren Kleidern. Donner und Blitz hatten nachgelassen, aber der Regen goß nieder mit wolkenbruchähn-

licher Gewalt; die Straße stand unter Wasser. Kein Wagen, kein Mensch zu sehen. Vom Kanal her tönte ein dumpfes Brausen und man hörte das Plätschern des Regens auf den Blättern der Kastanien.

Elisabeth fühlte sich ganz hilflos; Zorn und ein klägliches Gefühl der eigenen Erniedrigung trieben ihr Thränen in die Augen. Sie sah nichts mehr.

„Sie können jetzt nicht allein gehen, so spät in der Nacht, bei diesem Wetter," sagte wieder die angenehme Stimme. „Ich heiße Ebel, Wilhelm Ebel. Gestatten Sie, ich werde Sie begleiten. Wohin darf ich Sie bringen?"

„O bitte nach der Lützowstraße." Sie waren gerade bei einer Laterne und sie wagte einen raschen Blick auf ihn zu werfen. Was hatte er für ein nettes Gesicht! Das Wetter hatte ihn zwar arg zugerichtet, seine Hutkrempe war die reine Dachtraufe; der Sturm hatte ihm die Haare in die Stirn gefegt, das Wasser floß an den Strähnen nieder. Seine Augen blickten sie mit einem gütigen Ausdruck an.

„Was müssen Sie von mir denken!" sagte sie rasch. Sie wußte nicht, wie sie ihre Situation erklären sollte.

„Halten Sie sich an mir fest — bitte — jetzt kommt die Brücke, da ist es doppelt schlimm!"

Sie hatte versucht, allein weiter zu kommen, nun war sie doch froh, seinen Arm nehmen zu können. Halb bewußtlos stützte sie sich auf ihn; sie war schwach wie ein Kind.

Ein Gefühl der Erleichterung überkam sie, war sie doch nicht mehr allein; sie faßte ein plötzliches Zutrauen.

Er führte sie sorgsam und sagte: „Treten Sie hierhin und dann dorthin!"

Zwischen keuchenden Atemzügen bei angestrengtem Gang stieß sie heraus: „Ich komme von einem Fest — es sollte mich jemand nach Hause bringen — ich — ich — —" Der ganze Zorn packte sie wieder, sie biß die Zähne auf die Unterlippe.

„Ich komme auch von einem Fest" — er schien ihre Aufregung nicht zu beachten — „von Kroll."

„Ich auch!" Sie sah ihn voll an. „Wie merkwürdig!"

„Pardon!" Er faßte plötzlich an seinen Hut und blieb einen Augenblick stehen. „Jetzt erkenne ich Sie! Ich habe Sie heut abend auf der Bühne gesehen. Sind Sie — sind Sie nicht" — er

zögerte nun doch wieder — „sind Sie nicht Fräulein Reinharz?“

„Jawohl!“ Sie nickte. „Mein Gott, wie gut, daß ich Sie getroffen habe!“ Wie erlöst atmete sie auf. „Ach ich bin Ihnen so dankbar!“ Sie preßte in der Erregung seinen Arm. „Was hätte ich wohl machen sollen, wenn Sie nicht gekommen wären? Ich danke Ihnen vielmals!“ Ihre Stimme klang innig.

Er fragte mit keinem Wort, wie sie in diese merkwürdige Lage gekommen, als wäre es etwas ganz Natürliches, daß junge Damen spät nach Mitternacht allein auf der Straße umherirren.

Der Regen goß weiter; sie kamen mühsam, Schritt vor Schritt, voran. Niemand auf der breiten Straße. Jeder hatte sich geflüchtet. Keine Pferdebahn mehr. Die Rinnsteine Flüsse. Die Häuser an der Straßenseite lagen ausgestorben, kein Licht schimmerte hinter den endlosen Fensterreihen. Die Restaurants hatten die Thüren geschlossen und ihre Rollläden waren heruntergelassen. All das Leben der Großstadt schien erstorben in dieser ungeheueren, nicht endenwollenden Sintflut. Sie waren die einzigen auf der Welt. Sie drückte sich näher an ihn. Er beugte sich vor, um sie vor dem Wind zu schützen. Noch nie in seinem Leben hatte er

jemanden beschützt; es war ihm ein schönes Gefühl, diesen Mädchenarm in dem seinen halten zu dürfen. Es war ihm nicht kalt, obgleich der dünne Sommeranzug wie eine Haut an seinem Leibe klebte und das Wasser in seinen Stiefeln bei jedem Schritt quatschte. Er fühlte ihr Vertrauen, ohne daß sie davon sprach; das machte ihm warm.

„Sie haben mir heute sehr gut gefallen," sagte er leise, fast schüchtern. „Am allerbesten."

Er sah nicht, daß sie rot wurde. Die scheue Bewunderung, die aus seinem Ton herausklang, that ihr wohl. Nach dem Erlebnis der letzten Stunde hatte sie ein heißes Verlangen, sich wieder vor sich selber erhoben zu sehen; dieser hier stellte sie hoch, das fühlte sie ganz genau. Lag es im Ton seiner Stimme, in der Art, wie er von ihr Abschied nahm?

Sie waren endlich angelangt, das schützende Haus hatte sich geöffnet; er wagte nicht, ihre Hand zu nehmen, sondern stand draußen im Regen und machte eine respektvolle Verbeugung.

Da gab sie ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, ich werde Sie nicht vergessen!"

VI.

Frau Kistemacher und Elisabeth Reinharz begegneten sich auf der Treppe. Es war am frühen Nachmittag. Durch das geöffnete Flurfenster wehte eine verhältnismäßig reine Luft, die Luft des beginnenden Herbstes.

Ein Strom von Duft kam aus dem Körbchen, das Frau Kistemacher trug. Sie hatte Früchte geholt zum Einmachen und war sehr geschäftig, sehr in Eile.

„Du läßt dich ja gar nicht mehr bei uns sehen!“ rief sie. Und setzte in spitzem Tone hinzu: „Deine neuen Beziehungen nehmen dich wohl ganz in Anspruch?“

„Ich war ja erst gestern bei euch.“ Elisabeth sah sie ganz verdutzt an.

„So —? Ach richtig, zwei Minuten; Ich muß dir sagen, liebe Elisabeth, mein Mann ist sehr gekränkt, und auch mit vollem Recht.

Früher kamst du und fragtest um jede Kleinigkeit; es sind noch kaum fünf Monate her, da trautest du dich nicht etwas einzureichen, ehe Hans sein Urteil darüber abgegeben hatte.“ Sie war ganz rot geworden und hatte Thränen in den Augen. „Wir meinen es immer gleich gut mit dir, ich will auch gar nicht persönlich werden. Aber wir finden deine letzte Geschichte — mein Mann hat sich natürlich gleich die Nummer der ‚Jugend‘ gekauft — lange nicht so gut, wie du früher schriebst. Du hättest besser gethan, sie Hans vorher zu zeigen.“

Elisabeth hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge. Gerade diese Arbeit war gut, sie fühlte das, und nun sollte sie hier von dieser kleinen Frau ihre Novelle heruntermachen lassen? Empfindlich sagte sie: „Da steht ihr ziemlich vereinzelt mit euerem Urteil da; sie sagen alle, daß die Novelle gut ist.“

„Gott!“ Frau Julie stellte das Körbchen auf die Stufen und schlug die Hände zusammen. „Daß du das noch glaubst, was die Leute sagen! Ich habe Urteile hinter deinem Rücken gehört — aber ich will dich nicht ärgern. Wir haben all unsere Bekannten für dich interessiert, nun kommt jeder und sagt mir seine Meinung. Ich fürchte, der Kreis, in dem du dich jetzt mit Vorliebe bewegst,

hat keinen guten Einfluß auf deine Schreiberei. Ich bin deine aufrichtige Freundin und meine es wahrhaftig gut mit dir und hätte es dir längst sagen sollen!“ Frau Kistemacher sprach nicht mehr gereizt, sondern im Ton wirklicher Bekümmernis. Sie stieß einen Seufzer aus: „Schade!“

Elisabeth stand betroffen — war das wahr, ließ sie denn nach? Ein glühendes Rot färbte ihre Wangen und ein Schreck durchfuhr sie.

„Sieh' mal,“ Frau Julie schlang den Arm um sie, „es ist wahrhaftig nicht gut, daß du so viel mit diesen jungen Litteraten verkehrst. Die mögen ja sehr talentvoll sein, aber verrückt sind sie alle, das mußt du doch sagen. Und so frei! Man hört genug, wie es da zugeht! Es ist mir schrecklich, daß du dazwischen steckst; so allein, ohne jeden Schutz!“

„Ich brauche keinen Schutz.“ Elisabeth machte sich von dem sie umschlingenden Arm frei. „Du beleidigst meine Freunde!“ Finster sah sie vor sich hin.

„Na, na, sei nur nicht gleich böse!“ Frau Julie streichelte sie. „Die Leute reden dir eben so viel vor, daß du die Wahrheit gar nicht mehr vertragen kannst. Aber was sie wirklich denken, das sagt dir keiner. Ich habe vorgestern die

ganze Nacht nicht schlafen können, als ich dich abends noch mit dem Heider fortgehen sah. Ich traue dir freilich einen besseren Geschmack zu — so ein häßlicher Mensch! Und sonst soll er doch auch nichts haben. Aber was denken die Leute? Mit 'ner Schriftstellerin nimmt man's ja nicht so genau, das Extravagante liegt im Beruf, aber du wirst dich doch am Ende mal gut verheiraten wollen. Was nutzt dir sonst die ganze Schreiberei?! Wenn du mal gern zu einem Vergnügen gehen willst, sag's, mein Mann und ich gehen gern mit dir. Wahrhaftig, Elisabeth" — sie sah das Mädchen an, wie ein Kind das Spielzeug, das man ihm entreißen will — „wir meinen es am besten mit dir!"

„Das weiß ich." Elisabeth gab ihr hastig die Hand. Sie fühlte plötzlich eine quälende Verstimmung. Sollte Frau Kistemacher recht haben mit dem, was sie da im Ton aufrichtiger Teilnahme sagte? Nein, nein — Elisabeth mußte lächeln — nichts als Eifersucht! Zum ersten Mal hatte die sich gezeigt auf dem Fest bei Kroll, aber es war ja nur Liebe, wirkliche Freundschaft, die diese Eifersucht hervorrief; warum also die guten Menschen kränken?

Ihr Ton klang versöhnlich, als sie sagte: „Soll ich morgen abend zu euch kommen, paßt es —

dir?" Das ‚du‘ wollte immer noch schwer über ihre Lippen. Mit wem alles nannte sie sich nicht ‚du‘! Mit Leonore Mannhardt, mit Alinde Rosen, mit der Starzynska; die hatte es ihr in dem letzten Moment jenes Sommerfestes bei Kroll enthusiastisch angetragen. Wenn das so weiter ging, hatte sie bald ein Dutzend Duzschwestern.

Frau Julie war vollständig versöhnt. Sie machte keine einzige Bemerkung, als das Mädchen auf ihre Frage: „Wohin gehst du?" antwortete: „Heider will mir entgegenkommen; wir machen mit seinen Freunden eine Partie."

Langsam ging Elisabeth über die Straße. Die große Freudigkeit, mit der sie sich zu dem heutigen Ausflug gerüstet, war verschwunden. Sie hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge; immer noch hörte sie Frau Kistemachers etwas scharfes Organ.

War es denn wirklich so? Brauchte sie einen Schutz? Ihr Leben seit dem ersten Frühjahr schoß mit Blitzesschnelle an ihr vorüber. Da war ihr reger Verkehr im Mannhardtschen Hause — jetzt war Leonore in's Bad gereist, vergeblich hatte der Strohwitwer sie gebeten, ihn zuweilen in seiner Einsamkeit zu besuchen. Da waren die Besuche auf Redaktionen, dieses Warten in Vorzimmern. Da

war eine Scene im dunklen Wagen in stürmischer Gewitternacht, die sich immer und immer noch nachts in ihre Träume mengte und sie anekelte. Da war vor allem zuweilen ein Sicheinsamfühlen mitten unter vielen Menschen. Auch bei der Arbeit überkam sie's, dies Gefühl der großen Einsamkeit. Wie schön mußte es sein, wenn die quälenden Gedanken kamen, wenn das Ringen nach Gestaltung Seele und Körper erschütterte, hingehen zu können und den heißen Kopf an eine treue Brust zu betten. Man hört den Schlag des einzigen Herzens, das einen ganz versteht. Man fragt, man zweifelt: „Wird es gelingen?" Und das Herz antwortet: „Ja!"

Wo war dieses Herz? Wie eine bange Frage lag es in den Mädchenaugen, sie strahlten nicht mehr so hell. An den langen Sommerabenden saß Elisabeth oft am Fenster, stützte den Arm auf und blickte unverwandt zu den Sternen. Eine Flucht von Gedanken, ein Heer von Zweifeln jagte durch ihren Kopf. War das ihr Stern, der da oben funkelte? Würde sie ihn erreichen?! Niemand antwortete.

Elisabeth beugte sich weit hinaus im Uebermaß der Empfindung und streckte die Hände in die Nacht.

Sie arbeitete viel. „Viel zu viel!“ brummte Mile.

„Immer noch nicht genug, mehr, mehr!“ stachelte Leonore. „Du bist auf dem besten Wege, berühmt zu werden. Sowie dein Buch heraus ist, gebe ich ein Diner.“

Und Mannhardt sagte:

„Wenn dein feiner Geist, liebe Leonore, sich mit dem Temperament von Fräulein Reinharz verbände, könnte ein geradezu hervorragendes Werk entstehen. Weißt du was, Lorle, nächstes Frühjahr, oder auch noch im Winter entführen wir Fräulein Reinharz in irgend einen entlegenen Winkel. Ihr beide müßt da gemeinsam etwas schreiben.“

„Das wäre herrlich! Eine wunderbare Idee von dir, Liebster!“ Leonore fiel Elisabeth um den Hals. „Wollen wir, Herzchen? Ja, natürlich!“ —

Elisabeths Gesicht hatte nicht mehr die runde Fülle, die das ruhige Landleben giebt. Die Wangen waren von zarterer Röte und ein wenig schmal geworden; ein sehnsüchtiger Hauch lag im Lächeln um die leichtgesenkten Mundwinkel. Sie ermüdete eher, denn sie hatte nicht mehr die unverwüstliche Gewißheit des Erfolges. Was waren all die kleinen Zaghaftigkeiten der ersten Zeit gegen diese Zweifel? Damals konnte ein einziges anerkennendes Wort,

Herrn Kistemachers Lob schon, sie in alle Himmel erheben.

Und jetzt? Sie hatte Nächte, in denen sie sich schlaflos umherwarf. Ihr Kinderschlaf, den sie bis dahin immer noch bewahrt, kam nicht mehr; er war weggeflogen, weit weg, vertrieben vom Lärm der Großstadt, verscheucht von den Menschen. Sie kamen alle und drehten die Seele des Mädchens zwischen ihren Fingern und wollten sie formen wie Wachs, je nach Belieben. Das that weh; und da sollte man ruhig schlafen?

Ja, sie brauchte einen Schutz. Einen, der sich wie eine Mauer zwischen sie und die Welt schob, daß sie deren Geschwätz nicht hörte. Der da wachte, daß sie träumen konnte.

Immer wieder kamen ihr Frau Kistemachers Worte in den Sinn. Was der gute Heider wohl sagen würde, wenn sie's ihm erzählte? Lachen würde er: „Ich pfeife drauf!" Er hatte gut lachen; er war ein Mann und hatte derbe Fäuste, und wenn das Wasser ihm bis an die Kehle ging, schwamm er durch. Ach, sie empfand die ganze Unzulänglichkeit des Weibes.

Die Herbstsonne schien warm, aber nicht heiß. Die elegante Welt von Berlin war noch in den Seebädern und in den Höhenkurorten. Und doch

hatte Berlin auch jetzt seinen Reiz. Elisabeth fühlte die Luft durch die breiten Straßen streichen; die waren weniger lärmend als sonst. Arbeiter lagen ruhig zwischen einem aufgerissenen Pflaster und schliefen, Kinder spielten vor den Häusern; auf allen Balkonen Blumen, leuchtende Geranien und buntgefärbter wilder Wein. Vor den Obstkellern Körbe voller Früchte, blaue Pflaumen, goldige Birnen und rötliche Aepfel; schon Trauben und Nüsse. Umsurrt von Bienen, umschwebt von lockendem Duft gaben sie ein Stück Poesie. Sie erzählten vom Land, von der Freiheit draußen, wo die Obstbäume auf grünen Wiesen stehen, wo der Wind sie schüttelt und die reifen Früchte in das Gras wirft.

Elisabeth erinnerte sich ihrer Kindertage mit einer sonst nie empfundenen Weichheit. Wäre sie doch nie fortgegangen aus ihrer Stille! Was war das nur heut? Immer stiegen ihr Thränen in die Augen.

An der Bülow-Straße traf sie mit Heider zusammen. Er sah sie an mit seinen braunen Augen, wie ein treuer Neufundländer seinen Herrn; er fühlte sofort, da stimmte nicht alles. Sie hatte sich mit Sorgfalt gekleidet und trug ein helles Kleid, aber ihr Gesicht paßte nicht dazu.

Er ging neben ihr her und sah sie von der

Seite an, sie beobachtend. Sie war so ernst; er wurde unruhig und biß sich den Schnurrbart. War sie böse auf ihn? Er war zu spät gekommen, jawohl, aber ein guter Bekannter, ein Freund von früher, hatte ihn aufgesucht; sie waren in's Plaudern gekommen, dann hatte er den Freund aufgefordert, an der Partie teilzunehmen. Sie würde doch nichts dagegen haben?

Zerstreut schüttelte sie den Kopf; es war ihr ganz gleichgiltig.

Auf dem Großgörschen-Bahnhof sollten sie die anderen treffen, die waren direkt dorthin gekommen.

Ganz draußen, wo die Grunewaldstraße nach Wilmersdorf zu in's öde Feld führt, da wohnten sie alle. Ringsherum Proletariat. Arbeiter, die mit der frühen Morgenstunde ausrücken, spät abends heimkehren; bleichsüchtige Mädchen, die in die Fabriken gehen; unzählige Kinder auf dem Trottoir. Wo die Häuser enden, flaches Feld, die sandige Erde mit Scherben und Schutt vermengt; hie und da ein Stückchen Drahtumzäunung und eine Bretterlaube — ein paar rotblühende Bohnen, kümmerliche Salatstauden und dürftige Rüben, von Unkraut halb erstickt — ein Garten der Armut.

Elisabeths Gesicht war ernst gewesen, seltsam bänglich, als sie zum ersten Mal diese lange

Straße hinunterschritt, um Fräulein Marie Ritter einen Besuch zu machen. Heider hatte sie dringend darum gebeten. „Ich muß Sie mit unserer Mutter Maria bekannt machen, Fräulein Reinharz,“ hatte er gesagt. „Ein famoses Weib! Was Sie von ihr lernen sollen, ist nicht die Kunst, ein gutes Buch zu schreiben, anderes. Ich sage Ihnen weiter nichts, Sie haben ja selbst Augen.“ Er lächelte nicht ohne Sarkasmus. „Was freilich das Urteil vieler über Fräulein Ritter anbelangt —“ er zuckte die Achseln und pfiff. Und dann bekam seine Stimme den Klang einer innigen Verehrung: „Uns ist sie, was den Katholiken Mutter Maria; unsere Mutter Maria!“

Was war das mit dieser Marie Ritter? Elisabeth hatte nie ihren Namen als Schriftstellerin gehört. Sie erkundigte sich bei Herrn Kistemacher.

„Ritter — Marie Ritter?! Kenne ich nicht. Wird wohl das Verhältnis von dem jungen Menschen sein. Man weiß ja — Zigeunerwirtschaft!“

Und Leonore hatte bei des Mädchens Frage einen Augenblick nachgedacht, dann in heller Empörung ausgerufen: „Da willst du hin? Das erlaube ich nicht! Schatz, sage du“ — ihr Mann war gerade eingetreten — „kann ich's zugeben, daß

Elisabeth mit dieser Ritter — du weißt schon, Marie Ritter, verkehrt?"

„Bewahre!" Mannhardt lehnte auf's Entschiedenste ab. „Das ist nichts für Sie, Fräulein Elisabeth! Folgen Sie da nur ganz meiner Frau!"

„Warum denn?" wollte Elisabeth fragen. Leonore schien diese Frage zu ahnen und kam ihr zuvor: „Fräulein Ritter stammt eigentlich aus guter Familie. Nach ihrem Roman, der vor mehreren Jahren großes Aufsehen erregte, hatte ich die Absicht, sie in meinen Salon einzuführen. Wie froh bin ich jetzt, daß ich damals vorsichtig war! Es ist auch nichts aus ihr geworden." Sie zuckte die Achseln. „Uebrigens, du kannst mal ihre Geschichte in einer Novelle verarbeiten — ein ganz interessanter Stoff! Die Starzynska verkehrte mit ihr, hat sich natürlich auch ganz zurückgezogen — litterarisches Proletariat!"

Auf was mußte man da gefaßt sein?! Ein geheimnisvoller Schleier wob sich um Marie Ritter. Elisabeth wagte nicht, Heider um Aufklärung zu bitten.

Selbst sehen! So ging sie hin.

Es war an einem Sommernachmittag gewesen, gegen Abend, als Elisabeth die Wohnung von Fräulein Ritter betrat. Durch das einzige Fenster

der Stube sah man hinaus auf die Oede der Felder. Elisabeth war geblendet; die schlanke Gestalt, die ihr vom Fenster entgegentrat, war ganz in Glanz gehüllt. Draußen sank der große runde Sonnenball hinter die magere Erdscholle. Hier oben im dritten Stock trafen noch die Lichtstrahlen; sie schienen ein stilles, heiliges Feuer entzündet zu haben in dieser beschränkten Häuslichkeit.

Nebenan klang es wie das Schwatzen eines Kindes im Einschlafen — süße, kindlich-frohe Laute.

Marie Ritters durchsichtiges Gesicht hatte einen rosigen Schimmer.

Um den reichen blonden Flechtenkranz, der ihren Kopf umgab, webte der Abendschein eine Glorie. Also das war die, vor deren Umgang man sie gewarnt hatte? Unendlich sympathisch berührte die sanfte Stimme, und voller Spannung sah Elisabeth in dies Gesicht. Das mußte schön gewesen sein! Jetzt war es verblüht; eingegrabene Linien zogen sich über die Stirn und an den Schläfen zeigte sich viel Grau im Blond.

Fräulein Ritter hatte eine zurückhaltende und doch herzgewinnende Freundlichkeit; Elisabeths Scheu zerstob. Da war nichts, garnichts, was ihr mißfallen hätte; sie fühlte sich mit linder, ver-

trauter Hand berührt in dieser bescheidenen, ein wenig altmodischen Häuslichkeit. Nichts von Zigeunerwirtschaft. Elisabeth hätte lachen mögen, wenn sie an Herrn Kistemacher dachte.

Dann war Jakob Heider gekommen und war beglückt, Elisabeth zu finden. Er brachte eine Wurst zum Abendbrot und eine Düte Kirschen — „für Heidi" — sagte er.

Erdmann erschien. Hier war er, wie von einem Bann befreit; hier war er zu Hause. Er zog ein paar Rettige aus der Tasche, er hatte kein Geld, um anderes zu kaufen.

Mit ungeheuchelter Freude, wie ein großes Geschenk, nahm Marie Ritter sie an. Es war rührend zu sehen, wie der blasse Erdmann strahlte.

Und nun kam noch Peter Sörensen, „mein dritter Sohn", wie Fräulein Ritter sagte. Sie war anmutig, wenn sie lachte, ein Hauch von Jugend schien dann zurückzukehren; und sie lachte beim Anblick des durchfetteten Packetchens, das ihr Sörensen entgegenhielt. „Spickaal!" erklärte er schmunzelnd. Das ‚Sp' sprach er ganz fein, ganz spitz; er war von der Westküste.

Man hatte Elisabeth nicht fortgelassen, sie mußte zum Abendbrot bleiben, und sie blieb gern. Die drei jungen Leute aßen wie die Wölfe, sie waren

gewohnt, hier gedeckten Tisch zu finden. Jeder rechnete es sich zur Ehre, etwas zur Mahlzeit beisteuern zu dürfen. Es hatte Elisabeth lange nicht so gut geschmeckt; dieser Appetit steckte an, und man fühlte, es wurde gern gegeben. Sie sah es wohl, wie Marie Ritter besonders für Erdmann sorgte; der war ihr kränkelnder, der ihrer am meisten bedürftige Sohn.

Elisabeth fühlte den Strom der Mütterlichkeit, der von diesem, gewiß schon ältlich zu nennenden, Mädchen ausging, das nicht mehr jung war, nicht mehr schön, kein geistreiches Wort sprach, — und doch hingen die jungen Leute an ihren Lippen.

Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um Litteratur. Man sprach von Eisenlohr. Elisabeth saß ganz betroffen, als der Name fiel. Da hätte sie auch erzählen können! Warum nur hatte sie Heider nichts von ihrem Abenteuer gesagt? Sie, die sonst so aufrichtig gegen ihn war.

Erdmann schien unruhig, als Eisenlohrs Name genannt wurde. Er rutschte hin und her; plötzlich sprang er auf, seine schwanke, immer vornüber geneigte Gestalt wurde kerzengerade.

„Und das nennt ihr Litteratur?! Den Instinkten des Publikums schmeicheln? Ihm seine Eitelkeiten ablauschen, die verherrlichen, auf das

Wohlgefallen des großen Haufens spekulieren? Sind das Dichter?! Ich sage euch, das sind Verräter an der Kunst! Dem Dichter ist eine Gabe verliehen, die ihn erhebt über viele — aber auch eine Aufgabe: Er soll seiner Zeit den Spiegel vorhalten!" — Erdmann streckte den hageren Arm aus, seine sonst so leise Stimme wurde stark — „seht, so seid ihr!"

Er stand da wie ein Richter, jede Muskel straff; sein Zeigefinger schien die Luft zu durchbohren.

„Und wenn sie nicht sehen wollen, soll er ihnen die Augen aufzwingen. Wenn sie nicht hören, soll er Donnerworte in ihre Ohren schreien. Keulenschläge für die Gemeinen, Verheißungen für die Hoffenden, Trost für die Leidenden! Wir, wir Dichter sind, was die Propheten des alten Bundes waren: wir sind die Stimme Gottes!"

Seine Stimme wurde immer stärker, sie grollte: „Pfuscher, Heuchler, sie treiben Mißbrauch! Werft sie aus dem Tempel der Kunst, ehe die Kunst selbst sie richtet; denn sie wird richten, ob nach Jahrhunderten, ob nach Jahrtausenden. Die Menschheit wird reifen. Dann werden sie den Tempel stürmen und mit erhobenen Händen flehen: ‚Heilige Kunst, vergieb uns, jetzt erkennen wir dich! Steinigt die Verräter!'"

Elisabeth wagte keinen Atemzug; scheu, wie vor Gericht, saß sie, die Hände im Schoß gefaltet. Erdmanns Wangen glühten; seine Augen blickten schwärmerisch, ihr Blau war dunkler geworden, sprühend von einem inneren Feuer. Er sprach wie im Fieber:

„Ich werde hungern und frieren, ich werde verlacht sein; wenn ich sterbe, werde ich allein sterben, kein Hund wird mich zu Grabe geleiten, aber“ — er stieß die letzten Worte mit wilder Energie heraus — „ich werde der Kunst wahrhaftig dienen!“

„Und du wirst einen Freund haben! Du wirst nicht allein sterben!“ Heider fiel ihm um den Hals. „Erdmännchen, was sind das für Gedanken?!“

Erdmann schrak zusammen und sah um sich, wie aus einem Traum erwachend. „Entschuldigt!“ sagte er leise und setze sich nieder, „ich hatte mich vergessen!“ Er hustete dumpf.

„Und soll ich krepieren wie ein Dorsch auf dem Trockenen!“ — Sörensen schlug auf den Tisch — „Erdmann hat recht!“ Sein blondes Friesengesicht verfinsterte sich. „Und wir werden auch kein Vaterland haben. Aber, ‚Lewwer duad üs Slaav!‘ Schönredner und Lügner sind wir nicht. Sie haben mich aus Schleswig-Holstein meerumschlungen

hinausbugsiert, wie schon einen andern, größeren Dichter vor mir — aber meine Zeit wird auch kommen!“ Er setzte sich fest und zuversichtlich hin, der Stuhl knackte unter ihm.

„Der friesische Dickkopp!“ Heider lachte; das Gespäch war ernst geworden, er bemühte sich, ihm eine heitere Wendung zu geben. „‚Pitter‘, wie sie bei uns am Rhein sagen, ‚wat fällt dich ein?‘ Ein politisch Lied, pfui, ein garstig Lied! Bleib uns mit der Politik vom Leibe! Was geht die uns an? Wir sind Dichter.“ Er hielt sich die Ohren zu, als der andere erwidern wollte. „Ich will nichts hören, stör' mich nicht!

Zu einer Kette füg' ich Lied an Lied,
Von jungen Mädchen, wenn sie still erröten,
Von schmalen Gräbern, wo der Flieder blüht,
Von blauen Wünschen, die im Wind verwehten,
Von Regennächten, da ich wachend lag,
Von Lüften, die ein Hauch herbeigetragen,
Von Träumen und von Nachtigallenschlag
Und einer Sehnsucht, ach, nicht auszusagen . . .“

Heiders Organ klang voll und weich, er sprach in einem melodischen Rhythmus; wie Musik, in einer zarten Schönheit, schwebten die Verse hin. Er heftete die Augen auf Elisabeth.

„‚Und einer Sehnsucht, ach, nicht auszusagen!‘“ Leise wiederholte Marie Ritter die letzte Zeile.

Eine traumhafte Stimmung sank auf alle nieder. Da — plötzlich ein Ruf! Nebenan ein Kinderschrei: „Mutter!“

„Heidi ist aufgewacht!“ Marie Ritter war aufgesprungen. „Entschuldigen Sie mich!“ Sie hatte sich an Elisabeth gewendet, ein leises Rot war in ihre Wangen gestiegen; ihre Augen sahen offen in des Mädchens verwundertes Gesicht.

Mit einem Lächeln hatte sie gesagt: „Mein Kind ruft mich!“ — — — — — — — — —

VII.

„An was denken Sie?“ fragte Jakob Heider, als sie die Treppe des Großgörschen-Bahnhofs hinaufstiegen.

„Ich?!“ Elisabeth fuhr aus tiefem Sinnen auf und sah in seine Augen. „Verzeihen Sie, ich weiß oft nicht, wo ich bin!“ Sie strich sich über die Stirn. „Ich bin manchmal ganz verwirrt. Der eine spricht so, der andere so. Ich lebe in zwei Welten, in der einen wird gepriesen, was in der andern verachtet wird, und umgekehrt. Ich kann mich nicht zurechtfinden.“

Sie blieb nachdenklich.

Auf dem Perron kam ihnen Marie Ritter entgegen, ihr kleines Mädchen an der Hand führend; es riß sich los und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf Elisabeth zu. Erdmann und Sörensen, der eine Tasche trug, waren auch da und — Elisabeths Gesicht wurde purpurrot — war das nicht der — der — jener, der sie in der Gewitternacht nach Hause ge-

leitet?! Ein Nebel schob sich ihr vor die Augen; sie sah nicht recht. Sie hörte wieder den Regen klatschen und den Wind sausen und hatte wieder das Gefühl des Verlassenseins. Allein in der Dunkelheit, hinausgetrieben auf die öde Straße!

Verwirrt beugte sie sich über das Kind und streichelte die blonden Löckchen.

„Mein Freund Ebel,“ sagte Heider fröhlich, „er ist mit von der Partie!“

Sie wartete einen Augenblick — was würde er sagen?

Er verbeugte sich stumm, gab aber kein Zeichen des Erkennens.

Sie sah ihn rasch und etwas scheu an — ja, so sah er aus, sie hatte seine Züge ganz gut behalten — ein flüchtiges, schelmisches Lächeln vertiefte das Grübchen in ihrem Kinn; sie reichte ihm die Hand.

Nun saßen sie im Coupé dritter Klasse, nach Schlachtensee. Heidi jubelte und sprang im Wagen hin und her; heute wurde ihr vierter Geburtstag gefeiert. Es schien Elisabeth, als wäre Marie Ritters Gesicht nicht so blaß wie sonst, sie hatte ein immerwährendes Lächeln um die Lippen, voll von einer großen Zärtlichkeit.

Man lachte und scherzte, man war sehr guter Laune; selbst Erdmann sah wohler aus als sonst und Heider war ausgelassen froh, wie ein Junge, der in die Ferien reist. „Schlachtensee, kennen Sie Schlachtensee, Elisabeth? Famos! Zwar der See nicht größer als ein Spucknapf, aber was für einer!“ Seine Augen lachten, er schüttelte sich vor Vergnügen. „Ich möchte mal eine Kritik schreiben: ‚Die Poesie im Spucknapf‘, hahaha!“ — er schlug sich auf die Kniee — „möchte das Gesicht von Eisenlohr sehen, wenn ich seine nächste Vermöbelung so überschreibe. Es kann in einem Spucknapf mehr Poesie stecken, als in einem ganzen dickleibigen Goldschnittroman, in dem alle Himmelsgegenden, Sonne, Mond und Sterne, ein ganzer Riesenapparat, bemüht werden.“

„Pst, Heider!“ Marie Ritter legte ihm die Hand auf den Mund. „Nicht so ausfällig!“

Ebel hatte Heidi auf dem Knie sitzen, schaukelte sie hin und her und plauderte halblaut mit ihr. Elisabeth fing einige Worte auf, sie konnte nicht umhin, zu lauschen. Wie liebenswürdig er auf die kindlichen Ideen einging! Seine Stimme hatte etwas von dem Klang, mit dem er zu ihr in jener Nacht gesprochen: ‚Halten Sie sich an mir fest, treten Sie hierhin und dorthin!‘ Ob er sie nicht mehr kannte?

Sie saß ihm gegenüber und studierte ihn förmlich; erschrocken fuhr sie zusammen, als der Zug in Schlachtensee hielt.

Jetzt reichte er ihr die Hand, mit einem Satz sprang sie von oben herunter auf den Bahnsteig. Seine Hand stützte sie fest. —

Sie saßen an einem der grüngestrichenen Tische unten am Wasser. Sörensen packte die Tasche aus, er war Proviantmeister; Marie Ritter hatte einen Geburtstagskuchen gebacken und verteilte große Stücke.

Heidi wanderte von einem zum andern, man reichte sie sich wie eine Nippesfigur; jetzt saß sie müde auf dem Schoß der Mutter. Und Elisabeth sah, wie die einsame Frau die Arme um ihr Kind schlang.

Eine seltsame Erregung durchzitterte ihr Herz — würde sie stark sein können, wie jene? Würde sie die Kraft haben, so ruhig dahinzugehen, nicht rechts, noch links zu sehen? Ausgestoßen aus den Kreisen, in die sie naturgemäß gehörte, verleumdet, vergessen, litterarisch totgemacht. Marie Ritter war sich wohl selbst ganz klar darüber, und doch war sie nicht bitter. Elisabeth fühlte es wie Eiseshauch um ihr Gesicht wehen — litterarisch tot! Sie schauderte. Oh, sie wußte, das konnte sie nicht

ertragen! Sie biß die Zähne aufeinander in einer peinvollen, jähen Schmerzempfindung.

Einen Aufschwung nehmen, himmelan gehen und dann auf einmal in's Dunkel niederstürzen, nichts mehr sein, garnichts — —?!

Angstvoll fühlte sie ihr Herz klopfen. Sie hätte die Gedanken verscheuchen mögen, die da kamen, immer wieder kamen; Frau Kistemachers thörichtes Geschwätz gellte ihr in den Ohren. Wie hilfesuchend blickte sie sich um — ihr Blick traf den Wilhelm Ebels; er saß ihr gegenüber und sah ihr gerade in's Gesicht.

Eine eigentümliche Empfindung durchschoß sie, über die sie sich selbst nicht klar war.

Eine frühe abendliche Kühle wehte vom See. Die Luft war ungeheuer mild und rein. Leise rührten sich die Erlen. Weiter hinauf am Ufer standen die Kiefern anscheinend regungslos, die schlanken, rötlich beschienenen Stämme kerzengerade reckend; aber hoch oben, wo der Blick kaum trifft, neigen sich die Wipfel und beugen sich. Der Wind läßt seine Finger durch die immergrünen Kronen gleiten, er berührt jede Nadel. Windgesäusel, Aeolsharfenmusik.

Auf dem See regte sich nichts, keine Welle, kein Boot. Vögel mit ausgebreiteten Flügeln

schienen auf der glatten Fläche zu ruhen. Kein Sonnenglanz mehr; Abendwolken warfen Rot und Gold in den silbernen Spiegel, er gab das feurige Bild des Himmels in milderer Schönheit wieder. Kein Feiertagslärm. Eine herbstliche Reinheit, eine verklärte Ruhe in der Natur.

„Wie eine schöne Frau,“ sagte Heider, „die an die Liebe denkt, die nun vorbei ist. Sie lächelt in der Erinnerung, ein wenig Sehnsucht ist auch noch dabei. Donnerwetter, famose Stimmung!“

„Oh, der große Friede!“ — Elisabeth holte tief Atem — „wie wohl der thut!“

Alle waren aufgestanden und sie ging mit Ebel hinter den anderen drein; er hatte sich an ihre Seite gefunden und drückte sich dicht am Buschwerk entlang, um sie auf dem schmalen Sandweg nicht zu streifen.

„Sie kannten mich doch noch?“ fragte sie und lächelte; die Frage hatte ihr den ganzen Nachmittag auf der Seele gebrannt.

„Oh gewiß, gnädiges Fräulein!“ — wie Sonnenschein flog es über sein Gesicht — „aber ich wußte nicht, ob es Ihnen angenehm war, sich meiner zu erinnern. Sie waren betroffen, als Sie mich sahen.“

„Das haben Sie gemerkt?!“ fragte sie verwundert und sah ihn an.

Was er für hübsche Augen hatte! Augen mit einem festen, ruhigen Blick.

„Ich kann mich ganz gut in Ihre Stimmung hineinversetzen. Es war Ihnen gewiß peinlich, gnädiges Fräulein, durch meine Person wieder jene unangenehme Situation zurückgerufen zu sehen. Es war eine schreckliche Nacht!"

„Oh, noch viel schrecklicher, als Sie denken!" Helle Röte schlug ihr in's Gesicht, noch einmal fühlte sie all den Zorn und die Scham. Die Worte sprudelten ihr von den Lippen, ohne daß sie es wollte; es that ihr wohl, ihrer Erregung Luft zu machen. Und war sie ihm, sich selbst nicht eine Erklärung schuldig? Sie erzählte ihm ihr Abenteuer mit Eisenlohr — alles; jetzt, da sie es zum ersten Mal laut gesprochen von der eigenen Stimme hörte, kam es ihr noch viel empörender vor. Die Thränen schossen ihr in die Augen, mit zitternder Stimme schloß sie: „Und daß man sich das so ruhig gefallen lassen muß! Ich hatte so viel Vertrauen. Jetzt ist es weg!"

„Es war eine bittere Enttäuschung!" sagte er ernst. „Aber der Künstler muß wohl durch Enttäuschungen gehen."

Sie drehte rasch den Kopf nach ihm. „Woher wissen Sie das?"

„Ich denke es mir," sagte er einfach.

„Sie sind doch selbst nicht Künstler?"

„Oh nein. Ein sehr simpler Kaufmann. Ich bin Buchhalter an der Deutschen Bank, einer von vielen. Nicht einmal studieren konnte ich" — er seufzte — „ich wollte es so gern! Unsere Verhältnisse erlaubten es nicht. Mein Vater ist früh gestorben; meine Mutter hat mich notdürftig durchgebracht. Jetzt ist sie auch tot." Seine Stimme war leise geworden. Er schwieg einen Augenblick. Nun sagte er frisch: „Aber ich habe gern gelesen, viel gelesen; ich habe immer eine große Bewunderung für die Kunst gehabt. Und dann habe ich so lange mit Heider verkehrt, wir waren Stubennachbarn, ehe er mit Erdmann zusammen herauszog. Ich verdanke ihm viel Anregung. Ich kann freilich nur nachempfinden."

„Und ist das nicht auch etwas?" sagte sie herzlich. „Wenn doch alle Menschen nachempfinden könnten, dann müßte es herrlich sein, zu schreiben! Es ist traurig" — ihr Gesicht wurde erregt, sie zog die Brauen schmerzlich zusammen — „früher habe ich's nicht geahnt, jetzt weiß ich's — es giebt so wenig Verständnis!" Blitzschnell dachte sie an Frau Kistemacher und Leonore. „Man ist doch sehr allein!"

„Das glaube ich wohl!" Er sah sie offen an, ein ganzes, volles Mitempfinden lag in seinem Blick. „Wer etwas anstrebt, das ihn abseits der großen Heerstraße treibt, der" — er stockte und brach ab, Heider kam gelaufen.

„Nun, ihr habt euch ja so abgesondert, was ist denn los?" rief er und sah scharf in Elisabeths Gesicht. „Nehmt mich doch auch mit." Sein Blick glitt zwischen beiden hin und her. Er drängte sich an des Mädchens Seite; auf dem engen Pfad hatten drei neben einander nicht Platz, Ebel mußte ein paar Schritt hinterher gehen.

„Warum sind Sie so verstimmt, Elisabeth?" fragte Heider unruhig.

„Wieso?" Ihre Stimme klang verlegen. „Gar nicht!" Sie schüttelte den Kopf.

„Doch, doch, Sie müssen es mir sagen!"

Sein Drängen war ihr peinlich. Schade, daß ihr Gespräch mit Ebel unterbrochen worden war, ein leises Bedauern regte sich in ihr. Merkwürdig, wie gut der fremde Mensch sie verstand! Wie zartfühlend er war!

Unwillkürlich drehte sie den Kopf nach ihm — da ging er, so bescheiden — ob er auch Heiders Vordrängen nicht übel genommen hatte? Sie

nickte ihm zu: „Wir haben uns sehr gut unterhalten, nicht wahr, Herr Ebel?"

Sein ernster Blick erhellte sich, ein leichtes Rot stieg ihm in die gebräunten Wangen bis hinauf in die Stirn. Man sah ihm die Freude über ihre Worte an; er verbeugte sich dankend. Ihre Augen begegneten sich rasch und blieben für Sekunden ineinander haften. In des Mädchens Blick lag ein stilles, sicheres Vertrauen, in dem seinen eine verehrungsvolle Bewunderung. Elisabeth fühlte ihr Herz klopfen in einem Gefühl der Freude — ja, er verehrte sie! Sie freute sich wie ein Kind darüber.

Heider war von einer mehr als gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Er schlug vor, den andern nachzujagen, die sich querwaldein zwischen die Kiefernstämme verloren hatten. Er riß die beiden mit sich fort, bald waren die getrennt.

Es war dämmrig. Zwischen den Stämmen sah Elisabeth Ebels hellen Anzug schimmern; seine Gestalt, die nicht größer war, als die Erdmanns, überragte diesen doch. Er hielt sich sehr gerade. Jetzt sah sie, wie er Fräulein Ritter das Kind abnahm und es trug; es jauchzte von seinem Arm herunter. Er sprang und lief, immer lauter klang Heidis Jubel.

„Ihr Freund ist wohl sehr gut?“ sagte sie aus ihren Gedanken heraus zu Heider, der nicht von ihrer Seite gewichen war.

„Wer? Ebel?“ Er warf einen raschen Blick auf sie. „Und ob! Ein riesig netter Kerl! Pumpt uns jederzeit. Nur schade um ihn, ein bißchen Philister! Gefällt er Ihnen?“

Sie schien seine Frage nicht gehört zu haben.

„Nun?“ Er lachte gezwungen. „Können Sie sich denken, daß ein Mädchen sich in den verliebt?“

Sie schwieg.

Und dann nach mehreren Minuten kam es langsam von ihren Lippen, jedes Wort war schwerfällig betont: „Ich weiß es nicht. — Wir wollen zu den anderen gehen!“ sagte sie plötzlich. Eine Angst kam über sie.

Heider faßte ihre Hand. „Lassen Sie doch die anderen!“ Er behielt ihre Hand in der seinen, und sie ließ sie ihm zerstreut, sie fühlte gar nicht seinen Druck.

Ihre Gedanken irrten umher, wie aufgescheuchte Nachtvögel sich ängstlich verflatternd. Wie eine Vision tauchte Marie Ritter hinter den schwarzen Schatten der Bäume auf — nun Ebels Gestalt — das Kind lachte — nun war alles weg! Eine Unruhe sondergleichen war in ihre Glieder ge-

gossen, sie empfand fast einen körperlichen Schmerz, ihre heißen Finger zuckten.

Hinter den Erlenbüschen schwebte der Mond auf, jetzt stand er über'm See. Eine sehnsüchtige Stimmung strömte nieder mit seinem milden Licht.

Elisabeth blieb stehen. Dann, Schritt für Schritt, wie magnetisch gezogen, näherte sie sich dem Ufer. Heider wollte sprechen, sie schüttelte ablehnend den Kopf und sah, wie geistesabwesend, stumm in die Ferne.

Da lag der See, gleich einer Perlmuttermuschel, mattglänzend, von unbestimmter blau-grau-grüner, silbriger, goldener Farbe. Ein wunderbarer, tauiger Duft stieg vom Grasrand auf und mischte sich mit dem Harzgeruch der Kiefern. Er streichelte lind um's Gesicht. Kein Fußtritt mehr, kein Atemzug. Spinnwebzarte Nebel schwebten aus dem Röhricht, mit Gedankenschnelle sich verdichtend, sich vergrößernd, aufsteigend wie weiße Wolken und, vom Mondlicht berührt, in nichts zerfließend.

O, sich auflösen wie jene, dahinschweben auf den Zauberstrahlen des Mondes — ganz vergehen! Sie atmete, als sollte ihr die Brust springen. Es wuchs, es schwoll in ihr. Jetzt war es zu groß, zu schwer für e i n e Seele, dies Uebermaß von Gefühl, dies unbestimmte Sehnen, dieser Ansturm

von Gedanken, dies gewaltige Drängen: hinauf, hinauf! Unbeschreibbar schön und doch angstvoll schrecklich dieses einsame Schweben über der Welt — immer höher — immer einsamer. — —

Sie schauderte und legte die Hände vor's Gesicht.

„Wollen wir auf dem See fahren?“ fragte Heider leise.

Wie im Traum folgte sie ihm zum Landungssteg. Er half ihr in einen Nachen, dann legte er sich in die Ruder; von seinen kräftigen Stößen getrieben, flog das leichte Fahrzeug hinaus auf die glatte Fläche. Wie lange Finger griffen die Mondstrahlen; sie übergossen das Mädchen auf der schmalen Bank in der Mitte des Kahnes mit Zauberglanz.

Elisabeth saß regungslos, das verträumte Gesicht hob sie zum Himmel auf; das Mondlicht hatte das Rot ihrer Wangen weggenommen, sie schienen blaß, schmaler, von einem sehnsüchtigen Hauch angeweht. Ihre Augen waren weit geöffnet; übergroß, mit suchendem Blick starrten sie in den nächtlichen Himmel. Ihre halbgeöffneten Lippen sogen in durstigen, tiefen Atemzügen die feuchte Nachtluft ein.

Sie sprachen kein Wort. Heider sah sie unverwandt an. Er ruderte hastig aus der breiten Lichtstraße heraus, die der Mond auf dem Wasser abgrenzte.

Jetzt waren sie auf der anderen Seite. Nun zog er die Ruder ein und kauerte sich zu ihren Füßen nieder. Um sie breitete sich das lautlose Wasser dunkler, die Ufer waren nicht zu erkennen, es floß in's Unendliche. Der Kahn stieß in's Röhricht — es raschelte, ein Frosch quakte — dann alles wieder still. Sie glitten hinein in's Schilf, immer tiefer hinein; dicht wie eine Wand hob es sich zur Rechten und Linken, mannshoch wuchs es über ihren Häuptern, mit zartem Gesäusel schloß es sie ganz ein. Nichts zu sehen, nichts zu hören — eine Welt gab es nur noch in der Erinnerung; ein tiefes, wohliges Vergessen lullte alles ein.

Gedankenlos streckte Elisabeth den Arm aus; wieder und immer wieder ließ sie eine feuchte Schilfrispe durch die Finger gleiten. Da wurde ihre Hand gefaßt.

Heiders Gesicht sah sie nicht; sie hörte nur eine Stimme, leise, ganz leise, in eindringlichem Flüsterton: „Elisabeth, was ist Ihnen? Fehlt Ihnen etwas?"

Sie neigte den Kopf. Thränen kamen ihr in die Augen und tropften rasch nieder.

Er fühlte die warmen Tropfen auf seiner Hand und zuckte zusammen; sein Flüstern wurde erregter:

„Wer hat Ihnen was gethan, Elisabeth? Sagen Sie, sagen Sie es mir doch!“ Er preßte ihre Hand.

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie tonlos, „niemand!“ Ihr Blick verlor sich in das rätselhafte Schweigen rundum. „Ich weiß nicht, was mir ist.“ Sie ließ den Kopf wieder sinken.

„Elisabeth!“ Jetzt hob er sich auf die Kniee, lehnte sich vornüber und suchte ihr Gesicht zu erforschen. „Sind Sie mir ein bißchen gut?“ Seinen Arm um ihren Nacken legend beugte er ihren Kopf mit sanfter Gewalt herunter. „Von Herzen gut, wie ich Ihnen?“

Seine Stimme glich einer sanften Liebkosung, sein Atem kam warm, zitternd aus der Brust — sie fühlte den erregten Druck seiner Hand, ihre Gesichter waren sich nahe, ganz nahe — sie schloß die Augen, eine lähmende Schwäche überkam sie. Kein Weg, kein Steg, kein Ruf. Einsame Dunkelheit rundum, die wie mit weichen Armen umfing.

„Liebes, liebes Mädchen!“ — Seine Augen glänzten vor den ihren. Immer näher, näher kam sein Gesicht — seine Lippen streiften ihre Wange — da, war es nicht auf einmal hell, blendend hell?! Das Schilf teilte sich — — Marie Ritters einsame Gestalt schwebte vorüber. Langsam

glitt ein Stern vom Himmel und versank in der Flut.

Elisabeth zuckte zusammen, ein Abgrund hatte sich ihr gezeigt, ein jäher Absturz; die Ahnung einer großen Gefahr durchschauerte sie. Sie fühlte den Nachttau kalt, die Haut durchfröstelnd. Sie schob Heider von sich und sprang auf, daß das Boot schwankte. „Fahren Sie zurück!“ sagte sie kurz; und dann mit erzwungener Heiterkeit: „Sie sind ja mein Freund — natürlich bin ich Ihnen gut, sehr gut!“

Er sprach kein Wort, sondern faßte die Ruder, das Schilf rauschte und gab den Kahn widerwillig frei. Jetzt — Elisabeth atmete auf — jetzt waren sie auf dem See, mitten in der hellen Mondbahn.

„Ha, wie frei!“ Sie strich sich das feuchte Haar aus der Stirn. „Nun?“ Lächelnd sah sie in sein finsteres Gesicht.

Er sagte nichts, sie schien auch keine Antwort zu erwarten. Unverwandt blickte sie suchend zum Himmel auf. Plötzlich streckte sie mit einem leichten Freudenschrei beide Hände aus: „Da, da, der Stern! Sehen Sie ihn, Heider? Nun habe ich ihn gefunden! Den sehe ich alle Abend von meinem Fenster; so lange ich ihn da sehe, das weiß ich, so lange kann ich nicht untergehen. Es

ist mein Aberglaube.“ Sie lächelte, wie von einem Druck befreit.

Er lächelte auch, aber er sah sie dabei nicht an. Sein lustiges, knabenhaft frisches Gesicht hatte einen fremden Zug.

„Sehen Sie, sehen Sie den Stern?“ Lebhaft faßte sie seinen Arm.

Er nickte. Langsam senkte er die Ruder in's Wasser, sacht schwebte das Boot in der vollen Mondflut dahin. Er sah hinauf zum sternenflimmernden Firmament, seine Lippen bewegten sich. Sie lauschte; er sprach nicht.

Doch jetzt — er vergaß, die Ruderschaufeln in's Wasser zu senken, Mondlicht und Tropfen träufelten vom Holz nieder wie silberne Perlen. In einem melodischen Rhythmus sprach er, wehmütig und doch hoffnungsfreudig:

„Ach, unsre leuchtenden Tage
Glänzen wie ewige Sterne.
Als Trost für künftige Klage
Glühn sie aus goldener Ferne.

Nicht weinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber,
Unsere Sterne erlösen!“

VIII.

Frau von Lindenhayn lag auf ihrem türkischen Divan, die schönen Arme hinter'm Kopf gekreuzt. Ihr phantastisches weißes Négligé floß in weichen Falten bis auf den Teppich. Träumerisch sah sie nach den kleinen Rauchwölkchen ihrer Zigarette, mit schwimmenden, halb verschleierten Augen.

Sie liebte es, in der Dämmerstunde hier zu liegen; neben ihr auf dem Tischchen stand das Kistchen mit den russischen Papyrossen, ihre Hand griff immer wieder hinein. Lässig hingestreckt, sah sie im leichten Dampf Gestalten kommen und gehen, sich drehen und winden in phantastischen Verschlingungen. Sie dehnte sich auf dem weichen Lager — immer farbiger wurden die Gestalten, immer bunter. Aus jedem Winkel des üppigen Gemachs flüsterten verführerische Stimmen — starke Männer, lockende Weiber tanzten bacchantisch durcheinander.

Sie gehörte seit einiger Zeit nicht mehr zu dem beliebten Schriftstellerinnenkleeblatt; mit Bolten und seinem Journal hatte sie endgiltig gebrochen. Für das Publikum war sie weniger geworden, desto mehr für die Feinschmecker. Eingefleischte Junggesellen spitzten den Mund, wenn sie bei den Buchhändlern vorbeigingen, wo der neueste Band der Lindenhayn in schreiendem Rot — eine nackte Frauengestalt präsentierte sich auf dem Einbanddeckel — sofort in die Augen fiel. „Lauter Nuditäten!“ sagte zwar Herr Eugen Goedecke und ging verachtungsvoll vorbei; im übrigen hatte er das Buch längst von seinem Dienstmädchen holen lassen und abends im Bett — seine Frau war in Heringsdorf — heimlich verschlungen. Verlagsbuchhändler Maier machte kein schlechtes Geschäft.

Frau von Lindenhayn sichtete in diesen Dämmerstunden, die nur selten ein besonders Bevorzugter stören durfte, den Stoff, den ihre heiße Phantasie gebar. Mit geschloßnen Augen, umhüllt von den Rauchwölkchen der Zigarrette und dem Ambraduft der eigenen Gewänder, schilderte sie das Leben — ‚wie es wirklich ist‘, sagten ihre Verehrer.

Heute arbeitete sie nicht, sie las. Ein heißes Rot auf den Wangen, las sie mit eifersüchtiger Neugier. Ihre brennenden Blicke über-

flogen die Seiten. „Bah, Dorfgeschichten,“ hatte sie gesagt, als ihr Maier das Buch empfahl. „Von der kleinen Reinharz? So, so.“ Mit einem halb spöttischen halb mitleidig wohlwollenden Lächeln hatte sie die ersten Seiten durchflogen — jetzt lachte sie nicht mehr.

Mit tiefem Atemzug ließ sie das Buch aus der Hand fallen, es glitt von der seidenen Decke herab auf den Boden; da blieb es liegen. Frau von Lindenhayn nahm es nicht mehr auf. Sie preßte die Fingerknöchel gegen die Augen und verharrte so lange in nachlässiger Haltung.

Auf keine ihrer Kolleginnen war sie eifersüchtig gewesen. Mit liebenswürdigem Lächeln hörte sie Alinde Rosen, Frau Widmann, die Starzynska und noch manche andre loben; nur Eingeweihte entdeckten in diesem liebenswürdigen Lächeln die Ueberlegenheit. Aber dieses kleine Mädchen — die schöne Frau schnellte aus ihrer Versunkenheit auf — die, die!

Ihre Füße stießen die Decke zurück, sie sprang auf und lief wie eine gereizte Löwin im Zimmer auf und ab — wie kam das Mädchen dazu, so zu schreiben?! Dies simple Mädchen aus der Provinz, mit den glattgestrichenen Haaren und der

phantasielosen Kleidung! Schwarzseidenes Kleid, bis unter's Kinn zugeknöpft, weiße Rüschen — wie eine Pastorentochter! Frau von Lindenhayn grub die Hände in die schwarzen Haare, ihre verschleierten Augen öffneten sich groß — wie ein Nebelbild stieg's vor ihr auf, weit in der Ferne — sie sah sich selbst. So hatte auch sie einst angefangen, ganz bescheiden, ganz schlicht. Jetzt war sie die berühmte Schriftstellerin, aber, weiß Gott, ihre Arbeiten waren damals nicht schlechter gewesen. Sie seufzte und grübelte.

Die Zofe kam leise herein und brachte den Theeapparat. und das silberne Kuchenkörbchen. Heute war Empfangstag. Es dauerte nicht lange, so erschien die Starzynska, hoch toupiert und eng geschnürt.

„Wissen Sie's schon, Liebste?" — sie fuhr herein wie ein Sausewind — „Maierrr verrlegt mein Trrauerspiel, errr ist ganz entzückt! Und derrr Intendant hat mich darum gebeten, errr will es demnächst zur Aufführrung bringen!"

„Welcher Intendant?"

„O, ich meine Dirrektorr, Dirrektorr," verbesserte die Starzynska, „Hoftheaterr rriskierren mein Stück nicht, es ist zu stark. Haben Sie's nicht gelesen im Lokalanzeiger? Ich weiß garr

nicht, woherr man das gleich gewußt hat? Wie gesagt, es wirrd aufgeführrt, ein kolossal starrkes Stück!"

„Ich gratuliere!" sagte Frau von Lindenhayn.

Und nun kam Mia Widmann, Alinde Rosen gleich hinterdrein. Sie wußten bereits von dem Trauerspiel.

„Und habt ihr schon die Kritik über die Reinharz gelesen?" platzte Alinde sofort heraus. Sie war ganz erregt. „Denkt euch, in der heutigen Morgenzeitung stand eine — ein ellenlanger Artikel!"

„Was? Wie?" Allgemeines Erstaunen.

„Das ist nicht anders möglich," sagte Mia Widmann kurz entschlossen, „sie muß den Redakteur gut kennen. Wahrscheinlich sehr gut," setzte sie mit bezeichnendem Ausdruck hinzu. „Alinde, du bist ja näher mit ihr bekannt?!"

„Gott, wer weiß, vielleicht hat sie Beziehungen. Ihr müßt doch nicht gleich das Schlimmste denken!" Alinde zuckte die Achseln. „Mir kam sie immer sehr harmlos vor; als sie mich das erste Mal besuchte, zeigte ich ihr meine Truhe, ihr kennt sie ja — mit all den Billetsdoux! Sie wurde dunkelrot und war ganz verdutzt. Lieber Gott, rührend! Ich finde ihr Buch ganz niedlich!"

„Ich kann nichts daran finden," wandte sich Mia Widmann an die Starzynska, „du, Wlodzka?"

„Garr nichts, keine Spurr von Talent. Sie versteht nurr, darrauf zu laufen!"

Mia Widmann stimmte eifrig zu. „Das ist es; wenn ich bedenke, wie schwer es mir geworden ist, mich durchzuringen!" Sie hob stolz das Köpfchen. „Aber was ich geworden bin, bin ich aus mir selbst geworden!"

„Ich habe auch niemandem etwas zu danken!" rief die Starzynska.

„Ja, du!" Mia Widmann schlang zärtlich den Arm um sie. „Du bist ein starkes Mädchen!"

Sie küßten sich.

„Neue Besen kehren gut!" sagte die kleine Widmann, sie liebte die kräftigen Ausdrücke. „Aber Bolten will doch nichts von ihr wissen."

„Das glaube ich." Frau von Lindenhayn machte ein undurchdringliches Gesicht bei diesen Worten.

„Unterrhalten wirr uns doch von etwas anderrem!" Wlodzimira wurde ungeduldig. „Mein Trrauerrspiel —"

Frau von Lindenhayn schnitt ihr das Wort ab. „Sie ist ein sehr hübsches Mädchen," sagte sie nachdenklich, „sie könnte Carrière machen."

„Hübsch? Hübsch?!“ Die Verwunderung war sehr groß.

„Hübsch? Sie sagen hübsch?“ Alinde war ganz naives Erstaunen. „Das ist das erste, was ich höre. Wlodzimira, findest du sie hübsch?“

Fräulein Starzynska schlug die Hände zusammen. „Keine Spurr! Sie hat ja garr keinen Chic! Findest du sie hübsch, Mia?“

„Ein unbedeutendes Strohgänschen, ein Alltagsweibchengesicht! Ich kann so etwas unmöglich hübsch finden!“

Man sprach seit ungefähr einer Stunde über Elisabeth Reinharz, als Goedeke erschien. Er kam mit einem kostbaren Blumenstrauß; da seine Frau nicht zugegen war, erlaubte er sich das. Er küßte jeder der Damen die Hand und wurde mit süßem Lächeln empfangen. Jede hatte ein Anliegen an ihn.

„Also Sie arrangieren einen Damenabend?“

„Teuerrerr, bitte, bitte, lassen Sie's noch in drrei, vierr Zeitungen setzen, mein Trrauerrspiel —“

„Punktum, ich lese.“

„Können Sie mir nicht sagen, welche Robe trug die Prinzessin gestern bei der Galavorstellung, als der Kammerherr sich über ihre Schulter neigte?“

„Wenn mein Trrauerrspiel errscheint, müssen Sie — —“

„Ich brauche es nämlich zu meinem Roman. Also welche Robe?“

Es schwirrte auf Goedeke ein; er dienerte und lächelte.

„Mein Pintscher hat sich verlaufen,“ sagte Frau von Lindenhayn, „gehen Sie zur Polizei, lieber Goedeke!“

„Mache mir 'ne Ehre draus, janz zu Diensten!“ Goedeke dienerte wieder; er sah das unbeachtet auf dem Boden liegende Buch und hob es auf. „Nanu!?“ Er zog die Augenbrauen hoch und pustete die Backen auf. „Da haben wir ja die Reinharz auch; wohin ich komme. Habe ich's Maiern nich jleich jesagt? Mir hat er sie zu verdanken!“ Er hielt das Buch in die Höhe und wedelte aufgeregt damit hin und her. „Jrandioses Talent! Ein Evenemang! Außer Ihnen, meine Damen“ — er legte die Hand auf's Herz und ließ einen verbindlichen Blick reihum gehen — „das jrößte Talent der Jejenwart!“

„Echauffieren Sie sich nicht, lieber Goedeke,“ sprach Frau von Lindenhayn über die Schulter. „Darf ich Ihnen eine Tasse Thee zur Abkühlung anbieten?“

Er stand ganz verblüfft, die Damen lächelten

ihn nicht mehr an; eine merkwürdige Kühle wehte ihm entgegen.

Gut, daß die Zofe hereinschlüpfte und mit einer Miene, die ganz der Wichtigkeit der Situation entsprach, Herrn Wolfgang Eisenlohr anmeldete; selbst sie sprach den Namen des großen Dichters mit einer andachtsvollen Scheu aus.

Eine gewisse Aufregung bemächtigte sich der Damen. Alinde Rosen warf einen schnellen Blick in den Spiegel. Goedeke eilte zur Thür, ihm entgegen; die Starzynska hinter Goedeke drein.

Da war er!

„Wie schön, daß Sie kommen, teuerrerr Meisterr!" Die Starzynska zerdrückte ihm fast die Hände.

„Servus, servus!" Goedeke schleppte diensteifrig den bequemsten Sessel herbei.

Alinde errötete. Mia Widmann fühlte sich ganz als Kollege des berühmten Mannes und schüttelte ihm kräftig die Rechte.

„Ich freue mich," sagte Frau von Lindenhayn in ihrer schleppenden Sprechweise und reichte ihm die Hand zum Kuß.

Eisenlohr schien nicht angenehm überrascht, hier diesen ganzen Kreis zu finden. Er ließ den Blick nicht von der schönen Frau. Sie sah bezaubernd

aus in ihrem losen, weißen Gewand, mit dem müden Aufschlag ihrer langbewimperten Lider. Sie hielt ruhig seinem Blick Stand; sie errötete nicht; mit lässiger Grazie ließ sie sich wieder auf dem Sofa nieder.

Die Zose bot Thee an. Goedeke nahm ihr das Tablett ab und präsentierte selbst, rief dabei aufgeregt nach Rum und Zuckerdose. Eisenlohr liebte den Thee sehr süß, sehr stark mit Geistigem versetzt.

„Der Zaubertrank der Circe!" sprach der Dichter nach dem ersten Schluck mit einem bezeichnenden Blick nach dem Sofa hin.

Alinde kicherte hell auf.

Die Starzynska rückte ungeduldig mit ihrem Stuhl hin und her. „Wissen Sie's schon, teuerrerr Meisterr, mein Trrauerrspiel —"

„Weiß schon." Er bewegte nachlässig die Hand; und dann, sich ganz zur Lindenhayn wendend, gratulierte er ihr in warmen Ausdrücken zum Erfolg ihres neuesten Buches. „Ich freue mich," schloß er „in Ihnen eine kongeniale Natur gefunden zu haben. Auf Ihr Wohl!" Er trank seine Tasse Thee leer. „Ich trinke auf das Wohl der besten weiblichen Feder, des Venussterns am Himmel der Kunst!"

„Sie vergessen die Reinharrz!“ rief Wlodzimira dazwischen, ihr Organ klang grell.

Und Mia Widmann setzte spitz hinzu: „Unser neuester Stern!“

„Mein Gott, ist sie denn wirklich so bedeutend?“ flüsterte Alinde Goedeke zu. „Sie hat doch erst ein einziges Buch geschrieben!“

Goedeke hütete sich wohl, etwas zu erwidern; er hing an den Lippen des berühmten Mannes.

Eisenlohr machte ein Gesicht, wie: ‚Ihr könnt mir leid thun!‘ Er steckte die Hand in den Busen und lehnte sich hintenüber.

„Was sagen Sie, teuerrerr Meisterr?“ Wlodzimira fuhr auf ihn zu: „Ist sie wirrklich so bedeutend?“

„Bedeutend? Wer? Wer?“

„Nun, die Reinharz!“ Außer Frau von Lindenhayn riefen sie's alle.

„Bedeutend — —?!“ Eisenlohr zog das Wort in die Länge. „Ich bitte Sie!“ Er zuckte die Achseln. „Anfängerin, steckt mit allen Fasern noch im Dilettantismus. Kann ja sein, daß sie mal eine ganz leidliche Schriftstellerin wird, aber jetzt“ — er zuckte wiederum die Achseln — „kann sie doch nicht mitreden!“

Aha! Die drei Damen lauschten ihm wie einem Orakel. Wlodzimira warf den Kopf auf: „Sagte ich's euch nicht gleich, garr kein Talent!"

„D a s habe ich nicht gesagt!" Eisenlohr wurde rot. „Ich spreche nie jemandem das Talent ab."

„Sie i st ein Talent," sagte Frau von Lindenhayn.

„Natürlich!" Goedeke war nicht mehr kleinlaut, er fühlte sich von Frau von Lindenhayn unterstützt. „Ein Talent, natürlich, mehr habe ich auch jarnicht behauptet. A propos, haben Sie denn die Kritik gelesen, heut in der Morjenausjabe?"

„Ich lese keine Kritiken." Eisenlohr kreuzte die Arme über der Brust.

„Was will eine Kritik besagen!" Mia Widmann zuckte die Achseln. „Wer liest überhaupt eine Kritik?"

Frau von Lindenhayn lächelte fein. „Ich habe sie gelesen."

„Was stand denn? Wie warr sie denn?" Die Starzynska beugte sich weit über den Tisch. „Warr sie gut?"

Frau von Lindenhayn ließ einen flüchtigen Blick um den Tisch gleiten. Alle Köpfe neigten sich ihr lauschend zu, alle Blicke waren auf sie geheftet; der Dichter allein schien sich nicht zu interessieren.

„Sehr gut!" sagte sie.

„So erzählen Sie doch!“ Ungeduldig klopfte die Widmann mit dem Füßchen.

Es dämmerte etwas wie geheimer Spott in den unergründlichen Augen der schönen Frau. „Oh, der Rezensent fühlte sich erst gedrungen, über die Vielschreiberei im allgemeinen zu reden. Ueber die Unsitte der Autoren, ohne von innerer Notwendigkeit getrieben zu sein, jedes Jahr ihren Band auf den Markt zu schleudern. Aber das interessiert Sie ja weiter nicht.“ Sie wandte sich besonders an Eisenlohr.

„Weiterr!“ drängte die Starzynska.

„Er rühmte im Gegensatz dazu das echte Talent der Reinharz, das schreibt, weil es schreiben m u ß.“

Frau von Lindenhayn machte wieder eine kleine Pause. „Wenn ich mich recht erinnere,“ sagte sie dann und stützte den Kopf in die Hand, „sprach er von der Entdeckung einer dichterischen Größe.“

„Was? Lächerlich!“ Die Starzynska gestikulierte lebhaft.

„Er prophezeite, die Reinharz würde bald — ja, ja, so lautete der Passus — ‚sie wird bald andere Sterne verdunkeln, die bis jetzt‘“ — Frau von Lindenhayn hielt inne.

Niemand sprach.

Durch das Gemach schwebte etwas, lautlos und schwül wie die Stille vor dem Sturm, er drohte loszubrechen.

„Unerhörrt!" Die Starzynska schnellte empor.

„‚Sie wird bald andere Sterne verdunkeln, die bis jetzt als solche galten'," wiederholte Frau von Lindenhayn lauter. „Und so weiter. Eine glänzende Rezension, nicht wahr?" Ihre zartgewölbten Brauen zogen sich etwas in die Höhe; sie sah reihum.

„Was sagen Sie nun?" triumphierte Goedeke.

„Ein persönlicher Freund! Männer sind feile Schmeichler!" Mia Widmann war sehr empört, sie tuschelte der Starzynska in die Ohren.

„Ein Ignorant!" sagte Eisenlohr mit solchem Nachdruck, daß Goedeke zusammenfuhr. „Menschen, die nichts verstehen, sollten keine Rezensionen schreiben. Ich habe das Buch gelesen. Wir haben wohl alle das Buch gelesen?"

„Ja, ja, gewiß, natürlich!" rief man durcheinander.

„Wir dürfen uns doch wohl ein Urteil zutrauen. Wohl verstanden: ich spreche als Kollege der jungen Autorin, als ein Freund. Ich halte nicht viel von diesen hier so maßlos überschätzten ‚Einfachen Geschichten'."

Um Frau von Lindenhayns Mundwinkel zuckte es eigentümlich. Ein zartes Rot kam unter der marmorblassen Vornehmheit ihres Gesichtes zum Vorschein. „Gott schütze mich vor meinen Freunden!“ sagte sie.

„Da haben Sie recht!“ Eisenlohr griff das auf. „Ein schlechter Dienst, den dieser Kritiker und Freund dem Fräulein geleistet hat. Statt das Fünkchen Talent anzufachen durch gerechten Tadel, hat er es ausgepustet durch ungerechtes Lob. Es wird sich nie zur Flamme entfachen. Jeder ehrliche Mensch muß sich von solch einer Lobhudelei mit Widerwillen abwenden.“

„Ich habe nie von so etwas gewußt,“ flüsterte Alinde träumerisch. „Das ist ja scheußlich, solche Schmeichler!“

„‚Sie wird bald andere Sterne verdunkeln, die bis jetzt als solche galten‘“ — die Ader auf des Dichters Stirn schwoll. „In dieser traurigen Sudelei steckt ja ein verborgener Angriff auf uns alle. Dagegen werde ich auftreten! Wer hat die Kritik geschrieben?“

„Kein Name darunter.“

„Aha!“ Eisenlohr strich sich um Mund und Kinn. „Da haben wir's — intime Beziehungen!

Sieh, sieh, dieses kleine Mädchen! Nun, ich muß sagen, *mein* Geschmack wäre sie nicht!"

„Das sagen *Sie*?!" Wlodzimira Starzynska wurde rot, man sah es selbst unter dem Puder, wie ihr eine jähe Eifersuchtswelle zu Kopf schäumte. „Sie sagen das?! Und Sie haben doch selbst die Rreinharrz nach Hause gebrracht, von dem Sommerrfest bei Krroll!"

„Wer? Ich?!" Eisenlohr schüttelte verneinend den Kopf.

„Ah, ich errinnere mich sehrr wohl — in einerr Drroschke! Es rregnete!"

„Mir ist so dunkel — von Kroll? Wie war's doch gleich, mein lieber Goedeke, waren Sie nicht auch dabei?"

„Selbstverständlich!" Goedeke glänzte über das ganze Gesicht.

„Hm, ja, jetzt erinnere ich mich. Wir konnten die Dame bei dem Gewitter nicht auf der Straße stehen lassen. Ich nahm mir bei der nächsten Haltestelle eine zweite Droschke und überließ ihr die erste."

„Oh, wie galant! Wie rritterrlich!" Die Starzynska blitzte ihn mit ihren Kohlenaugen an und lächelte schnell versöhnt. „Hätte ich Sie frrüherr

gekannt, theuerrerr Meisterr, mein Trrauerrspiel wärre ein Schauspiel geworrden. Meine Heldin" — sie machte eine kleine Pause und feuerte einen Blick auf ihn ab — „hätte sich nicht erschossen — sie hätte Sie geliebt!"

Eisenlohr strich sich um Mund und Kinn; die anderen lachten.

„Wlodzka, du bist doch ein Original!" Frau Widmann umarmte sie.

„Oh Mia" — Wlodzimira erwiderte stürmisch die Umarmung — „ich liebe ihn!"

War das Ernst, war das Scherz? Wlodzimiras Blicke wurden immer deutlicher. Der Dichter empfahl sich. Er hatte für heute eine Einladung zu einem Diner um acht bei Mannhardts, und mußte noch Toilette machen.

Als Goedeke gegen sieben nach Hause ging, nahm er seinen Weg über die Alsenstraße. Ob schon alles erleuchtet war? Wer mochte bei Mannhardts sein? Fingen die schon so früh in der Saison an? Er ging langsam vorüber.

Da fuhr ein Wagen vor. Goedeke blieb stehen. Mannhardt sprang heraus.

„Servus, servus!"

Mannhardt stutzte. „Ah, lieber Goedeke! 'n Abend,

bin etwas eilig!" Er drückte ihm flüchtig die Hand und wollte in's Haus.

„Sie haben wohl noch was besorjt, eh?" Goedeke hielt ihn am Rockknopf fest. „Eisenlohr erzählte es mir eben, er ist heut abend zum Diner bei Ihnen invitiert."

„Jawohl — eine Gesellschaft, eine ganz kleine — nur ein paar, die wir notwendig einladen mußten! Eine Verpflichtung!" Mannhardt war entschieden peinlich berührt. „Wir hätten Sie so gern dazu gebeten, lieber Goedeke, wir konnten nur leider nicht — es hat uns sehr leid gethan — wir sind sonst dreizehn!"

„Ich bin über Aberjlauben erhaben, das wissen Sie doch! Aber, à propos, Sie haben doch nicht etwa die Reinharz dazu invitiert?" Er drückte die Augen heraus und sah den andern unter hochgezogenen Brauen von unten bis oben an.

„Warum?" Mannhardt stutzte.

„Nanu? Sie wissen doch!" Er kniff ein Auge zu.

„Nein!" Mannhardt sah ihn verwundert an. „Warum sollten wir Fräulein Reinharz nicht einladen? Sie ist die Freundin meiner Frau und nebenbei — man spricht von ihr. Sie ist der spezielle Schützling meiner Frau —"

„Tata!“ — Goedeke lächelte überlegen — „da werden Sie Eisenlohr keinen besonderen Gefallen thun. Er ist sehr aigriert. Es ist ja 'ne Taktlosigkeit, 'ne janz unerhörte Taktlosigkeit! Eisenlohr hat sich eben bitter bei mir beklagt!“

„Ueber was denn? Ich bitte Sie!“ Mannhardt wurde unruhig.

„Na, schreibt da irgend einer 'ne Kritik über die Reinharz, streicht sie 'raus auf Kosten von Eisenlohr: er wäre überwundener Standpunkt, sein Stern ginge unter, etcetera, sie würde ihn bald verdunkeln und so'n Quatsch mehr. Imaginieren Sie sich!“

„Wo, wo stand das, ich bitte Sie?!“

„Ich habe es nich jelesen — pst!“ Goedeke sprach hinter der vorgehaltenen Hand. „Es bleibt auch janz entre naun. Er hat mir's anvertraut. Wenn Sie darüber sprechen, würde ich mich jenötigt sehen, Sie öffentlich zu desavonieren. Also, Silentium, lieber Freund!“ Er legte ihm die ganze Hand auf den Mund.

„Selbstverständlich — aber ich bitte Sie —“ Mannhardt war entsetzt. „Das ist mir ja sehr unangenehm. Was wird meine Frau sagen?! Sie hatte sich's so reizend ausgedacht — eine kleine

Gesellschaft heute zu Ehren der jungen Schriftstellerin. Das Buch hat doch Aufsehen gemacht, meine Frau hat so viel dafür gethan — wenn ich bedenke, sie hat alle Leute aufmerksam gemacht! Meine Frau hat die Tafeldekoration selbst arrangiert — Rosen und Lorbeer. Was wird sie sagen?! Nur hervorragende Leute sind da. Nein, wie unangenehm, wie unangenehm!" Er schob den Zylinder auf die Seite; er trug immer einen Zylinder.

„Ja, das ist fatal, sehr fatal!" Goedeke wiegte nachdenklich den dicken Kopf. „Hätten Sie mir man vorher ein Wort davon jesagt. Eisenlohr wird schöne Augen machen. Der ist im stande, steht auf und jeht weg. Sie wissen doch — Künstler — unberechenbar!"

„Er wird doch nicht!"

„Ja!" — Goedeke duckte den Kopf zwischen die Schultern, wie sich eine Schildkröte in ihr Gehäuse verkriecht, — „so'ne Sachen arrivieren im menschlichen Leben. Ich bin froh, daß ich nicht dabei bin! Servus!" Er schüttelte dem andern die Hand. „Empfehle mich — viel Verjnügen!"

Er sah Mannhardt nach, wie der in seinem Haus verschwand, dann warf er einen Blick auf die Uhr: halb acht! Vor neun pflegte er sein

Abendbrot nicht einzunehmen, da konnte er noch ein bißchen in den Klub gehen. Wen würde er da alles treffen? Er überlegte — immerhin genug Leute! Dann rief er eine vorbeizockelnde Droschke an und schwang sich hinein:

„Kutscher, man los!“

IX.

Elisabeth Reinharz saß in ihrer kleinen Stube. Draußen blies der Winterwind und drückte gegen die Scheiben. Hier oben spürte man ihn mehr als anderswo; er stieß mit Ungestüm gegen den hohen Seitenflügel des Hauses.

Sie hörte ihn nicht. Die Ellbogen hatte sie auf den Tisch gestützt und die weichen Wangen in die Hand geschmiegt; die Lampe warf einen hübschen Schimmer auf ihren Kopf, all die kleinen, seidenweichen Härchen an den Schläfen waren vergoldet.

Sie glühte. Ihre Wangen waren rund und rot wie Kinderwangen, ihre Gestalt von elastischer Fülle. Nichts war mehr da von der herbstlichen Blässe und dem leisen, sehnsuchtsvollen Anhauch. „Sie blühen wie eine Rose!" hatte Mannhardt gesagt Er hatte recht; wohler, hübscher hatte Elisabeth nie ausgesehen. Ihre Augen lachten. Ein Zauber ging von ihr aus, der jeden froh machte, der in ihre.

Nähe kam. Selbst Kistemachers konnten sich dem nicht entziehen, sie hatten ihre Empfindlichkeit vergessen und sonnten sich im Glanze ihres Schützlings.

Alles Unangenehme, jeden trüben Gedanken, jeden Zweifel hatte ein Zauberstrom mit fortgespült, der Zauberstrom des Glücks. Wer darin badet, wird jünger, wird schöner, wird liebenswürdiger. „Glücklich, glücklich!“ summte Elisabeth leise; sie öffnete kaum die Lippen, aber man hätte das Wort von ihnen ablesen können. So rot, so frisch waren diese Lippen, immer die Mundwinkel lächelnd leicht gehoben. Sie hätte die ganze Welt umarmen mögen. Ihrer alten Mile fiel sie zwei, drei Mal am Tag um den Hals, so stürmisch, wie nur je in der Kinderzeit; sie mußte etwas haben, um es an ihr starkklopfendes Herz zu drücken.

Alle Menschen waren gut; nicht einer, der nicht freundlich gegen sie gewesen wäre! Elisabeth wußte selbst nicht, wie ihr die Tage hingingen — trübe Wintertage, und doch im goldenen Sonnenschein! Sie sah ihr Buch in den Schaufenstern der Buchhandlungen, ihre ‚Einfachen Geschichten‘, kostbar gebunden, — ihr dünkte der schreiende Einband ein Wunder von Geschmack — sie las ihren Namen in den Zeitungen, wurde bald hier bald dort eingeladen, mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, als

eine Persönlichkeit mit Auszeichnung behandelt — — — und das sollte immer, immer so weitergehen?! „Das kommt noch ganz anders!" hatte Leonore Mannhardt gesagt und befriedigt gelächelt.

Wie ein Rausch stieg es dem Mädchen zu Kopf; da lagen Kritiken, ein ganzer Pack, und jede sprach ihr von Erfolg, von ihrem großen Erfolg!

Was tönte in ihren Ohren nicht alles wider?! Eine wunderbare, bethörende Musik!

Nur Heider hatte nicht in die allgemeine Anerkennung mit eingestimmt; er hatte gesagt: „Daß Sie Talent haben, Elisabeth, erkenne ich gern an. Aber es ist noch nicht reif. Ihr Buch ist eine Talentprobe, aber kein Kunstwerk." Sie wollte aufbrausen. Aber unbeirrt sprach er weiter: „Wenn auch die Leute vor Bewunderung platt auf dem Bauch liegen, so muß ich doch —"

Sie hatte ihn nicht ausreden lassen, empfindlich sagte sie: „Geben Sie sich keine Mühe, Sie können mir meine Freude nicht verderben und mir den Glauben an mich selbst auch nicht rauben. Ich werde fleißig sein, arbeiten. Maier will mein nächstes Buch gern verlegen. Er hatte gefürchtet, dieses wäre nichts für's Publikum; ich sollte den Titel ändern: ‚Leidenschaften', — ich habe auf den

‚Einfachen Geschichten‘ bestanden. Wie lange noch, und die zweite Auflage ist nötig. Denken Sie, die zweite Auflage!“ Sie lachte hell auf, glückselig wie ein Kind und klatschte in die Hände.

Er hatte die Achseln gezuckt. „Wenn Sie das befriedigt!“

Sie schmollte mit ihm. Oft drängte es sie, hinzulaufen, ihm dieses oder jenes mitzuteilen, aber ihr Künstlerstolz verbot es ihr; sie war gekränkt und hatte es ihm übel genommen, daß er nicht mit einstimmte in den allgemeinen Lobeshymnus. Das war der einzige bittere Tropfen in dem Freudenbecher.

Elisabeth saß und sann nach. „Sechsundzwanzig Jahre!“ sagte sie laut und hielt die gespreizten Finger gegen das Licht der Lampe. Das Blut schimmerte warm, rosig, fast glühend durch die zarte Haut — noch jung, und schon so viel erreicht! Sie schloß, wie vom Schwindel erfaßt, die Augen — — — sie war einen hohen Berg hinaufgelaufen, in unglaublich kurzer Zeit hatte sie den Gipfel erreicht, nun stand sie atemlos oben, und nun — nun — —

Sie dachte plötzlich an Ebel. Noch ein paar Mal hatte sie ihn gesehen, bei Marie Ritter und zufällig auf der Straße; aber da hatte er sie nicht angeredet, sondern sie nur respektvoll gegrüßt. Sie

hatte ihm ihr Buch geschickt mit ein paar Zeilen der Widmung — das war sie ihm doch schuldig. Und er hatte ihr dafür in einem Brief gedankt, der weit entfernt war von jeder Schmeichelei, schlicht, ehrlich, männlich — gerade so, wie sie ihn selbst zu kennen glaubte; aber aus jedem Wort sprach innige Verehrung. Sie hatte den Brief mehrmals hintereinander gelesen und darauf niedergeblickt, bis ihr das Blut zu Kopf stieg.

Jetzt wollte sie ihn noch einmal lesen. Sie stand langsam auf, und ging wie träumend zum Schreibtisch.

Draußen rührte sich die Klingel. Elisabeth schreckte zusammen. Rasch lief sie hin — Mile war nicht da — und sie erwartete jetzt jeden Tag ein neues Glück. Es kam ja immer mehr, mehr, es konnte gar nicht enden!

Mit klopfendem Herzen riß sie die Thür auf — Leonore Mannhardt stand draußen.

„Ah, du?" Elisabeth zog sie herein; Leonore warf den kostbaren Pelzmantel ab.

„Fühle, wie ich glühe!" sagte sie und hielt des Mädchens Hände an ihre Wangen. „Du mußt wirklich eine andere Wohnung nehmen! Ich bin ganz außer Atem von deinen vier Treppen. Mehr

in unserer Nähe. Und dann der Aufgang vom Hof aus, das geht doch nicht! — Ich muß dir rasch erzählen, wunderbar, herrlich!"

„Was denn? Nimm Platz!"

„Denke, denke!" Leonore lief aufgeregt in dem kleinen Zimmer hin und her. „Denke, da trifft mein Mann vor acht Tagen im Wintergarten Schwertfeger, du weißt doch, den neuen Direktor! Sie sind Landsleute, sie haben zusammen auf der Schulbank gesessen. Zufällig reden sie von Litteratur — Mädchen, hast du ein Glück, müssen die gerade darauf kommen! Mein Mann verfehlte nicht, deinen Namen zu nennen; Schwertfeger kannte ihn noch nicht. Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als ihm dein Buch zu schicken; nun bedankt er sich heute bei mir und schreibt, daß er ganz entzückt sei, daß ihn besonders der dramatische Zug darin sehr gefesselt habe. Da ist es mir klar geworden" — sie machte eine Pause und sah das Mädchen bedeutungsvoll an — „du mußt ein Stück schreiben!"

„Ich?!" Elisabeth war sehr verwundert.

„Ja, du! Ich helfe dir dabei. Ein Stück, das ist der einzige Weg, um rasch berühmt zu werden. Ein Theatererfolg ist mehr wert als hundert Bücher. Wir werden das schon machen. Schwertfeger ist

uns sicher. Goedeke ist pekuniär bei dem Theater beteiligt, ich werde mit ihm sprechen."

„Ah — —!" Elisabeth wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, sie lachte anhaltend, laut und lustig.

Frau Leonore mußte auch lächeln, des Mädchens Lachen wirkte so ansteckend; aber dann sagte sie ein klein wenig ärgerlich: „Du bist kindisch!"

„Ich? Hahaha!" Elisabeth schüttelte sich. „Ich soll ein Stück schreiben? Kann ich ja gar nicht, fällt mir gar nicht ein!"

„Du mußt nicht eigensinnig sein! Höre auf meinen Rat!" Frau Leonore machte ein ernstes Gesicht. „Nun haben wir dich so weit lanciert, mit Glück, das mußt du doch sagen; nun mußt du aber auch das deinige thun!"

„Das meinige?!" Elisabeth sah sie groß an, ihr Lachen war verstummt. „Und habe ich denn nicht das meinige — —?" Sie stockte.

„Natürlich, natürlich! Du bist ein großes Talent! Du mißverstehst mich!" sagte Leonore nach einem raschen Blick in des Mädchens Gesicht.

Es klopfte an der Entreethür.

„Das ist Frau Kistemacher!" Elisabeth sprang auf. „Die schellt nicht, die klopft nur."

„Wie unangenehm!" Leonore zog das Näschen

kraus. „Das ist wohl die Zahnarztfrau? Ich wundere mich, Liebchen, daß du dich mit denen so angefreundet hast. Sind es denn wirklich gebildete Leute?"

„Oh, sehr!" Elisabeth ging, um zu öffnen. Sie blieb eine ganze Weile draußen; man hörte murmeln. Dann kam sie allein zurück. „Frau Kistemacher kommt gleich wieder," sagte sie. „Als sie hörte, du wärest hier, wollte sie nicht hereinkommen, sie war in Morgenrock und Schürze."

„Also solchen Respekt! Ich bitte dich, das ist doch wirklich nicht nötig — wenn mein Mann noch hier gewesen wäre! Aber vor mir?" Leonore lächelte bescheiden. „Aber in der That, die Frau hat ganz recht."

„Sie ist eine sehr liebe Frau, und er ist wirklich ein kluger Mensch!" Elisabeth fühlte sich gedrungen, Kistemachers herauszustreichen und erzählte von ihnen.

Leonore hörte zu, eine gewisse Herablassung in der Miene.

„Sie sind sehr gut zu mir," schloß das Mädchen.

Da klopfte es schon wieder.

„Das ist ja sehr rasch gegangen." Frau Mannhardt setzte sich auf's Sofa.

Elisabeth führte Frau Kistemacher herein. Diese

war sehr rot und heiß. „Ich habe noch nicht die Ehre gehabt — sehr angenehm.“ Sie machte der Dame im zartgrauen Tuchkleid, die so vornehm auf dem Sofa saß, eine förmliche Verbeugung. Dann umarmte sie Elisabeth und küßte sie schallend.

Frau Mannhardt verzog den Mund.

Elisabeth fühlte sich einigermaßen peinlich berührt; die zwei paßten schlecht zu einander, und sie hatte doch jede von ihnen lieb. Man sprach von diesem und jenem, zögernd, die beiden Frauen einander gleichsam mit den Fühlfäden betastend. Leonore war sehr zurückhaltend und das Gespräch quälte sich nur so hin.

Plötzlich sagte Frau Kistemacher: „Es freut mich wirklich sehr, Sie kennen zu lernen, gnädige Frau; Elisabeth hat uns schon so viel von Ihnen erzählt, daß ich ganz neugierig war!“

„Ei, warum nicht gar?!“ Leonores Miene wurde entgegenkommender. „Mein kleines Genie!“ sagte sie zärtlich und zog das Mädchen an sich.

„Sie haben sich auch so für Elisabeth interessiert, gnädige Frau!“ Frau Kistemacher hätte nicht mehr Dankbarkeit in ihre Stimme legen können, wenn sie von einer, ihrem leiblichen Kinde erwiesenen Freundlichkeit gesprochen hätte.

Leonore neigte sich verbindlich. „Ich bitte Sie,

das würde doch jeder gethan haben! Mein einziges Verdienst ist, zuerst ihr Talent erkannt zu haben. Ich habe sie entdeckt!" Ihre zierliche Gestalt schien zu wachsen, sie nickte Elisabeth zu.

„Entdeckt?!" Frau Kistemacher strich an einer kleinen Falte, die ihr gutes Kleid im Schoß warf, auf und nieder. „Gekannt haben wir sie, glaube ich, noch früher; und daß sie was Besonderes war, das hatten wir gleich weg. Namentlich mein Mann; er hat durch seinen Beruf solch große Menschenkenntnis."

„Ihr Herr Gemahl ist Zahnarzt?"

Elisabeth errötete, sie fühlte den Stich, der in dieser Frage lag. „Ja, wir kennen uns schon lange!" sagte sie und legte rasch den Arm um Frau Kistemachers Schulter.

„Na, Elisabethchen!" Frau Kistemacher tätschelte sie. „Jawohl, mein Mann ist Zahnarzt, aber er hat nebenbei noch viele Interessen, besonders für Litteratur, nicht wahr, Elisabethchen?" Sie blinzelte dem Mädchen zu. „In seinen Mußestunden besteigt er auch zuweilen den Pegasus, wie er sagt."

„Also, ein Sonntagsreiter?" Frau Leonore lächelte.

Frau Kistemacher lachte herzlich. „Ja, das ist er, hahaha! Sie werden nun begreifen, daß er

sofort Verständnis für Elisabeth hatte. Es hat ihm riesiges Vergnügen gemacht, nach besten Kräften ihr Talent zu fördern. Ich bin immer ganz beglückt, ganz gerührt, wenn ich all die Kritiken lese — wie weit haben wir sie doch in der kurzen Zeit gebracht!"

„Ich meine" — Frau Mannhardt war wieder ganz Zurückhaltung, ihre Stimme klang unleugbar scharf — „das wahre Talent bricht sich immer Bahn, es braucht keine Protektion. Sogenannte gute Freunde schaden oft mehr, als sie nutzen."

„Das sage ich auch!" Frau Kistemacher wurde ungemein lebhaft. „Das freut mich, daß Sie das auch sagen, gnädige Frau! Siehst du, liebes Kind" — sie legte Elisabeth die Hand auf die Schulter — „habe ich's dir nicht schon gesagt? Dieser Umgang, du weißt schon, welchen ich meine, ist nicht gut für dich. Sehen Sie, gnädige Frau" — sie rückte erregt dem Sofa näher — „diese jungen Litteraten, der Heider, der Erdmann, und wie sie alle heißen, dieses Fräulein — Ritter heißt sie ja wohl, die sind doch kein passender Umgang für ein feines Mädchen? Immer läuft sie dahin; ich habe immer Angst, sie —"

„Ich bitte dich, schweig davon!" Elisabeth schüttelte die auf ihrer Schulter ruhende Hand ab

und reckte sich hoch auf, Zornesröte im Gesicht. „Ich habe dir's schon einmal gesagt: ich lasse meine Freunde nicht beleidigen!"

„Nun, nun" — Leonore sprach wie man einem unvernünftigen Kinde zuredet — „nur nicht gleich so heftig! Von ‚beleidigen' ist doch gar keine Rede. Ich finde, Frau Kistemacher hat ganz recht!" Sie nickte derselben zu. „Es ist mir sehr lieb, daß ich davon höre. Ich wußte das ja gar nicht so."

„Es sind meine Freunde," sagte Elisabeth finster. „Es thut mir schon weh, wenn nur in diesem — in diesem — nun, in diesem gewissen Tone von ihnen gesprochen wird!"

„Nun, dann müssen sie sich auch danach benehmen!" Frau Kistemacher lief leicht die Galle über, es empörte sie, in Frau Mannhardts Gegenwart zurecht gewiesen zu werden. „Ist das eine Art von dem Heider, ein junges, alleinstehendes Mädchen so zu kompromittieren? Als hätte er dich gepachtet! Von dem Erdmann ist nicht zu reden, der sieht ganz verrückt aus, der kann einem leid thun. Frage mal die gnädige Frau" — Frau Kistemacher erhitzte sich immer mehr — „ob es ihr paßt, daß du mit der Ritter so intim verkehrst, dieser Person, die ein Kind hat und nicht mal

verheiratet ist! Oh, mein Mann hat sich wohl erkundigt! Finden Sie das passend, gnädige Frau?"

„Durchaus nicht! Ich bin ganz Ihrer Meinung. Hätte ich das gewußt! Herzchen, wie kannst du dich nur mit dieser Bohême —"

„Passend oder nicht passend!" Elisabeth schnitt ihr das Wort ab und sprach stark: „Es ist nun mal so. Ihr werdet euch daran gewöhnen müssen. Oh" — eine schmerzliche Entrüstung zitterte in ihrem Ton — „ich bin doch kein Kind, dem man Vorschriften machen kann?! Ich bin alt genug, ich muß allein vertreten, was ich thue!" Ihre Stimme zitterte nicht mehr, sie war zum Schluß fest geworden, fast hart. „Ich versichere euch, ich lasse mich nicht beeinflussen, weder für, noch wider. In keiner Lage!"

Frau Leonore lächelte, sie fühlte, hier mußte sie andere Saiten aufziehen. Sie hatte sich getäuscht, die war noch kein gefügiges Werkzeug in ihrer Hand. Nur nichts verderben! Elisabeth gefiel ihr besser denn je mit den festgeschlossenen, ein wenig aufgeworfenen Lippen und der stolzen Haltung. Die würde schon etwas erreichen im Leben!

Sie schmeichelte: „Wie eine Siegesgöttin steht sie da! Du hast recht, Liebchen, es kommt uns gar nicht zu, dich irgend wie beeinflussen zu wollen"

— sie blinzelte Frau Kistemacher zu — „komm, sei wieder gut, Liebchen!“

„Ich bin ja gar nicht böse.“ Elisabeth versuchte zu lächeln, aber ihr Blick blieb ernst, fast düster. Ihre Finger waren eiskalt und zuckten leicht in Leonores Hand.

Frau Kistemacher empfahl sich freundlich, sie küßte sogar Elisabeth.

Als sie gegangen, war Leonore ärgerlich.

„Uns so das Beisammensein zu stören! Aergere dich nicht, Liebchen, ich sage dir, nichts als Eifersucht!“

„Das mag sein.“ Elisabeth hatte Kopfschmerzen, und lehnte die heiße Stirn an die Schulter der Freundin. „Es ist recht schwer!“ klagte sie. „Nun bin ich so glücklich, so sehr glücklich! Aber immer kommt allerlei, was mein Glück stört und an mir herumnörgelt. Ich kann das gar nicht vertragen. Es ist schlimm, ich habe nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geschwister —“

„Hast du nicht Freunde? Hast du nicht uns? Mich?“ Leonore streichelte zärtlich die heiße Wange.

„Jawohl, ihr!“ murmelte das Mädchen. „Aber da ist doch nicht ein einziger, der g a n z zu mir gehört. Oh, sei still“ — sie hob die Hand —

„ich weiß wohl, meine liebe Leonore, du hast mich lieb, du bist so sehr gut zu mir, aber" — das Murmeln wurde noch leiser — „dein Leben ist ausgefüllt, du hast deinen Mann, deine Verwandten, deine Freunde, deine Interessen, deine Geselligkeit. Ich bin dir nicht nötig. Und ich möchte einem Menschen alles sein. Du weißt ja" — sie lächelte schwach — „ganz oder gar nicht! Man braucht eine zweite Seele, nicht bloß im Leid, ich fühle es deutlich, auch im Glück!"

„Du mußt dich verheiraten, Liebchen," sagte Leonore leichthin. Sie hatte wenig Verständnis für solche Ergüsse. „A propos, Liebchen, Scherz beiseite, was mir eben einfällt, was hast du denn eigentlich mit Eisenlohr gehabt? Er war doch auf unserem Diner so komisch zu dir, ging dir, man möchte sagen, aus dem Wege. Ich wollte dich längst fragen. Gestern auf dem Diner bei Goedeke — es wunderte mich schon sehr, daß der dich nicht auch eingeladen hatte — saß ich neben Eisenlohr. Ich brachte die Rede sehr geschickt auf dich. Er verhielt sich ablehnend. Da fragte ich ihn geradezu, was er gegen dich hätte? ‚Ich?' Er that sehr verwundert. ‚Gar nichts!' Und dann sagte er, du wärest so komisch gegen ihn gewesen, er wollte nicht weiter darüber sprechen, aber eigentlich —

unartig! Jedenfalls, gelinde ausgedrückt, seist du eine etwas merkwürdige junge Dame. Mehr war nicht aus ihm herauszubringen; er brach sofort ab. Ich erzählte es zu Hause gleich meinem Mann; der schien nicht überrascht, Goedeke hatte ihm schon was anvertraut, kurz vor unserem Diner; er hatte es mir nicht gesagt, um mir nicht die Freude zu verderben, um mich überhaupt nicht aufzuregen. Daß aber Eisenlohr wegen der Kritik auf dich böse sein soll, glaube ich einfach nicht. Das hat ein Eisenlohr doch nicht nötig!"

„Das ist es auch nicht!" Elisabeth schnellte empor. „Nun will ich dir's sagen! Dieser Heuchler!" Sie ballte empört die Hände. Mit funkelnden Augen, mit brennenden Wangen, hastig, sich überstürzend, erzählte sie ihr ganzes Erlebnis mit Eisenlohr. Sie vergaß nichts. „Und da stand ich auf der Straße!" schloß sie, fiebernd vor Erregung.

„Ahnte mir doch so was!" Leonore brach in ein herzliches Gelächter aus. „Aber das ist doch nicht so tragisch zu nehmen! Hahaha! Und deswegen springst du aus dem Wagen, mitten im Regen, bei Donner und Blitz?! Liebchen, nimm's mir nicht übel, das war kindisch! Eine Person wie du muß doch Verständnis für solche Situation

haben! Du bist doch nicht das erste beste Gänschen!"

„Es war eine Unverschämtheit!" Auf Elisabeths Stirn zeigte sich eine Zornesfalte.

„Liebes Kind, was willst du? Er ist ein Dichter!"

Elisabeth sagte kein Wort, sondern sah die andere nur groß an.

„Ja, sieh mich nur so an" — Frau Leonore lachte wieder — „hahaha! Du mußt doch Eisenlohr nicht mit dem Maßstab messen, mit dem du andere Männer mißt. Da hättest du ganz recht gehabt, empört zu sein, aber hier —! Solch eine impulsive Künstlernatur läßt sich eben hinreißen. Du hast ihm gefallen, er hat es dir gezeigt — nun, was weiter?! Eisenlohr wird von den Frauen sehr verwöhnt."

„Mögen sie ihn verwöhnen!" In des Mädchens Ton lag Verächtlichkeit.

„Ich finde das nicht etwa nachahmenswert," sagte Leonore rasch und ihr lächelndes Gesicht wurde ernst. „Aber ein bißchen Klugheit muß man doch walten lassen. Konntest du denn nicht eine liebenswürdige Art der Zurückweisung finden?"

„Nein." Elisabeth sprach das ‚nein' sehr schroff.

„Hm, hm, die Geschichte ist sehr fatal!" Frau

Mannhardt stützte nachdenklich den Kopf. „Was soll er von dir denken? Hm, hm, ärgerlich!“ Plötzlich fuhr sie auf: „Du hast dich unglaublich thöricht benommen, Kind! Das vergißt er dir nie! Er wird es dir nachtragen!“

„Mag er!“

„Ach was!“ — Leonore wurde nun wirklich böse — „man sagt das nicht so leicht hin! Er ist ein berühmter Mann! Ein Wort, eine Zeile von ihm gilt viel. Es ist durchaus nicht egal, ob er dein Freund ist oder dein Feind; er kann dir sehr schaden!“

„Ich mache mir nichts daraus!“ Elisabeth zwang sich, ruhig zu bleiben, aber Leonore sah, wie es in ihr stürmte. „Mag er denn mein Feind sein, mag er unfreundlich über mich sprechen, ja sogar schreiben, ich werde doch meinen Weg finden!“ Sie lachte, aber es war nicht das ihr eigene, frische, schöne Lachen; es klang gezwungen. Wie ein Hauch ahnungsvoller Bangigkeit flog es über ihr Gesicht. „So etwas sollte mich hemmen?!“ Ihr Auge flammte und sie trat der anderen einen Schritt näher. „Mein Freund Heider sagt: ‚Ich pfeife drauf!‘“ Sie wandte sich ab und ging zum Fenster; mit brennenden Augen starrte sie hinaus in's Dunkel.

Der Wind war stärker geworden, er heulte; dazwischen prasselte Regen, ganze Schauer von Tropfen wurden gegen die Scheiben gepeitscht. Eine böse Nacht. Der Himmel unheilschwanger, von undurchdringlichem Schwarz bedeckt; kein Stern. Ein scharfer Zug drang durch die Ritzen des Fensters. Es fröstelte Elisabeth. Wie Gespensterfurcht ein einsames Kind beschleicht, so kamen ihr unheimliche Gedanken.

Es war still im Zimmer. Nun rauschte Frau Leonores Kleid; sie kam und legte ihre Hand auf Elisabeths Schulter.

„Schon wieder böse, Liebchen? Ich meine es doch so gut mit dir! Ich denke ja gar nicht daran, an deiner glänzenden Carrière zu zweifeln! Du mißverstehst mich!"

„Ja, wir verstehen uns nicht!" Elisabeth legte plötzlich die Hände vor's Gesicht und stand dann regungslos.

„Mein Gott!" — Leonore wußte nicht recht, was sie sagen sollte — „du bist so ungeheuer sensible! Du bist überreizt! Nun, du bist eben eine Künstlernatur. Hätte ich geahnt, daß dich mein Vorwurf — es war ja nicht einmal ein Vorwurf — so schmerzen würde, ich hätte nichts gesagt, verzeih! Du hast ganz recht, was soll dir Eisenlohr

oder irgend ein anderer schaden? Dir?! Lache, habe nur keine Angst! Liebchen, hat dich mein dummer Vorwurf geschmerzt?" Sie hing sich an Elisabeth.

Einen Augenblick sah es aus, als wollte die große Gestalt die kleine abschütteln. Dann ließ sich Elisabeth an's Licht ziehen. Schwer setzte sie sich auf den Stuhl am Tisch, ihr blonder Kopf neigte sich tief.

Leonore glitt nieder, in einer anmutigen Stellung lag sie vor der Sitzenden auf den Knieen. „Liebchen, sieh mich an!" bat sie. „Was hat denn nur heut unser kleines Genie? Ja, es war unrecht von mir, dir einen Vorwurf zu machen! Schmerzt er dich noch?"

„Der schmerzt nicht." Elisabeth schüttelte den Kopf und murmelte: „Ich verdiene einen Vorwurf; was wage ich mich auch allein — oh, oh!" Sie legte plötzlich den Kopf auf den Tisch, ein heftiges Schluchzen erschütterte ihre Gestalt.

Leonore war betroffen. „Thränen —? Was hast du denn nur, mein Kind, mein Liebchen, meine süße Elisabeth? Das kann dir ja in der That gleichgiltig sein, was Eisenlohr sagt. Da giebt's auch noch andere Leute. Laß mich nur machen. Wer weiß auch, ob ich mich nicht irre; vielleicht ist

er gar nicht böse, oder du hast dich überhaupt bei der ganzen Sache geirrt, er hat es gar nicht so gemeint. Weine nur nicht! Du weinst dir deine lieben Augen ganz rot. So höre doch, Liebchen!" Sie streichelte das Mädchen und erschöpfte sich in Liebkosungen. „Du bist jung, du bist hübsch, du hast Talent, du bist auf dem besten Wege, berühmt zu werden — wenn ich nur wüßte, warum du weinst?"

„Ich bin allein." Es klang wie ein Stöhnen. Weiter sagte Elisabeth nichts.

Leonore sann nach — also das war's! Aha! Sie lächelte flüchtig, dann waren Gesicht und Stimme ganz Teilnahme.

„Du wirst dich verheiraten, mein Schatz!" flüsterte sie zärtlich. „Wir werden einen Mann für dich finden, einen Mann, der dir eine Position giebt. Du kannst freier schreiben, dich freier bewegen, unbeirrt von lästigen Eingriffen; du kannst ganz ungestört deiner Kunst leben. Es wird mir zwar schwer, sehr schwer werden" — sie zog des Mädchens Kopf liebkosend zu sich herab — „aber ich gebe dich ja nicht her, im Gegenteil, ich gewinne noch einen Freund dazu."

Elisabeth sagte nichts, langsam, wie träumend,

richtete sie sich auf und strich sich das wirre Haar aus der Stirn.

„Sei nur wieder vergnügt!“ schmeichelte Leonore. „Wofür bin ich denn da?“

„Leonore — —!“ Elisabeth sprach zögernd, stockend; Röte stieg ihr so jäh in's Gesicht, als wollte ihr die heiße Lohe aus den Wangen schlagen. „Leonore, ich möchte dich wohl mal um etwas bitten. Du bist doch meine Freundin. Willst du einmal mit mir — willst du einmal dabei sein — wenn ich — ich — ich möchte gern — —“ Sie gab sich einen Ruck; ihre Lippen waren so spröde, die Worte wollten gar nicht darüber weg. „Ich möchte, daß du — einen Mann kennen lerntest, den ich — kenne!“ Jetzt war es heraus; sie preßte die Hände in tötlicher Verlegenheit ineinander.

„Ei, ei!“ Leonore lachte. „Oh du! Sieh mal einer an!“ Sie drohte mit dem Finger.

„Nicht!“ Elisabeth hielt ihr die Hand fest. „Nicht so! Es ist nicht zum Spaßen. Bitte, ich möchte wissen, wie er dir gefällt!“

„Du wirst doch keinen schlechten Geschmack haben, du, eine Dichterin?! Ich bin riesig neugierig!“ Leonore erhob sich lebhaft von den

Knieen. „Und das sagst du mir erst jetzt?! Wer ist es denn? Wo hast du ihn kennen gelernt? Kenne ich ihn denn noch nicht? Wohl was ganz Besonderes?!"

„Er ist so ruhig, so sympathisch!" — Elisabeth lächelte träumerisch — „so in sich gefestigt. Anders, als die andern jungen Männer, die ich kenne."

„Das ist ja sehr schön! Und wenn du ihn liebst —?"

„Ich liebe ihn nicht." Elisabeth sagte es ruhig, mit einer großen Klarheit. „Ich kann auch keinen Menschen so lieben wie meine Kunst. Aber ich glaube, er würde einer Frau eine große Stütze sein."

Leonore war einigermaßen verdutzt. „Nun,', sagte sie, „die Liebe findet sich ja in der Ehe, du hast ganz recht. Er ist wohl in brillanten Verhältnissen?"

Jetzt lachte Elisabeth, es war wieder viel vom alten, fröhlichen Klang in diesem Lachen. „Nichts weniger als das! Er ist Buchhalter, einer von vielen, an der Deutschen Bank."

„Was — — —?" Frau Mannhardt sah Elisabeth an, als spräche sie Unsinn. „Buchhalter —?! Kein Vermögen —? Buchhalter —?!"

Elisabeth nickte. „Kein Vermögen," sagte sie sorglos, „ich glaube das wenigstens; ich habe mich doch nach seinen Verhältnissen nicht erkundigt!"

„Buchhalter — — kein Vermögen — —!" Leonore war sprachlos. Dann lachte sie plötzlich hell auf und schlug die Hände zusammen. „Liebchen, was sind das für extravagante Ideen! Du — haha — nein, daraus wird nichts! Das kann ja nicht dein Ernst sein!"

„Wenn er mich liebte, würde ich ihn heiraten," erwiderte Elisabeth ernst. „Aber davon ist ja vor der Hand gar nicht die Rede." Sie saß sinnend.

Leonore sah sie an und schüttelte immerfort den Kopf. „Was so ein Dichterhirn nicht alles ausbrütet! Nein, unglaublich! Gar nicht zu sagen!"

„Willst du ihn einmal kennen lernen? Sieh her!" Sie ging an ihren Schreibtisch. „Hier ist auch ein Brief von ihm!"

Leonore las. „Ganz nett. Sehr verehrungsvoll. Ein bißchen Verliebtheit ist auch zwischen den Zeilen."

„Willst du ihn kennen lernen?"

„Gott, wenn du's denn gern haben willst, Schatz! — — Aber wozu? Konsequenzen hat das doch weiter keine!"

„Wieso — — Konsequenzen — — was meinst du damit?"

„Nun" — Frau Leonore wand sich ein wenig hin und her — „nun — ich — ihn auffordern, uns zu besuchen, kann ich doch unmöglich. Er paßt nicht in unseren Kreis. Und du selbst wirst bald diese kleine Marotte vergessen haben."

„Meinst du?" Elisabeth behielt immer den gleichen Ernst.

„Liebes Kind," — in Frau Leonores Augen funkelte es — „im Leben jeder Frau kommen Stunden, in denen sie — — sie" — sie suchte nach einem Ausdruck — „sagen wir, in denen sie — Hirngespinste hat. Besonders eine Künstlerin! Wer will es dir verargen? Meinetwegen, Liebchen, wenn er dir gefällt!" Sie lachte.

Elisabeth sah sie starr an. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen; es war sehr bleich.

„Ich drücke da ein Auge zu. Es giebt dir vielleicht eine hübsche Anregung. Aber dann" — sie machte eine energische Handbewegung — „Strich drunter! Heiraten —?! Unsinn! Einfacher Unsinn!! Weißt du, mein Herz, daß die Heirat mit einem solchen Menschen die größte Dummheit deines Lebens wäre? Und selbst, wenn er nicht deine Carrière untergrübe, die Zeit würde kommen,

in der du dich seiner schämiest, aber" — sie hob mit zwei Fingern das gesenkte Kinn des Mädchens in die Höhe — „wozu über so etwas reden?!"

„Wozu über so etwas reden!" wiederholte Elisabeth.

X.

Es war ein Winter ohne Schnee. Nicht einmal Weihnachtsschnee fiel. Mile meinte: „Ne, das is doch nich schön! Gar kein rechtes Weihnachten!" Und Elisabeth gab ihr recht. Sie dachte an ihre Kinderzeit. Da war sie neben dem Onkel in die Christmette gestapft, noch bei finsterer Nacht, aber der Schnee leuchtete hell und weiß; ihre Füße hatten Mühe gehabt, durchzudringen, doch unverzagt hob sie die kleinen Beine. Eine wundersame Fröhlichkeit saß ihr im Herzen, färbte ihr die Wangen röter und ließ sie nicht müde werden. Glänzenden Auges, klopfenden Herzens blickte sie vorwärts; sie hörte das Glöckchen der kleinen Kirche, von ferne schon schauten die Fenster wie warmstrahlende Augen hinaus in den Weihnachtsmorgen. Still war's, wie in Andacht versunken; kein Ruf, kein Hahnenschrei. Vom Kiefernwald her wehten Düfte; dem Kinde schienen sie köstlich wie Weihrauch und Myrrhen. So duftete der Wald nur ein einziges

Mal im Jahr — er roch nach lauter Weihnachten. Leise knackte der Schnee unter den Tritten, leise fielen noch Flocken nieder; sie hüllten alles in ein Festtagsgewand. Sie sah einen funkelnden Stern am Himmel — war es der Stern von Bethlehem? Er leuchtete heller als seine Brüder; klar und groß stand er über den Hütten des Dorfes. Sie jauchzte und lief ihm entgegen in seliger, freudvoller Gewißheit.

„Kein Schnee!“ seufzte Elisabeth; sie lag noch im Bett, stützte sich auf den Ellbogen und lugte durch's Fenster. Schwarz, triefend von Nässe lagen die Dächer da, eine dicke, graue Regenluft verhüllte den Himmel. Kein Weihnachtswetter. Und auch keine Weihnachtsstimmung.

Elisabeth streckte sich lang aus und verschränkte die Arme unter dem Kopf — wo sollte sie heute nicht alles hingehen?! Sie hätte sich zerteilen müssen.

Kistemachers bescherten um sechs. „Wir nehmen es dir totübel, wenn du nicht kommst!“ hatte Frau Julie gesagt. „Aber pünktlich! Die Kinder bringen mich sonst um.“

„Selbstverständlich bist du bei uns, Liebchen!“ Frau Leonore hielt es überhaupt anders für gar nicht möglich. „Wir haben Diner um sechs. Nach

dich recht hübsch, wir haben nette Leute da, sämtliche Junggesellen unserer Bekanntschaft."

Und Marie Ritter erwartete sie auch. Die hatte gestern so herzliche Zeilen geschrieben: ‚Sie sollen bei uns eine Heimat finden, liebe Elisabeth, am Weihnachtsabend wird das Herz groß und weit und verlangt nach Liebe.‘

Ja, das war's — eine Heimat! Elisabeths Augen blickten träumerisch. Sie mochte nicht aufstehen, es lag ihr schwer in den Gliedern; sie war müde, — ‚faul‘ schalt sie sich, hatte gar keine Lust, zu Kistemachers zu gehen, noch weniger zu Mannhardts. Eine wahre Angst ergriff sie, wenn sie daran dachte. Nur heute nicht, gerade heute nicht! Es klingelte draußen. Sie hatte sich ganz nach der Wand gedreht und den Kopf in die Kissen vergraben und wollte nicht sehen, nicht hören.

Eine Heimat, eine Heimat! Eine jähe Sehnsucht überkam sie, sie biß in's Kissen. Oh, wer eine Heimat hat, der sieht den Stern klarer am nächtlichen Himmel, zum Greifen nah. — Sie sann und sann. Tiefe Atemzüge hoben ihre Brust, als ob sie ruhig schlummerte, aber sie schlief nicht, sie träumte — —. Nächste Weihnachten?! Ihre Hände falteten sich unter der Decke. „Ich möchte eine Heimat haben!“ flüsterte sie, „dann werde ich

erst werden, was ich werden muß!" Sie schloß die Augen; allerhand Bilder kamen — — — —

„Aber, Fräulein, noch nicht aufgestanden?" Mile stand vor'm Bett und schlug die Hände zusammen. „Am heiligen Weihnachtsabendmorgen?! Zu Hause sind Sie schon um viere 'rausgekrochen!"

„Ja, zu Hause!" Elisabeth drehte sich um und sah die alte Magd mit feuchtschimmernden Augen an.

„Aber bis halb zehne!" Mile sprach sehr vorwurfsvoll. „Nu is ebend der Herr Heider gekommen, er will Sie durchaus sprechen."

„Mich?!" Elisabeth richtete sich rasch auf. Ein plötzlicher Schreck durchfuhr sie und zugleich eine Freude. Was wollte er?! Schon war sie auf den Füßen. „Er soll warten, Mile, rasch, geh, sag ihm das."

Als sie den heißen Kopf in's Waschbecken tauchte, kam sie sich sehr lächerlich vor. Warum regte sie sich eigentlich auf? Ihre Hände flogen; eine plötzliche Weihnachtsstimmung war über sie gekommen, die ungewisse Erwartung von etwas Gutem, Schönem, Freudig-überraschendem. Aus dem Spiegel sah ihr ein frisches, schönes Gesicht entgegen, betroffen sah sie's an — ja, das war ihr eigenes!

Ihr Herz klopfte; sie lief in's Nebenzimmer, eine Weihnachtsmelodie summte ihr im Kopf.

„Weihnachten!" sagte sie fröhlich, als ihr Heider entgegentrat. „Guten Morgen!" Sie hielt ihm beide Hände hin.

Er drückte ihre Rechte und ließ sie dann rasch wieder fallen. War es nur die graue Morgenbeleuchtung, oder sah er wirklich so blaß aus? Er hatte Schatten unter den Augen. „Gekneipt!" sagte er leichthin auf ihren fragenden Blick. „Ebel und ich haben gestern abend lange zusammen gesessen."

„Ach!" Sie wurde rot, fühlte es und wurde noch röter.

„Ein riesig anständiger Kerl!" Er vermied ihren Blick und sprach hastig, ungeschickt, mit einer gewissen Geschwätzigkeit. „Man kann sich ganz auf ihn verlassen, er ist durch und durch wahr und ehrlich, vornehm von Gesinnung, bescheiden, ruhig, feinfühlig, er —"

„Sie preisen ihn ja an wie ein Ausrufer!" unterbrach sie ihn mit einem kleinen verlegenen Lachen.

Heiders Lippen zuckten. „Ich bin nur gerecht. Er —"

Was war denn nur? Was wollte er sagen?

Warum stockte er? Ihr Herz klopfte. Er sollte doch weiter sprechen, sie hörte es gern. Aber er sagte nichts und sie wurde unsicher und beklommen.

Sie schwiegen beide; der Wintermorgen sah in's Zimmer, grau und trüb, ohne Glanz. Auch des Mädchens Gesicht sah bleich aus in dieser Beleuchtung; sie blickte den andern an mit großen, erwartungsvollen Augen.

Er räusperte sich, schluckte ein paar Mal und sagte noch immer nichts.

„Nun —?“ Sie fragte es fast ungeduldig. „Warum kamen Sie denn her?“

„Ach so —“ er fuhr sich über die Stirn — „ich habe Kater — haha — aber was für einen! Das graue Elend. Sie haben Mutter Maria noch nicht geantwortet, sie will gern wissen, ob Sie kommen?“

„Ach so. Ja, ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll!“ Sie stampfte ärgerlich mit dem Fuß. „Ich soll zu Kistemachers und zu Mannhardts kommen, beide rechnen auf mich, und ich“ — sie strich sich rasch mit beiden Händen über's Gesicht — „ich habe so gar keine Lust dazu. Aber ich kann nicht anders, ich darf sie nicht beleidigen!“

„Kommen Sie zu uns!“ sagte er dringlich, aber ohne jede Freudigkeit. „Ebel kommt auch!“

Da war's heraus! Das — sie fühlte es deutlich — das war's, worauf sie gewartet hatte. Der farblos graue Tag erschien ihr auf einmal nicht mehr so kalt beleuchtet. Ja, Ebel würde sich freuen, sie zu sehen! Sie sah sein hübsches Gesicht mit den treuen Augen vor sich. Er lächelte; er lächelte immer, wenn er sie ansah. Sein Lächeln hatte so etwas Liebenswürdiges, Gutes, eine herzgewinnende Freundlichkeit glitt dabei über sein ganzes Gesicht; selbst das Braun der Augen schien einen goldnen Freudenschimmer auszustrahlen. „Ich komme!" sagte sie rasch. Und dann reichte sie Heider die Hand. „Ich bin ja auch bei Ihnen am liebsten!"

Er sah sie scharf an. „Ich hoffe, das Fest wird für Sie ein glückliches werden! Glücklich, wie die ganze Zukunft!"

„Und das sagen Sie so trübselig? Pfui, Sie Böser!" Sie lachte übermütig, plötzlich froh geworden. „Heut ist Weihnachten!" Sie faßte ihn am Aermel und schüttelte ihn leicht. „Heut muß jeder ein frohes Gesicht machen! Was haben Sie denn nur?!"

„Ich —" er schluckte. „Erdmann macht mir Sorge, er ist krank!" sagte er kummervoll, „er hustet und fiebert. Ich habe vor ein paar Tagen den Arzt kommen lassen, der zuckte die Achseln; viel gesagt hat er nicht."

„Oh, oh!“ Ihre Stimme klang bedauernd, aber, Heider hörte es wohl, ihr Herz war nicht recht dabei; sie war so ganz von ihren eigenen Ideen befangen. „Was fehlt ihm denn?“

„Der Erfolg.“

Sie lachte. „Der ist freilich schön, das weiß ich — — und wenn er nicht kommt“ — — sie sann nach, ein besonderer Ausdruck kam in ihr offenes Gesicht, halb Mitleid, halb Ungläubigkeit. Mit einem leichten Seufzer sagte sie: „Armer Erdmann!“

Er sprach nicht weiter mit ihr darüber, sondern empfahl sich bald. Er war heut anders als sonst, stiller, gedrückt; Mile hörte seine lustige Stimme nicht in der Küche, er machte heut keinen seiner Späße. An der Thür hielt er Elisabeths Hand für ein paar Augenblicke in der seinen und sah in ihr Gesicht, seine Augen saugten sich daran fest, er öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Er wurde rot und blaß und schien etwas Besonderes auf dem Herzen zu haben, doch sagte er nur: „Donnerwetter — Erdmann! Ich muß nach Haus!“

Elisabeth war von einer unheimlichen Geschäftigkeit. Sie lief hin und her; ihr Wesen hatte etwas Aufgeregtes. Für die anderen hatte sie längst kleine Gaben, aber nun mußte sie doch für Ebel auch etwas haben. Sie ging in ein paar Läden.

Der Regen strömte; sie patschte durch, stand still und studierte die Schaufenster. Aber da war nichts, gar nichts, was sie ihm hätte schenken mögen. Es war ihr alles nicht gut genug; sie wollte ihm doch eine wirkliche Freude machen. Ihr Herz war heut weit offen, die ganze kindische Weihnachtsfröhlichkeit stand in der Thür.

Sie kam nach Hause ohne Geschenk; sie hatte nichts gefunden. Immer noch überlegend, sprang sie die vier Treppen hinauf. Oben trat ihr Mile in höchster Erregung entgegen.

„So was! So was! Kommen Sie 'rein, Fräulein!“ —

Da brannte eine Lampe, viel zu kostbar für die bescheidene Umgebung. Ein schöner Genius trug die Vase, ein seidener Schirm hing wie ein rosiger Himmel darüber, und auf dem rosenfarbenen Schirm goldene Sternchen, und über dem Scheitel des Genius ein großer, zitternder, funkelnder Stern, in dem sich das Lampenlicht in schimmernden Strahlen und Reflexen brach. Ein entzückendes Kunstwerk.

‚Den Stern des Ruhms
und tausend andere Lichter im Leben!‘

schrieb Leonore Mannhardt.

‚Geliebtes kleines Genie! Mögest Du bei'm

Schein dieser bescheidenen Arbeitslampe Großes schaffen! Wir alle begleiten Deinen Flug mit Bewunderung und Freude! Auf Wiedersehen heut abend!

Immer Deine Leonore.'

Elisabeth stand betroffen; nichts von Freude war in ihrem Gesicht zu sehen. Sie hatte Mannhardts vergessen gehabt!

Und Kistemachers?!

Halt, war das nicht Frau Kistemachers Stimme? Richtig, sie sprach draußen mit Mile, und nun stürzte sie herein.

„Nur einen Augenblick, Elisabethchen! Mein Mann sagt, er hat so was Kostbares hier herauftragen sehen. Der Diener von Mannhardts ist ihm auf der Treppe begegnet. Nein, sind die nobel! Da können wir freilich mit unserm Federhalter nicht konkurrieren, wenn er auch echt vergoldet ist. Aber die Liebe giebt ja dem Geschenk den Hauptwert; da können wir's auch schon annehmen. Wirklich prachtvoll!" — sie unterzog die Lampe einer eingehenden Musterung — „echte Bronze! Hm!" Sie war schon wieder an der Thür. „Also recht pünktlich! Sechs! Und zum Abendbrot bleibst du doch natürlich da?"

„Das kann ich nicht!“ sprach Elisabeth verlegen. „Ich komme um sechs und sehe bei euch den Baum brennen, ja? Aber dann, — aber dann — sei nicht böse!“ Sie faßte Frau Julie um die Taille. „Ich möchte heut abend wo anders hingehen!“

„Wo anders —?!“ Frau Kistemacher war zuerst sprachlos, dann ging ihre Zunge mit unheimlicher Schnelligkeit. „Natürlich zu Mannhardts, die werden uns ja immer vorgezogen. Freilich, so großartige Diners geben wir nicht, wir sind keine Protzen, aber wir haben wirkliche Freundschaft für dich, und es ist sehr unrecht von dir, uns so hintenan zu setzen, und —“ Sie schnappte nach Luft und fing an zu weinen.

„Sei nicht empfindlich!“ sagte Elisabeth. Es that ihr leid, daß Frau Kistemacher weinte, und doch brachte sie nichts Herzliches über die Lippen.

„Natürlich zu Mannhardts — zu Mannhardts — — — zu Mannhardts!“

„Auch zu Mannhardts nicht. Ich mag am Weihnachtsabend nicht unter lauter fremden Menschen sein. Wenn ich nicht anders kann“ — der Gedanke fiel Elisabeth schwer wie ein Stein auf das Herz — „so gehe ich später noch auf eine Stunde hin.“

„So?“ Frau Kistemacher beruhigte sich schnell.

„Ja, heute mag man auch nicht unter Fremden sein. Aber wirst du denn ganz allein bleiben? Ach, du wirst schon zu uns kommen?!“ Sie blinzelte und nickte dem Mädchen zu.

„Nein, ich kann nicht.“

„Ja, um alles in der Welt, wo gehst du denn hin?!“ Frau Julie regte sich schon wieder auf.

„Zu Marie Ritter,“ sagte Elisabeth ruhig. Es stieg wie Trotz in ihr auf; mußte sie sich denn immer kontrollieren lassen?

„Zu der —?!“ Eine Flut von Vorwürfen strömte auf Elisabeth nieder. Frau Kistemacher kannte sich selbst nicht mehr, sie wurde in ihrer Heftigkeit ausfällig im höchsten Grade. Als Elisabeth auch noch etwas sagen wollte, schnitt sie ihr das Wort ab und schrie: „Wenn du heut nicht zu uns kommst, wenn du uns das anthust, brauchst du überhaupt nicht mehr zu kommen! Ich sage es meinem Mann!“

Ohne Adieu rannte sie zur Thür hinaus. Wie betäubt stand Elisabeth; mit einem Ausdruck des Ekels hielt sie sich die Ohren zu. Oh, wie häßlich diese Stimme schrillte! Und da stand die Lampe! Aufdringlich pflanzte sie sich mit ihrem Gold vor die Augen.

In des Mädchens Seele drehte sich etwas um

und um. Sie pustete die Lampe aus und rückte sie in eine Ecke. —

Es wurde heute früh dunkel; schon um drei. Elisabeth hatte nach dem Mittagessen, das sie kaum berührte, zu arbeiten versucht. Sie hatte vor einigen Wochen ihren ersten Roman begonnen; Maier hatte ihr den sozusagen zur Pflicht gemacht: „Sie müssen den Roman herausbringen, so bald als möglich. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Ich denke, mit dem neuen Jahr bringen wir schon die zweite Auflage der ‚Einfachen Geschichten'."

Sie hatte bis dahin flott gearbeitet; heute ging es nicht. Sie war so zerfahren und konnte die Gedanken nicht konzentrieren. Die eigene Arbeit widerte sie an, Frau Kistemacher, Leonore, die ganze Welt. Sie warf die Feder hin und lief unruhig im Zimmer auf und nieder. Ihre ganze Weihnachtsfröhlichkeit war weg; sie fühlte nur eine beklommene Spannung.

Endlich ging sie zu Marie Ritter. Bei Kistemachers mußte der Baum brennen; die Hinterthür stand offen, man hörte bis auf die Treppe hinaus das Jubelgekreisch der Kinder. Elisabeth stahl sich scheu wie ein Verbrecher vorüber, mit ihrem Päckchen im Arm. That sie denn etwas Unrechtes? Ihr Herz

klopfte gegen den Karton, in welchem die Puppe für Heidi verpackt war; sie hatte auch noch etwas anderes darin. Im letzten Augenblick war es ihr eingefallen, Ebel hatte sie neulich um eine Photographie gebeten, sie hatte nur noch eine einzige, von früher, im schwarzen Konfirmationskleid, mit mühsam glattgescheitelten Haaren; die hatte immer auf des Onkels Schreibtisch gestanden, nun wollte sie ihm die schenken. Ob er sich wohl freuen würde? In der Potsdamerstraße kaufte sie noch einen kleinen Rahmen, und dann lief sie, flüchtig wie ein Reh — alle Pferdebahnen waren überfüllt, jeder hastete zu den seinen — der Grunewaldstraße zu. Eine große Unruhe peinigte sie. Was würde Leonore sagen? Der hatte sie eben in einem Rohrpostbrief abgesagt und heftige Kopfschmerzen vorgeschützt; wenn's möglich sei, würde sie später noch auf ein Stündchen kommen, und so weiter. Schamröte war ihr bei'm Schreiben in's Gesicht gestiegen; sie hatte die Lüge immer verachtet, und jetzt —? Oh, zu was drängten sie die Verhältnisse nicht alles!

Heftig trat sie zu, daß ihr das Wasser einer Pfütze bis in die Augen spritzte; sie lief wie gepeitscht. Schon war sie weit draußen; das Pferdebahngeroll hatte aufgehört, nur die Dampfbahn mit dem feurigen Auge schnob ihr wie ein Ungetüm aus

dem Dunkel entgegen. Hier draußen waren die Christbäume seltener, ihr Licht strahlte nicht so hell durch die Fenster. Ein paar Betrunkene kamen aus einer Destille und schoben sich, schwerfällig taumelnd, über das Pflaster; Elisabeth drückte sich an eine Hauswand und ließ sie vorüber. Ein schmerzliches Gefühl des Preisgegebenseins überfiel sie ganz unvermittelt; etwas Heißes aus ihren Augen mischte sich mit den Regentropfen, die über ihre Wange liefen. Als die Männer sich gegen sie wandten, stieß sie einen leichten Schrei aus und sprang in großen Sätzen davon.

Atemlos, in Schweiß gebadet, kam sie bei Marie Ritter an. Da war alles schon vorbereitet. In der Stube duftete das Bäumchen, in der Küche schuppte die halbwüchsige Magd den Karpfen; Heidi hockte auf einem Schemel daneben und machte große Augen. Aber von den Gästen war noch niemand da. Die beiden Frauen saßen wartend auf dem altmodischen Sofa. Schon lange. Sie schwiegen. Draußen auf der abgelegenen Straße kein Wagengerassel. Eine ungeheuere Stille kroch von den öden, verregneten Feldern die Häuser entlang, kroch hier in's Haus hinein, die Treppe herauf, bis in die Stube. Von dem großen, brausenden Berlin kam kein Laut hierher, man saß wie im Grab. Und

die hier — Elisabeth warf einen scheuen Blick auf die neben ihr Sitzende — war die nicht auch schon wie eine Tote? Eine, die noch lebte und doch längst vergessen war?!

Ein Schauer überlief das Mädchen. Sie strich sich über die brennende Stirn. Die kleine Stube war überheizt, das Tannenbäumchen duftete zu stark. Sie sprang plötzlich auf. „Wo bleiben sie nur?!" Und dann setzte sie sich wieder hin, die Hände lässig herunterhängen lassend. Sie atmete zitternd und beklommen.

Die grüne Arbeitslampe brannte auf dem Schreibtisch, aber sie erhellte das Zimmer nicht, sondern warf nur einen schwachen Schein bis nach dem Sofa hin. Marie Ritter sah den ungewissen Zug der Bangigkeit in Elisabeths Gesicht nicht deutlich, sie fühlte sie mehr und hörte sie an den Atemzügen und an dem Klang der Stimme.

„Wie einsam ist es hier!" Des Mädchens Lippen zitterten, angstvoll sahen ihre Augen umher. „Ich möchte nicht einsam sein!"

„Einsam?!" Marie Ritter schüttelte den Kopf, und warf einen bis in's Tiefste dringenden Blick auf die andere. „Sagen Sie lieber: Nicht vergessen sein! Ich bin vergessen. Man hatte einmal sehr viel Hoffnungen auf mich gesetzt, ich selber die

allergrößesten. Man sprach von mir, man schrieb über mich, man lobte mich — das war, als mein Roman viel Aufsehen erregte. Damals. Mein Gott" — sie faßte mit einem Lächeln an die Schläfen und zog ein paar Haarsträhnen durch die Finger — „es liegt ja noch gar nicht sehr weit zurück." Durch das Halbdunkel kam ihre Stimme ganz leidenschaftslos, mit dem ihr eigentümlichen gedeckten Klang. Sie sprach so vor sich hin, als spräche sie nur zu sich selber: „Die Leute habe ich alle gekannt, von denen Sie erzählen. Ich verkehrte in ihren Salons, ich habe mir sehr gern Weihrauch streuen lassen. Der Erfolg hatte mich berauscht, ich ging, wie von Flügeln getragen, da kam — kam" — sie stockte plötzlich, wie ein Schauer ging es über ihre Gestalt, Elisabeth glaubte ihr Zittern zu fühlen — „Heidis Vater," sagte sie in demselben ruhigen Ton. Sie machte eine Pause.

Elisabeth rührte sich nicht.

„Warum ich ihn nicht geheiratet habe?" sagte Marie Ritter dann, als gäbe sie sich selber Antwort. „Als wir von der Hochzeit sprachen, wurde es mir auf einmal klar: es war nur der Rausch des Erfolges gewesen, der mich in seine Arme getrieben hatte. Ein Entsetzen kam über mich. Nichts, gar nichts von Liebe war zwischen uns, nicht einmal von Verständnis.

Ich war geblendet gewesen von den Weihrauchwolken der Schmeichelei, taub gemacht durch Bewunderung. Alles in mir war erregt, die Sinne überreizt, jedes Gefühl gesteigert. Ich hatte mich über alle Schranken erheben zu können gemeint, ich war unsinnig vor Gier nach mehr, mehr! Ich griff nach den Sternen. Und dabei hatte ich den unklaren Drang, mich an etwas halten zu müssen, ich stand nicht mehr fest; Himmel und Erde drehten sich um mich in einem brausenden Wirbel. Instinktiv suchte ich mich anzulehnen, wie ein zartes Schlinggewächs, von der Natur darauf hingewiesen. Ich empfand die ganze Unfähigkeit der Frau, das Glück allein zu tragen, mit dem Erfolg allein zu sein."

Marie Ritters Stimme hatte sich gesteigert, Rot kam auf ihre Wangen, ein unruhiger Glanz in ihre Augen, als lebe sie noch einmal alles durch.

Dann sank ihr Ton; er klang gleichgiltig:

„Ich griff nach dem Ersten Besten. – Daß ich ihn nicht geheiratet habe, hätten sie mir nicht so übel genommen, aber daß ich mich dann über mein Kind freute, es bei mir behielt, es —"

„Mama! Mama!" Erschrocken fuhr Elisabeth zusammen. Draußen patschte Heidi mit den Händchen gegen die Thür. „Zünd' Lichtchen an, Mama!"

Marie Ritter sprang auf.

Elisabeth konnte sich nicht bewegen, sie blieb wie gelähmt sitzen. Ein Entsetzen hielt sie gepackt, eine furchtbare Angst krampfte ihr das Herz zusammen — — oh, nur nicht das! Sie brach in Thränen aus.

Heidis kindliche Stimme klang weinerlich von der Thür her: „Bei dir bleiben, Mama, es ist so dunkel!“

„Mein Kind, mein süßes Kind!“

War das noch Marie Ritters leise, klanglose Stimme? Sie war von zärtlicher Leidenschaft verstärkt; eine Liebesfülle, fast eine Glücksfülle strömte aus jedem Wort. Es klang wie im Triumph: „Mein Kind!“

Die schlanke Frau kam hochaufgerichtet wieder zum Sofa zurück, das Kind auf dem Arm, und ließ es nicht los.

„Licht!“ bat Heidi stürmisch und überschauerte die Mutter mit Küssen.

Marie Ritter lachte; es war ein Lachen ganz ohne Bitterkeit, ein recht von Herzen kommendes Lachen.

„Ich zünde an,“ sagte sie heiter und ging zum Tisch. „Ich will das Kind nicht länger warten lassen!“

Das erste Lichtchen flammte auf; Heidi stieß einen Schrei des Entzückens aus, glitt vom Arm herunter, hüpfte im Zimmer herum, jauchzte, klatschte in die Händchen, rannte wieder zur Mutter, umfing mit beiden Armen deren Kniee und drückte das Köpfchen in ihre Rockfalten.

„Sie haben mich vergessen," sagte Marie Ritter und hob lächelnd den Kopf. „Und ich habe meine Kunst vergessen — hierüber!"

Sie sprach es ganz einfach und legte dem Kinde die Hand auf den Lockenkopf.

Elisabeth wandte sich ab, hastig trat sie an's Fenster und spähte nach dem nächtlichen Himmel.

Wo sie nur blieben —?! Die Uhr zeigte acht; Heidi wurde müde. Langsam tröpfelten die Kerzchen ab.

„Ich begreife nicht, warum Heider und Erdmann und auch Ebel so spät kommen, alle drei?" Marie Ritter wurde nun auch unruhig. „Sonst erwarte ich niemand mehr. Sörensen ist in der Heimat." Sie nahm das Kind auf den Schoß und summte ihm leise ein Weihnachtslied.

Elisabeth stand noch immer am Fenster, die schlanken Hände auf's Fensterbrett gestützt, die heiße Stirn an die Scheibe gedrückt. Sie mochte sich nicht umdrehen, nicht die einsame Frauengestalt dort

mit dem Kind auf dem Schoß sehen. Aber wohin sie blickte — immer das gleiche Bild. Draußen vor'm Fenster im Dunkel der Regennacht tauchte auch eine einsame Gestalt auf — sie trug ihre eigenen Züge. — — Das war auch eine, nicht geschaffen, um das Glück allein zu tragen! Unfähig, mit dem Erfolg allein zu sein!

Sie zitterte bis in's innerste Herz und preßte die thränenfeuchten Augen zu.

Marie Ritters Stimme störte sie auf: „Erdmann war die letzten Tage nicht wohl, es wird ihm doch nichts Ernstliches zugestoßen sein?!"

„Ich werde hingehen!" sagte Elisabeth rasch. Es dünkte sie eine Erlösung, hier fort zu kommen. Schon stand sie an der Thür. „Ich weiß, wo Heider wohnt, nur ein paar Häuser die Straße hinunter. Ich will sehen, wo sie bleiben!"

Draußen windverwehte Regenschauer. Hierhin fiel ein Tropfen, dorthin einer; wie eisige Nadeln stachen sie in's Gesicht. Ein Windstoß fauchte über die öde Straße, peitschte ihr die Röcke eng an den Leib und fegte ihr die Haare wirr in's Gesicht. Elisabeth trug keinen Hut, sie hatte nur eilig den Mantel umgeworfen und knöpfte ihn erst im Laufen zu. Jetzt fühlte sie die kalten Tropfen am Nacken

niederrinnen, und doch empfand sie kein Frösteln; ihr war heiß, heiß zum Ersticken.

Das war das Haus; im Seitenflügel, Hof drei Treppen, wohnten die Freunde. Oben glänzte ein Lichtchen; sie schienen noch da zu sein. Elisabeth erstieg die enge Treppe.

Ueberall hinter den vielen Thüren rechts und links Kindergequarr. Man roch Tannenduft, frischen Kuchen und Zwiebelgebratenes. Man hörte Töpfe rücken, die Herdringe klappern, Singen und Lachen. Da spielte einer auf der Ziehharmonika irgend einen Tanz, da wurden einer Kindertrompete klägliche Töne entlockt; hier öffnete sich die Thür vorsichtig, eine junge Person mit gebrannten Haaren, im feuerroten Unterrock, spähte neugierig hinaus auf die Treppe.

Endlich war Elisabeth oben. Eine über der Klingel angeheftete Visitenkarte zeigte ihr die rechte Thür; diese war nur angelehnt. Sie klopfte; da niemand ‚herein‘ sagte, trat sie ein.

Zuerst eine kleine Küche; der Raum war unbenutzt, leer und kalt, durch einen Kattunvorhang der Herd verdeckt, eine dünne Kerze flackerte am Boden.

Und hier —? Elisabeth erschrak — die schlechtschließende Thür des Nebenzimmers war aufgesprungen. Im Hintergrund stand ein Bett; sie erkannte

Ebel, der sich darüber neigte und eine ächzende, sich aufbäumende Gestalt niederzuhalten suchte.

„Hast du Eis, Kobes?" Ebel hob den Kopf, ein Strahl von Freude glitt über sein bekümmertes Gesicht, als er Elisabeth erkannte. „Sie?!" Er sagte weiter nichts; eine Welt von Erstaunen, Freude, ja Entzücken lag in dem einen Wort.

Sie trat rasch näher — was ging hier vor?

„Der arme Erdmann!" flüsterte er und heftete die Augen wieder fest auf den Liegenden. „Ruhig! Ruhig!" Er drückte den Unruhigen sacht nieder und legte ihm die Hand auf die Stirn. „Er bekam vor einer Stunde — ich wollte die beiden gerade abholen — eine tiefe Ohnmacht. Heider lief zum Doktor. Erdmann ist sehr schwach, er ist nicht bei sich."

Elisabeth stand entsetzt; sie horchte, der Kranke sprach. Wie aus weiter Ferne klang seine Stimme, ganz ohne Kraft, ganz wesenlos. Er schlug mit den hageren Armen um sich. „Weg, geht weg! Ich fühle die Dornen — in meinem Kopf — — oh! oh!" Er bäumte sich und rang die Hände wie in unerträglichem Schmerz. „Das Blut — mein Herzblut — geh!" Er richtete sich plötzlich halb

auf und hielt mit ungeahnter Kraft Ebel mit einem Arm von sich ab.

Jetzt schien er ihn zu erkennen. „Geh, ah" — er stemmte sich auf den Ellbogen, sein unruhig flackernder Blick irrte durch's Zimmer — „seien Sie so gut, da in der Schublade" — er wies mühsam auf einen tannenen Schreibtisch an der Wand gegenüber — „liegt es — hierher, hierher!" Aengstlich war seine Stimme; er streckte die Hände aus wie ein verlangendes Kind.

„Was will er nur?!" Es graute Elisabeth. Dieses verfallene Leidensgesicht mit den überirdischen Augen war schrecklich!

Der flackernde Schein der Lampe warf die Schatten, unnatürlich vergrößert, an die kahle Wand. Die ausgestreckten zuckenden Hände des Kranken schienen riesenhaft, sie griffen immer hinauf, hinauf — immer riesenhafter, immer verlangender — — sie griffen in's Leere.

Ein ungeheueres Mitleid erfüllte Elisabeths Seele, sie fühlte sich schwach, ohnmächtig zu helfen, und drängte sich dicht an Ebel.

Wie gut er war! Er lächelte ihr beruhigend zu; er hatte keine Hand frei, aber ihr war, als umfasse seine warme Rechte die ihre. „Aengstige dich nicht," sagte sein Blick, „ich bin bei dir!"

Auf dem Bettrand sitzend stützte er den Kranken mit seinen Armen und hielt ihn an der Brust, wie eine Mutter ihr Kind; Elisabeth hatte nicht geglaubt, daß ein Mann so zart sein könne. Er strich dem Leidenden das Haar aus der Stirn und trocknete ihm den Schweiß ab und redete ihm gut zu, immer mit der gleichen, wohlthuenden Stimme.

Erdmann stöhnte: „Hier — — hierher — — gebt es mir doch! — Ach, die Dornen!“ Er stieß einen gellenden Schrei aus und warf sich rastlos hin und her.

„Wenn doch Kobes mit dem Eis käme! — Ja, lieber Erdmann, ja gewiß, ich gebe es Ihnen gleich!“ Ebel legte dem Kranken seine Hand wieder auf die Stirn. „Er will sein Manuskript!“ flüsterte er Elisabeth zu.

„Verlacht — verkannt — — kein Hund wird mich zu Grab geleiten!“ Jetzt sprach Erdmann ganz zusammenhängend, merkwürdig laut und feierlich, wie im Triumph: „Ich bin ich geblieben, sie haben mich nicht untergekriegt. Nur der Tod — auch der nicht — — die Würmer zernagen mich — — — ich bin Staub — — — der Wind bläst mich zur Sonne — — — ich selbst bin die Sonne — — — neigt euch! — — — Hallelujah!“

Eine schreckliche Hoheit lag auf seinem Gesicht, als er es mit hallender Stimme rief. Er sank zurück. Elisabeth zitterte am ganzen Leibe.

„Armer Kerl!“ flüsterte Ebel, „es geht ihm so schlecht, aber den Glauben an sich hat er nie verloren. Wohl ihm!“ Er hielt dem Mädchen die Hand hin. „Gehen Sie, es ist hier so traurig für Sie!“

Sie legte ihre Hand in die seine. „Ich bleibe bei Ihnen.“

Sie neigten flüsternd die Köpfe nah zueinander.

„Wir waren in Sorge, wo Sie blieben, ich wollte Sie holen,“ sagte sie leise. Es waren alle drei damit gemeint, aber sie sagte es mit einem so freundlichen Blick, als ob sie ihn, ihn ganz allein vermißt hätte.

Ebels Atem ging rasch; er war nicht so ruhig wie sonst. Die wirren Haare an ihren Schläfen zitterten vor seinem Gesicht; sie neigten sich beide zusammen über den Kranken, und fühlten fast Herz an Herz schlagen. Ein Strom des Mitleids vereinte sie beide. Seine Hand hielt noch immer die ihre, sie ließ sie ihm ganz ruhig, erst als Heider atemlos eintrat, entzog sie sie ihm rasch.

Heider war sehr erregt. „Ich war eben bei Mutter Maria — geht! Geht!“ Er wollte

Ebel keine Handreichung mehr thun lassen und drängte ihn vom Bett weg, setzte sich selbst als Wächter daneben und legte dem Kranken Eis auf den Kopf. Dieser schien zu schlummern.

Ebel zögerte noch immer. „Soll ich nicht lieber hierbleiben?“ Und doch hing sein Blick sehnsüchtig an Elisabeth.

„Nein. Geht nur, geht!“

„Aber ich komme wieder. Ich werde die Nacht mit dir wachen.“

„Geht nur. So geht doch!“ Heider sagte es fast brüsk. Er legte den Kopf auf den Rand des Bettes.

— — — — — — — — — — — — — —

Das war ein stilles Weihnachtsmahl gewesen; die jungen Leute hatten sich stumm gegenüber gesessen. Nun ging Marie Ritter und brachte das Kind zu Bett; es hatte erst jedem von ihnen das Mündchen zum Kuß geboten und die unschuldigen Lippen trugen die zärtliche Berührung von einem zum andern fort.

Sie waren allein. Am Tannenbaum waren die Lichter niedergebrannt; auch draußen dunkle Nacht. Nur in des Mannes Herzen, das fühlte Elisabeth, da war eine helle Flamme, die ihm aus den Augen leuchtete, und die als warmes, beglückendes Herdfeuer ein ganzes langes Leben brennen würde. Nie, nie

würde sie den Ausdruck seines Gesichtes vergessen, als sie ihm ihr kleines Mädchenbild unter den Weihnachtsbaum gelegt hatte; es sah aus, als wolle er es an die Lippen reißen, mit Küssen bedecken — da — er hatte die jähe Gefühlsaufwallung bezwungen, ihre Hand gefaßt und sie warm und ehrlich gedrückt. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen vielmals! Seit mir als Knabe von meiner Mutter beschert wurde, habe ich keine so große Freude mehr gehabt — auch da nicht — — nein, noch nie!" Es klang ordentlich rührend, und wie er ihre Hand preßte! Sein Gesicht wurde schön durch die Röte der Freude, durch den goldigen Glanz der Augen.

Und welch guter Hausvater er war! Er hob das Kind auf den Stuhl und legte ihm vor; schnitt Brot und bediente die Damen mit einer ruhigen, geräuschlosen Liebenswürdigkeit. Er erriet ihre Wünsche, er sprach nicht zu viel und sprach nicht zu wenig; immer war seine Art wohlthuend.

Auf Elisabeths Platz lagen Rosen, er hatte ihr nichts anderes zu geben gewagt; sinnend neigte sie sich darüber und sog den süßen Duft ein. Dann stand sie auf vom Tisch, eine innere Unruhe trieb sie, sie fühlte, da mußte etwas kommen. Langsam näherte sie sich dem Tannenbaum.

Es war sehr still. Sie schwiegen. Sie warteten.

Das ganze Zimmer war voll von einer feierlichen, verschwiegenen Erwartung; die saß zwischen den Nadeln des Tannenbaums — würden sie fallen —? Die horchte auf jedes Geräusch draußen auf der Straße, im Haus, im Korridor — würde jemand kommen und stören? Nein, kein Laut. Die belauschte jede Miene — jetzt — jetzt — —

Ebel stand auf; er ertrug die Spannung nicht länger. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen; er sah auf das Mädchen, das ihm so teuer war, und sah es, wie durch einen Nebel. Da stand sie, gar nicht stolz, gar nicht hochmütig durch ihren Erfolg, einfach, lieblich, mit einer unsichtbaren Krone über der reinen Stirn. Er hätte niederknieen mögen und sie anbeten. Er trat auf sie zu — seine Füße bewegten sich mechanisch, ohne eigene Kraft — er hatte nur den einen Willen: ihr nahe zu sein. Ganz nah. Sie zu hüten, wie damals, als er sie erschrocken und verwirrt, hilflos, um Mitternacht auf der Straße traf. Hundert Mal hatte er diese Scene wieder durchträumt, den Traum weiter und weiter ausgesponnen, und doch das Ende sich nicht klar zu machen gewagt.

Jetzt neigte er sich dicht zu ihr, ganz dicht. Er mußte sprechen, es drückte ihm fast das Herz ab.

„Elisabeth," sagte er halb erstickt vor Bewegung, „ich habe gestern abend lange mit Heider gesprochen — ich hätte es nicht gewagt — er hat mir Mut gemacht, Ihnen zu sagen, daß ich — —" seine Augen sahen sie an mit einer unendlichen Hingabe. „Ich liebe Sie sehr!"

Jetzt war es heraus! Ihr Herz hatte gestockt; jetzt schlug es wieder. Darauf hatte sie gewartet, und jetzt war es da — ‚Ich liebe Sie!' — und doch hatte sie kein himmelstürmendes Freudengefühl, als er es sagte. Sie stand regungslos und senkte den Kopf und erwiderte nichts.

Eine schmerzhafte Angst überkam ihn und zugleich eine schmerzhafte Zärtlichkeit — zürnte sie ihm? „Elisabeth," sagte er sehr erregt, „es ist unbescheiden von mir, zu viel verlangt, ich weiß es — Sie stehen im Licht, ich ganz im Dunkel — man huldigt Ihnen, und ich? Was bin ich? Ich bestürme Sie heute auch nicht gleich: werden Sie meine Frau! — — Ich bitte Sie nur: darf ich mich Ihnen nähern, lohnt es Ihnen der Mühe, mich kennen zu lernen — ach, sagen Sie nicht nein!" Er preßte flehend ihre Hände und sagte mit Inbrunst: „Ich lebe nur für Sie!"

Sein Ton berührte ihr Herz wie eine Lieb-

kosung, sie konnte nicht anders, sie sah ihn an und lächelte, ein süßes, vertrauensvolles Lächeln.

Ein strahlendes Aufleuchten ging über sein Gesicht; er fand keine Worte, aber er hätte keine bessere Art finden können, eine Frau zu gewinnen, als diese stumme, ehrerbietige Zärtlichkeit, mit der er ihren Blick erwiderte. Er bot ihr schweigend die Hand, sie legte die ihre hinein.

Sie standen nahe bei einander, sich gegenüber, Gesicht an Gesicht, aber eine Welt war zwischen ihnen. Er dachte nur an sie, und sie? — — Sie war nicht mehr allein mit dem Erfolg, allein mit dem Glück, sie hatte Schultern, die es ihr tragen halfen. Er würde ihr immer zur Seite sein, ein zartfühlender Freund, eine treue Stütze. Er würde sie behüten, ihr alles aus dem Weg räumen, was ihre Arbeit störte. Sturm und Kampf und Erfolg, ein Siegeslauf hinauf zum Stern des Ruhms, und dabei ein stärkendes Ausruhen zu neuer Arbeit im friedlichen Schatten des Hauses. Ja, das würde gut sein!

Eine hingebende Mattigkeit kam über sie. Sie neigte sich ihm näher und näher, bis ihre Stirn seine Schulter berührte.

Sie fühlte den Schauer, der durch seine Glieder

ging, sein Arm legte sich zart und zugleich fest um ihre Taille, sie rührte sich nicht und verharrte in dieser Stellung.

Was er nun sagte, verstand sie nicht; jetzt war er beredt. Wie ein leerer und doch wohllautender Schall schwebte es an ihrem Ohr vorüber — und das würde so fortgehen, Jahre, Jahre, immer Arbeit und Glück und Ruhm, und diese Stimme immer an ihrem Ohr, dieser feste Arm sie immer umschlingend?! — — Ja!

Mit einer entschlossenen Gebärde hob sie die Stirn und sah ihm frei in's Gesicht.

„Ich würde Sie immer lieben und hochhalten; mein ganzes Leben," sagte er eben jetzt. Seine Stimme wurde immer leiser, er flüsterte es wie ein heiliges Geheimnis, selig fragend: „Und Sie könnten meine Frau werden?"

„Ja." Ihre großen offenen Augen zuckten mit keiner Wimper, sie hielten seinen sich in sie versenkenden Blick aus.

„Ist es wirklich wahr?" Er sah sie an wie einer, der nicht weiß, ob er wacht oder träumt. Er war ganz blaß geworden.

„Ja!" Sie lächelte, und dann, ohne Ziererei, mit einem schönen, zarten Rot auf den Wangen, bot sie ihm die Lippen zum Kuß.

Er hielt sie umfangen, ihr blondes Haar bauschte sich an seiner Schulter, die seidenen Fäden bewegten sich im heißen Hauch seines Mundes. Er überragte ihre kräftige Gestalt und sah auf sie herunter, schwindelnd von einer großen Glücksempfindung. Er sagte immer wieder mit demselben tiefinnersten, wahrhaftigen Klang: „Ich liebe dich!"

Sie hörte es gern. Hier dies stille Zimmer, der Welt so fern, der duftende Tannenbaum, der trauliche Lampenschein paßten dazu. Ihre Augen waren halbgeschlossen; wie ein zufriedenes Kind ließ sie sich einlullen von dem Schlummerlied. Vor den Fenstern pfiff rauher Wind; der konnte nicht herein. — — — — — — —

Ob Marie Ritter etwas geahnt hatte? Sie blieb lange; dann, als sie wieder hereinkam und die beiden unter'm Tannenbaum fand, glitt ein wehmütig-freudvolles Lächeln über ihr Gesicht. Sie umarmte Elisabeth. „Sie haben recht gethan!" sagte sie leise. „Er ist nicht der Erste Beste, — nur der Beste! Ich gratuliere Ihnen von Herzen!"

Elisabeth hatte Mannhardts ganz vergessen, die andern alle, selbst Heider und Erdmann. Sie saß neben ihrem Bräutigam auf dem altmodischen Sofa. Sie hatten von der Zukunft gesprochen; Ebel hielt

es für seine Pflicht, ihr seine Verhältnisse auseinanderzusetzen, und er that es mit einer Genauigkeit, die bis in die kleinsten Einzelheiten ging, ohne daß er ihr etwas in zu rosigem Licht malte. „Und wird es dir genügen?" fragte er zuletzt. „Es ist nicht glänzend!"

Sie lachte. „Und verdiene ich denn nicht auch? Oh, eine Menge, und immer noch mehr! Mein Buch geht, das zweite wird noch besser gehen; so viele Journale wollen gern etwas von mir bringen, ich habe Anfragen genug, übergenug!" Sie nickte ihm stolz und heiter zugleich zu. „Wir werden zusammen arbeiten, nicht wahr? Ich werde doch arbeiten können?!" sagte sie plötzlich, wie von einem jähen Mißtrauen durchzuckt. „Die Arbeit darf ich nie vernachlässigen. Das meinst du doch auch? Ich werde arbeiten können, du versprichst es mir?!"

Er lächelte, hielt ihre Hand und sah ihr bewundernd in's Gesicht; seine Blicke sprachen von lauter Liebe. — — Sie sprach mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen von — ihrem ersten Roman.

„Jetzt gilt's! Jetzt darf ich nicht müde werden! Siehst du" — sie sprang auf und zog ihn mit einer lebhaften Bewegung an's Fenster — „das ist er!" Ihr lächelndes Gesicht hob sich zum nächtlichen Himmel, daran einsam ein Stern funkelte.

Das Haar umgab schimmernd ihre faltenlose Stirn die Wangen waren rosig und rund, die Lippen frisch.

„Ich habe schon als Kind geträumt, ich würde ihn erreichen, und ich bin ihm nachgelaufen durch Wiese und Wald.“ Sie wies hinauf. „Wie er lacht!“

Ihre Augen strahlten siegesfroh. Eine unverwüstliche Gesundheit, eine blühende Freudigkeit strömten von ihr aus, eine unerschütterte Zuversicht. „Jetzt,“ rief sie und lachte hell in übermütiger, fast kindischer Heiterkeit, „gieb Acht, du da oben, jetzt hab ich dich bald!“ Dann lehnte sie sich an ihren Bräutigam.

„Dein Stern!“ sagte er innig und küßte sie.

Zweites Buch

I.

Ganz Berlin W. befand sich in der Première. Man stand im Anfang der Saison, das Theaterinteresse war noch rege. Im Tiergarten trugen viele Bäume noch ihre Blätter, an den Straßen hatte der Herbstwind die von Sonne und Staub vertrockneten schon längst heruntergeschüttelt. Die Mittage brachten noch warmen Sonnenschein, aber die Morgen und Abende waren schon kühl.

Im Tempel der Musen war geheizt; Treppen, Gänge, Garderoben, Zuschauerraum, alles durchweht von der gleichen laulichen Atmosphäre, die sich dem Eintretenden an Leib und Seele schmiegt wie ein weiches Seidenhemd. Man dehnt die Glieder bequem und wird faul dabei — man mag gar nicht mehr denken.

Es wimmelt von eleganten Damen, es duftet nach Parfüm und Puder. Raschelnde Seidenröcke auf den Treppen; vor den Spiegeln geschnürte Ge-

stalten, die sich äugelnd hin und her biegen und mit wohlgepflegten Händen an der Frisur zupfen.

Ganz junge Herren, ein wenig nachlässig gekleidet, sozusagen künstlerisch, spazieren umher mit blasierten Mienen, blassen Gesichtern und provozierenden Blicken. Aeltere, wohlbeleibte, stehen in Trüppchen beisammen, mit kritischer Miene den Fall besprechend. Alte schleichen herum, reiben sich die Hände und mustern die Damen.

Ein buntes Durcheinander. Und Wagen auf Wagen fährt vor, immer neue Erscheinungen tauchen auf.

Man fängt nicht pünktlich an, aus Rücksicht auf das Publikum. Im Foyer ist das Gewoge undurchdringlich; — ein Gesurr, ein Gesumm. Im Parquet klappen unaufhörlich die Sitze, ganze Reihen erheben sich, um einen Spätkommenden durchpassieren zu lassen. In den Logen sind noch viele leere Fauteuils, da kommt man zu allerletzt; da nimmt man erst Platz im Moment, wo der Vorhang aufgeht, man sitzt dann wie hingeweht, und das Publikum hat den überraschenden Anblick. Neueste Erfindungen der Mode, — weiß, schwarz, alle Farben des Regenbogens, — große Hüte, kleine Hüte, Spitzen, Pelz, Federn, Blumen, echte Steine. Man richtet das Opernglas, sieht hinauf und hinunter, neigt das Haupt, die Damen be-

wegen die Fächer, die Herren die behandschuhte Rechte. Das ist ein Sicherkennen, ein Sichgrüßen; man hat sich den langen Sommer nicht gesehen, und ist vergnügt, sich hier zu treffen auf dem Schlachtfeld. Und auf der Bühne rollt sich ein Menschengeschick ab, schlecht und recht. —

Das Interesse war ungemein lebhaft. Alle Zeitungen hatten unermüdlich Notizen gebracht.

Drei Jahre hatte das Stück auf seine Aufführung warten müssen; zehn Mal war es schon angenommen gewesen, wie die Autorin, Fräulein Wlodzimira Starzynska, erzählte, und immer wieder hatte sich die Aufführung zerschlagen. „Es ist zu starrk, viel zu starrk!“ sagte sie. „Die Dirrektorren haben nicht den Mut gehabt!“ Nun hatte sich Direktor Schwertfeger endlich entschlossen; für den Beginn der Saison hatte er ein ganz litterarisches Programm entwickelt. — Dies war seine erste That.

Wlodzimira Starzynska hatte aufregende Wochen hinter sich. Sollte man's glauben — diese Schauspieler?! Keiner wollte spielen! Die Heroine, Fräulein Maschka, hatte dem Direktor eine böse Scene gemacht, und da Schwertfeger, wie man behauptete, pekuniär etwas wacklig stand, mußte er seine Leute mit Sammetpfoten anfassen. Diese unverschämte Maschka hatte erklärt, sie würde eine

solche Rolle nicht spielen, und sie dem Direktor umgehend zurückgeschickt; Schwertfeger hatte das der wütenden Autorin geklagt und ratlos mit den Achseln gezuckt.

Wlodzimira lief zu Goedeke — wozu hat man denn seine Verbindungen? Und siehe da, Fräulein Maschka spielte.

Nun aber der erste Liebhaber! Der Mensch entblödete sich nicht, mit dem Heiligsten Scherz zu treiben. Vor einer der letzten Proben meldete er sich plötzlich krank. Was thun?! Schwertfeger war in Verzweiflung, nun mußte das Stück noch einmal hinausgeschoben werden, und man saß ihm damit schon so lange auf den Hacken! Auch wurde sein ganzes Programm dadurch umgestoßen. Er schickte direkt von der Probe zu Egbert Schoenfließ. ‚Sie bedaure,‘ ließ Frau Schoenfließ sagen, ‚aber ihr Mann könne wirklich nicht wagen, das Haus zu verlassen.‘

„Ausrrede, nichts als Ausrrede!“ Wlodzimira war empört. „Die Frau läßt ihn nicht spielen, nurr weil es mein Stück ist. Sie ist eiferrsüchtig! Ich werrde ihn holen! Wo wohnt err?“ Sie rannte hin.

Die kleine Frau Schoenfließ machte selbst die Thür auf und fuhr erschrocken zurück, als die

stürmische Dame in Federhut und flatternder Boa hereinschnob.

„Warrum kommt Ihrr Mann nicht zurr Prrobe? Es ist unerrhörrt! Ich bin die Autorrin!"

„Mein Gott, wenn er aber doch nicht kann!" sagte die kleine Frau ganz eingeschüchtert.

„Was fehlt ihm denn?!" Es klang wie ein peinliches Verhör.

„Er hat Magenschmerzen," kam es ganz zaghaft heraus. „Er hat Gurkensalat gegessen — sich erkältet, und — —"

„Geben Sie ihm schwarrzen Kaffee, Rrotwein mit Stärrke — ich werrde ihm Trropfen besorrgen. Err muß spielen! Err muß! Wo ist err?"

Frau Schoenfließ wich zitternd zurück; sie war so nervös, die ganze Nachtruhe war ihr heute gestört worden. „Fräulein, er liegt im Bett!" Sie hielt die Hineinstürmende am der Boa fest. „Aber Fräulein!"

Die Starzynska hörte nicht. „Err muß spielen!" Sie riß sich los, schon war sie im Schlafzimmer.

„Herr Schoenfließ!" Sie stand am Bett, fast wäre sie über die Wärmflasche gestolpert; es

roch nach allen möglichen Thees und Medikamenten. „Sie müssen spielen!!"

„Es thut mir sehr leid, aber unmöglich — Sie sehen —" Er zeigte stumm auf den ganzen Apparat.

„Bah, die Kunst geht über alles! Sie haben eine heilige Aufgabe!" Sie faßte ihn am Handgelenk und hob pathetisch die Rechte. „Stehen Sie auf!!"

„Wie Jaïri Töchterlein — Stehe auf und wandle!" Ein cynisches Lächeln spielte um seinen Mund, er maß sie vom Kopf bis zu Füßen. — „Da Sie nun einmal hier eingedrungen sind, Fräulein — Tinchen, meinen Schlafrock, meine Pantoffeln!" Er machte Miene, aufzustehen. — „Entschuldigen Sie, ich muß wandeln, aber schleunigst!"

Ja, Wlodzimira Starzynska hatte Schweres durchzumachen gehabt, in den Busen ihrer Freundin Mia hatte sie schreckliche Dinge ausgeschüttet.

„Sie ist eine Heldin," sagte diese bewundernd.

Heute war Frau Widmann in fieberhafter Erregung; ihre Blicke flogen wie die eines Feldherrn rechts und links durch's Theater. Da war die Schar der Freunde: Bolten, Goedeke, Mannhardt, Herr Widmann — jetzt gab Frau Mia das

Signal, jetzt klatschten sie wie rasend. Sie erzwangen den ersten Hervorruf. Und nun klatschte das Publikum nach, gut geleitet, angefeuert, wie brave Soldaten durch das Beispiel der Offiziere. Und oben vom ersten Rang neigte sich Eisenlohr und klappte lächelnd mit dem Opernglas in die Linke; das that noch ein Uebriges, wie ein Brausen ging es durch's Haus.

In einer originellen Toilette — duftiges Schwarz, mit exotischen Riesenblumen durchwebt, Hals und Arme schimmerten darunter — stand Wlodzimira Starzynska an der Rampe. Sie verneigte sich, ihre Kohlenaugen feuerten in's Parquet, ihre schlanke Taille schien von all den Autorsorgen und Mühen noch schlanker geworden.

„Famose Figur!“ flüsterten die Herren hinter der vorgehaltenen Hand und blinzelten sich zu. „Bravo! Bravo!“

„Außerordentlich chike Toilette!“ lispelten die Damen. Sie benutzten eifrig Opernglas und Lorgnon. „Letzte Pariser Mode. Bravo! Bravo!“

Das war ein Erfolg! Ein berühmter Kritiker hatte zuerst den Urteilsspruch gethan, nun war man sich einig: „Kein absolutes Meisterwerk; aber es war ein verheißungsvoller, Großes versprechender

Wechsel auf die Zukunft. Und für eine Frau, noch dazu eine so junge, ganz ungeheuer."

„Bravo!" Das war mal etwas anderes — eine hübsche, junge Dame. — „Bravo! Bravo!" Man klatschte, daß die Handschuhnähte platzten, man rief: „Heraus," man jubelte Beifall: „Bravo! Bravo!"

Ganz hinten im Parquet, wo der darüber gebaute erste Rang drückt und die Luft heiß und dick macht, hatte sich eine Frau erhoben. Sie war aufgesprungen, hatte sich nach vorn geneigt, beide Hände aufgestützt und den Hals lang gereckt. Sie war schon groß; sie schien sich noch nicht groß genug, nun stellte sie sich auf die Zehen. Nichts entging ihr. Fiebernde Röte stieg auf ihre Wangen.

Jetzt — neuer Beifall brauste, der Vorhang hob sich noch einmal — zog sie die Brauen finster zusammen, ihre Lippen zuckten, sie murmelte ein ungeduldiges Wort.

„Elisabeth!" Der Mann neben ihr faßte sie am Kleid, zog sie nieder und flüsterte: „Wie werden sie erst einem Werk von dir Beifall jubeln!" Er sah sie von der Seite an mit einem langen, liebevollen Blick — es war auch etwas von Besorgnis darin. Sie bemerkte weder seinen Blick, noch seine Worte. Sie reckte den Hals auch im Sitzen, unverwandt starrte sie nach

der Bühne. Er konnte keinen Blick in ihr Gesicht erhaschen, nur ihre Wangen sah er und das heiße rote Ohr.

Jetzt war's zu Ende. Schon rasselte der eiserne Vorhang herunter. Die Freunde stürmten hinter die Bühne, um die Autorin zu beglückwünschen, immer neue Freunde fanden sich dazu; allen voran eilte Frau Widmann. Sie feierte heute einen Triumph; hatte sie nicht großherzig und neidlos dies Talent anerkannt, und der Freundin treu zur Seite gestanden? Bis auf die Wahl der Toilette hatte sich ihre Freundschaft erstreckt.

Frau Mannhardt ließ sich von ihrem Gatten den kostbaren Abendmantel um die Schultern legen; sie war in Gesellschaftstoilette. Die drei Jahre schienen spurlos an ihr vorübergegangen, sie sah noch eben so zierlich aus, eben so pikant mit den klugen Augen und dem feinen Lächeln.

„Ausgezeichnet! Sehr ausgezeichnet!“ rief sie ganz enthusiasmiert.

„Du hast es ja gleich gesagt, Lorle!“ Mannhardt sah sich um, waren da nicht ein paar Bekannte? Er stellte den ersten. „Ausgezeichnet, ja, ja — meine Frau hat längst dies große Talent erkannt, sie war garnicht von dem Erfolg überrascht. Entschuldigen Sie, wir müssen eilen, wir müssen doch

wenigstens ein paar Minuten vor unseren Gästen zu Hause sein. Wir erwarten die Autorin. Darf ich bitten, Lorle?" Er reichte ihr den Arm.

Goedeke eilte geschäftig vorbei.

„Kommen Sie nicht zu spät, lieber Goedeke!" Eleonore winkte lächelnd mit dem Fächer nach ihm zurück.

„Bin Ihnen sehr obligiert, jnädigste Frau, ich beordere nur soeben den Wagen für unsere jefeierte Autorin. Wir kommen sofort!" Er rief es ihnen mit lauter Stimme nach und rannte dann den Gang hinunter. Vor einer Logenthür stieß er auf Bolten, der soeben Alinde Rosen einen Schleier um die rosaseidne Kapuze band. „'n Abend! Auch bei Mannhardts, lieber Bolten?" fragte Goedeke so im Vorüberstreifen.

„Natürlich!" sagte Bolten. „Ich habe die ersten Versuche der gefeierten Autorin der Oeffentlichkeit übergeben, ich werde doch nicht fehlen! Wir" — er zeigte auf Alinde — „waren eben bei ihr hinter der Bühne, haben beide einen" — er wischte sich den Mund und schnalzte mit der Zunge — „einen Kuß bekommen!"

Goedeke hatte das letzte schon nicht mehr gehört, er drängte sich durch die Menge, lief die Treppe hinunter, tauschte dort einen raschen Händedruck,

erteilte dort einen Nicker und rief dort ein ‚servus‘, ‚servus‘! Er rannte fast gegen eine Dame, die von einem großen Herrn am Arm geführt wurde; derb trat er ihr auf den Fuß. Zwei brennende Augen sahen ihn einen Augenblick an. Wo that er doch gleich das Gesicht hin, war ihm so bekannt — ah — — „'n Abend, 'n Abend!“ Es war die Reinharz. Donnerwetter, hatte die eingepackt!

Die Wagen waren fortgerollt, die Menge hatte sich verlaufen, hie und da kamen noch ein paar Nachzügler, schwatzend und lachend. Der Musentempel war geleert, nur Wohlgerüche aller Art durchschwängerten noch die laue, verbrauchte Luft. Die Garderobièren zogen ihre abgeschabten Mäntelchen an, die Logenschließer steckten noch einmal ihre Nase in den Theaterraum: Alles in Ordnung! Kein Hauch zurückgeblieben von all dem Beifall, kein Wort der Ewigkeit aufgespart — alles gegangen mit den schwatzenden, geputzten Menschen, mit den Kritikern, die nach Hause eilten, um, selbst noch im Verdauen, dem Publikum das Gericht zu sezieren, das man ihm vorgesetzt hatte.

Unter den Nachzüglern waren auch Wilhelm Ebel und seine Frau. Elisabeth hatte gezögert, ganz langsam Schritt für Schritt gesetzt; sie ließ sich ziehen. Alle anderen hatten schon den

Theaterraum verlassen, da warf sie noch einen letzten langen Blick nach der Bühne hin.

„Komm!“ Ihr Mann legte den Arm um ihre Schultern und hüllte sie in den Mantel; steif und stumm ließ sie's geschehen. Als er ihr auch das Spitzentuch um den Kopf binden wollte, machte sie sich ungeduldig frei; sie trat vor den Spiegel. Ein erhitztes Gesicht mit gespannten Zügen und weitgeöffneten Augen sah sie an. Man stieß sie, um sie drängte sich die Menge; Leonore Mannhardt ging vorbei und grüßte steif; auch Frau von Lindenhayn kam an Eisenlohrs Arm vorüber; die immer noch schöne Frau nickte freundlich. Elisabeth neigte mechanisch den Kopf; sie hätte den Gruß garnicht bemerkt, wenn ihr Mann sie nicht angestoßen hätte. Sie sah niemanden.

Ohne ein Wort ging sie an seinem Arm durch die klare Herbstnacht. Eine wunderbar reine Luft, wie nie im Sommer, fächelte die breite Straße entlang.

„Wie schön!“ sagte Ebel. „Das thut wohl nach dem da drinnen. Was für ein ungesundes Zeug!“

Ein paar Theaterbesucher, gleich ihnen verspätet, überholten sie. „Genial!“ sagte einer — er schien ein Mann vom Fach — „höchst beachtenswert!

Ich werde nicht verfehlen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Stück zu lenken!"

„Da hörst du's! Da, da, hörst du's?" Elisabeth lachte laut auf. „Du stehst vereinzelt mit deiner Ansicht!" Ihr Lachen klang nervös und gereizt.

„Möglich," sagte er ruhig, „darum ändere ich meine Ansicht doch nicht."

„Du verstehst nichts!" Sie sprach mit schneidender Ironie.

Er drückte ihren Arm. „Mein Liebchen," sagte er, sich zu ihr beugend und ihren Blick suchend, „sei nicht verstimmt, sieh, wie hell die Sterne scheinen! Atme — die Luft ist ein Labsal! Und dann kommen wir nach Haus, und du machst uns den Thee, und dann gehen wir noch einmal zu unserm Kind" — seine Stimme erhielt einen innigen Klang — „zu unserm lieben Kind!"

„Ja," sagte sie tonlos. — — — — — —

Drei Jahre waren Wilhelm Ebel und Elisabeth verheiratet. Sie waren also noch ein junges Ehepaar, und doch — Elisabeth fühlte sich alt. Lange, lange Jahre zurück lag ihr der Abend ihrer Verlobung — da hatten Lichter am dunklen Baum gestrahlt, hoffnungsfroh und siegesfreudig war sie auf's

Meer der Zukunft hinausgesegelt. Da war ihr Schiff mit Rosen bekränzt gewesen, lustig flatterten die Wimpel im Morgenwind, Freunde begleiteten ihre Fahrt mit Halloh, ja, Freunde!

Als Elisabeth Frau Mannhardt ihre Verlobung mitgeteilt hatte, starrte diese sie an als spräche sie in einer fremden Sprache; das verstand Leonore nicht, das war Kauderwelsch für sie, in einem ganz thörichten Hirn ausgebrütet. Einen solchen Menschen heiraten! Mit der Freundschaft war es vorbei — ein eiskalter Hauch wehte plötzlich von ihr zu Elisabeth; diese fühlte das kalte Wehen und zog sich zurück wie eine Schnecke in ihr Haus. Sie machte mit ihrem Bräutigam wohl noch einen Besuch bei Mannhardts, empfing auch eine Einladung — aber sie sagte lachend ab. Sie hatte nun, was sie wollte, denn sie wachte mit Eifersucht darüber, daß man ihrem Bräutigam die schickliche Rücksicht erwies. Je größeres Erstaunen die Leute über ihre Verlobung zeigten — und das Erstaunen war allgemein, man zeigte es ihr mehr oder minder unverhohlen — desto trotziger hob sie den Kopf. Was wollten sie alle? Gott sei Dank, daß sie niemanden brauchte. Keinen, nur ihn! Ein eigensinniger Zug setzte sich um ihren Mund fest und sie war in der Verlobungszeit oft gereizt.

„Das verliert sich in der Ehe sofort," hatte Frau Kistemacher zu dem Bräutigam gesagt, „ich war gerade so; das macht die Verliebtheit!"

Kistemachers erwiesen sich sehr treu; sie fühlten sich Elisabeth nun noch eine Stufe näher gerückt — ein Geschäftsmann, noch dazu aus kleinen Verhältnissen wie sie auch, das paßte. „Sie haben das Rechte gethan!" sagte Kistemacher. „Eine solide Basis, liebe Freundin, dann blüht das Geschäft!" Er bot Ebel das ‚Du' an.

Frau Kistemacher besorgte für Elisabeth alles; die Aussteuer an Wäsche, die ganze Wohnungseinrichtung. Tagelang lief sie umher, gehetzt wie ein Jagdhund mit langhängender Zunge, stürzte alle Augenblicke zu Elisabeth hinauf, zeigte ihr Proben, dieses, jenes, kam mit Katalogen, mit Porzellan, mit Emaille-Geschirr; füllte die kleine, stille Stube mit ihrem Geschwätz, lachte, stöhnte, je nach Bedürfnis, und stellte die Kochtöpfe auf den Schreibtisch.

Elisabeth konnte nicht arbeiten; abends lag sie schlaflos im Bett und machte sich Vorwürfe darüber. Eine Reihe von Entwürfen, eine Kette von Ideen, die sie vorher gehabt, standen um ihr Bett — ungeborene Kinder, die nach Leben schrieen. Sie versuchte zu schreiben, sie quälte sich; es gelang nicht. Aufgeregt warf sie die Feder hin, und dann

beruhigte sie sich selber: bald war ja die Hochzeit, und danach würde sie wieder arbeiten — ja, arbeiten! Sie beschleunigte die Hochzeit, und sehnte sie mit Ungeduld herbei.

Frau Kistemacher blinzelte dem Bräutigam zu. Hatte sie nicht recht gehabt? Eine sehr verliebte Braut!

Ebel war kein anspruchsvoller Bräutigam, tagsüber war er auf der Bank, nur abends wollte er gern bei seiner Braut sein. Er führte sie auch in's Theater, und da fiel es ihr auf, welch natürliches und gesundes Urteil er hatte; sie freute sich darüber, es war ihr eine Genugthuung, und doch — dort trafen sie andere, die verdarben ihr das Vergnügen. Elisabeth war bekannter gewesen, als sie selbst es geahnt; man glotzte sie an, sie, die aufkommende Berühmtheit, am Arm des simplen Menschen, des Bankbuchhalters! Sie merkte die Verwunderung an jedem Blick, an jedem Gruß.

Eines Tages erhielt sie die erste schlechte Rezension; Maier schickte sie ihr, ebenso, wie er ihr die guten gesandt hatte. Er schrieb freundlich an den Rand: „Man muß auch solche Käuze hören. Lachen Sie!"

Es war das erste scharf Tadelnde, was sie über sich las — da stand von ‚maßloser Ueberschätzung', ‚Geschöpf der Clique', und so weiter.

Sie war außer sich. Frau Kistemacher, die gerade in höchst wichtiger Mission, mit den ersten Mustern der Bettwäsche, kam, wurde bei Seite geschoben. „Sehr schön, sehr schön, bitte nachher, nachher!“ sagte Elisabeth und lief zu Marie Ritter; die war nicht zu Hause. Dann ging sie zu Heider; seit dem Weihnachtsabend war sie nicht mehr hier hinaufgestiegen. Auf den Treppen wieder Kindergequarr, hinter allen Thüren Poltern, Töpfeklappern und Gesänge. Selbst die Ziehharmonika piepte wieder. Alles wie damals — nur der Weihnachtsgeruch fehlte, dieser süße Duft; und in ihrem Herzen fehlte auch etwas. Das pochte wohl ebenso rasch wie damals, vielleicht noch rascher, aber nicht in ahnungsvoller Erwartung, nicht in unbestimmter Sehnsucht. Kein bräutliches Gefühl war in ihr — sie dachte nur an ihre Rezension. Stürmisch nahm sie Stufe um Stufe. Sie riß an der Klingel und fiel Heider fast in die Arme; sie hielt ihm die Kritik vor die Augen.

Er sah sie verwundert an. „Und darüber erregen Sie sich so? Pfeifen Sie drauf! Diese Kritik hat ein Ihnen persönlich Uebelwollender geschrieben, darauf will ich wetten! Hahaha!“

Er konnte lachen?!

„Uebrigens ist bei aller Bosheit ein Körnchen

Wahrheit darin. Die Clique ist mächtig, auch bei Ihnen ist sie's gewesen!"

„Bei mir?!" Sie mußte laut lachen, das war denn doch zu abgeschmackt. Wie konnte er das sagen?! Sie wurde böse.

„Lache doch!" hatte auch ihr Bräutigam gesagt, als er spät am Abend zu ihr kam; er hatte viel zu arbeiten gehabt, hungrig und müde saß er nun in der Sofaecke. Mile brachte das Abendessen herein; gleich würde Frau Kistemacher kommen, die sich als Anstandsdame opferte.

Elisabeth schob die Schüssel zurück. „Hier, lies erst!"

Er las. „Lache doch!" sagte er und lachte selbst dabei. „Wenn sie dich angreifen, mußt du etwas wert sein. Unbedeutende greift man nicht so an."

Sie beruhigte sich und lehnte den Kopf an seine Schulter.

„Elisabeth, meine Elisabeth," flüsterte er, „bald meine geliebte Frau!" Zärtlich streichelte er ihre Wangen.

Sie versanken beide in Träumereien; das Essen auf dem Tisch dampfte nicht mehr, es war schon kalt geworden. Plötzlich richtete sie sich auf. „Ich werde arbeiten," sagte sie hart, „ich werde ihnen

zeigen, wer ich bin!" Eine gereizte Entschlossenheit klang aus ihrem Ton, ihre Augen fuhren unruhig umher. „Bald sind wir verheiratet, und dann" — — sie hatte ihn zerstreut angesehen, ihre Blicke schienen sich einzubohren — „dann kann ich arbeiten!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun hatten sie schon ein Kind.

Der Knabe schlief fest, als die Eltern an sein Bettchen traten. Wie hübsch war er! Sein blondes Köpfchen lag in die Kissen eingewühlt, und zwei geballte Fäustchen zeigten sich oben auf der Steppdecke.

Ebel zog seine Frau näher heran. „Sieh mal, was er sich für rote Bäckchen geschlafen hat! So prächtig gesund sieht er aus, Gott sei Dank!" Er kniete hin und küßte die kleinen Fäuste.

Um Elisabeths Mund irrte ein flüchtiges Lächeln, sie stand in Gedanken, das Gesicht geradeaus gerichtet. Sie war nicht mehr in dieser kleinen Stube, in der Windeln am Ofen trockneten und der ruhige Atem des schlafenden Kindes einzig zu hören war — sie war weit weg. Sie sah die wechselnden Bilder auf der Bühne und hörte den Beifall des Publikums. Sie sah sich selbst an der Rampe erscheinen, sich verneigen — sie sah nicht den Zuschauerraum, der sich endlos im Schein strahlenden Lichtes

dehnte, in dem immer neue Köpfe auftauchten, immer neue Gestalten — Reihen, endlose Reihen — — — — das war die ganze Welt! Alle Menschen drängten herzu, sie lauschten ihren Worten, und ihre Worte zündeten ein Feuer an, das da brannte wie Osterfeuer auf den Bergen. Die Herzen brannten, tausende von Augen blickten zu ihr auf, Hände reckten sich ihr entgegen — — — — — — —

Sie schrack zusammen, Ebel hatte ihre Hand gefaßt. „Laß doch, Wilhelm!"

„Pst!" Er wies auf das schlafende Kind, das zu träumen schien; es bewegte die kleinen Lippen und lächelte.

Sie sah es an mit krauser Stirn. Da lag es so unschuldig, und es hatte ihr doch so viele Schmerzen gemacht, sie gehindert, gehemmt; ihre Schwungkraft gelähmt vor seiner Geburt — und nach seiner Geburt — —? Bereitete es ihr von seinem ersten Schrei an nicht jeden Tag neue Sorgen? Der kleine Körper wollte gepflegt sein, der kleine Geist auch schon. Es war ihre Pflicht, sich dem zu unterziehen, sie war moralisch dazu gezwungen. Und doch war noch anderes da, was sie mächtiger zwang, gebieterischer, was sie zum Schreibtisch riß, ihr befahl, wie ein Herr seinem

Leibeignen, ihr die Feder in die Hand preßte: „Schreib!"

Gewiß liebte sie ihr Kind. Sie drückte es oft an sich in stürmischer Zärtlichkeit und küßte sein flaumiges Köpfchen, legte seine Händchen an ihre Wangen, an ihre Stirn, streichelte seine nackten Beinchen, seinen sammetweichen kleinen Nacken — wer konnte sagen, daß sie ihr Kind nicht liebte?! Es schnitt ihr durch's Herz, wenn sie es rufen hörte; es war an die Thür gekrochen, — lieber Gott, auf allen vieren! — „Mam! Mam!" Und nun hatte es sich gestoßen — sich weh gethan! Es weinte. Und sie preßte die Hände an die Ohren, und starrte auf das Papier — oh, das Weinen drang doch bis zu ihr. — „Mam! Mam!" Nein, nichts hören! Immer fester die Ohren zugehalten, nicht gehört, nicht gesehen, nicht aufgesprungen, garnicht gemuckt! — — —

Sie sah auf ihren Mann nieder. „Laß das Kind schlafen," sagte sie herb, „sonst haben wir keine Ruh. Mile ist schon zu Bett, ich kann nicht mehr von ihr verlangen, als sie thut; sie ist alt und schwach."

„Wir werden noch ein Mädchen nehmen," sagte er und sah sie besorgt an. „Ich will nicht, daß du dich übernimmst!"

„Wirst du das denn können?“ Ein Zug qualvoller Unruhe irrte über ihr Gesicht. „Du hast schon so viele Ausgaben!“ Sie setzte sich plötzlich schwer auf den nächsten Stuhl und ließ die Hände in den Schoß fallen.

Sofort erhob er sich von den Knieen und trat vor sie hin, ihren Kopf an sich ziehend. „Ach, solche Sorgen!“ Er bemühte sich, seinen Worten einen scherzhaften Anstrich zu geben. „Ich brauche doch nicht in ein paar Jahren gleich ein Krösus zu werden! Das kommt schon nach und nach von selbst. Ich werde schon noch ein Mädchen bezahlen können?“ Und ernster fügte er hinzu: „Vor der Hand verbrauchen wir eben noch, was wir verdienen.“

„Was du verdienst!“ Und dann murmelte sie: „Ich wollte dir helfen, ich müßte dir helfen!“

Er schien das nicht zu hören und streichelte unabläsſig ihr blondes Haar. „Es ist eigentlich unverantwortlich von mir, daß ich dir nicht längst ein zweites Mädchen gehalten habe — ich mache mir Vorwürfe!“

„Du?!“ Sie sagte es in einem ganz eigentümlichen Ton, hob rasch den Kopf und sprang auf, eine qualvolle Unruhe schien sie zu peinigen, mit großen Schritten ging sie vor ihm hin und her. „Was bin ich?!“ Sie erhob leidenschaftlich die

Stimme, ohne Rücksicht auf das schlafende Kind. „Was leiste ich? Nichts! Garnichts!“ Die Hände an die Schläfen legend, starrte sie zu Boden. „Ich wäre so stolz, auch etwas zu geben; ich habe dir nichts in die Ehe gebracht als die lumpige Aussteuer, mein kleines Erbteil ging dabei zur Hälfte drauf. Du arbeitest, du plagst dich — oh, ich weiß es wohl!“ — sie hob den Kopf und sah ihn an mit brennenden Augen — „du revidierst Bücher, du suchst allerlei Nebenverdienst. Denkst du, ich sehe nicht, wie müde du oft bist? Und ich“ — eine heftige Gereiztheit gegen sich selbst brach sich Bahn, sie sprach ohne jede Logik — „ich faulenze! Ich quäle mich, aber ich schaffe nichts, ich kann nichts mehr, es war ein Zufall, der mir den ersten Erfolg in den Schoß warf! Ich habe kein Talent. Ich sitze am Schreibtisch, ich empfinde und kann's doch nicht in Worte kleiden, ich sehe und kann's doch nicht beschreiben. Alles ekelt mich an, mein eigenes Schreiben; es genügt mir nicht, es ist erbärmlich! Ich verzweifle!“ Sie brach mit einem Seufzer ab, der wie ein Stöhnen klang. Mit schlaff herunterhängenden Armen stand sie da und tiefgesenktem Kopf. „Ich versprach mir Erfolg,“ murmelte sie, „mir, dir! Ich habe gelogen!“

Er hatte ihren leidenschaftlichen Erguß nicht unterbrochen, sondern sie ruhig ausreden lassen. Seine Stirn war zusammengezogen, seine Augen sahen traurig darein, aber er unterdrückte den schmerzlichen Klang in seiner Stimme. „Elisabeth, du bist so ungerecht gegen dich! Du“ — er zog sie in die Arme — „du giebst so unendlich viel, viel mehr als du selbst es weißt!“ Er küßte sie zärtlich. „Meine liebe Frau!“

Sie ließ sich seine Küsse gefallen, aber erwiderte sie nicht. Plötzlich riß sie sich los, faßte ihn mit beiden Händen vorn am Rock und sah ihm starr in's Gesicht. Ganz nahe funkelten ihre Augen den seinen. „Kann die etwas?“ stieß sie hervor. „Sage mir! War der Erfolg gerecht? Kann sie mehr als ich? Du, lüge nicht!“ Sie rüttelte ihn.

„Eifersüchtig, Elisabeth?“ Er blickte sie ernst an. „Das solltest du nicht sein, du hast es nicht nötig!“

„Oh!“ Von einem plötzlichen Impuls getrieben, warf sie sich ihm an die Brust — das Kind wachte auf mit einem hellen Schrei, die Eltern beachteten es nicht. Elisabeth schluchzte, dazwischen lachte sie.

„Es ist lächerlich — hahaha — oh, ich weiß es, es ist schlecht von mir! Ich werde schlecht!

Wilhelm" — sie klammerte sich mit beiden Armen an ihren Mann — „das waren Höllenqualen! So dazusitzen, das zu hören, zu wissen: Du kannst das besser machen — und doch — doch — ja, ich bin eifersüchtig!" Sie zitterte am ganzen Leib. „Ich schäme mich, ich kann nicht dafür, ich beneide sie alle, alle haben Glück, ob verdient oder unverdient — nur ich nicht!"

„Du bist unbescheiden, Elisabeth! Da sind doch viele, die dich hochstellen, Heider, Erdmann zum Beispiel; Erdmann ist so krank, aber er läßt sich immer deine Sachen vorlesen. Es giebt Kritiker — —"

„Oh, die Parias der Litteratur! Sei still," unterbrach sie ihn, „die zählen nicht!"

„Und Maier, was hat er gestern noch gesagt?"

„‚Gut, sehr gut'. Aber er freut sich nicht, wenn ich komme. Der Mann will ein Geschäft machen, mit mir macht er keins. Und ich werde auch nicht mehr schreiben, nein, keine Zeile mehr!" Sie gab sich einen Ruck und richtete sich auf. „Nein, nie mehr!"

„Das wäre Sünde!" sagte er vorwurfsvoll.

„Was willst du?" Sie ballte die Hände. „Ich will mich nicht zerquälen, zermartern, mein Leben am Schreibtisch verbrauchen — um nichts. Sieh mich

an" — sie breitete die Arme nach den Seiten und stand da wie an's Kreuz geschlagen — „wie sehe ich aus! Das macht das Nagen inwendig, immerfort, immerfort — es frißt. Es läßt mir keine Ruhe Tag und Nacht. Ich habe etwas in mir, das treibt mich fortwährend: voran, voran! Es steht immerfort mit der Hetzpeitsche hinter mir. Und nachts — — ach, du weißt nicht, was ich leide!"

War das ein Aufschrei? Kein lauter, und doch gellte er durch's Zimmer, drang in jeden Winkel, packte das Herz und preßte es zusammen. Das Kind im Bettchen richtete sich auf und starrte die Mutter mit großen, verständnislosen Augen an.

„Meine arme Frau!" Ebel war sehr bleich geworden. „Ich weiß es wohl. Was soll ich für dich thun?" Er sah umher, wie hilfesuchend. Sie saß wieder auf dem Stuhl, ganz in sich zusammengesunken. Er kniete vor ihr nieder und legte beide Arme um ihren Leib. „Ich liebe dich, liebe dich so sehr!"

„Ich will Anerkennung haben" — sie stieß ihn zurück — „ich will Ruhm haben, Ruhm, ja Ruhm! Nur der genügt mir. Ich will nicht im Staube kriechen, ich will fliegen, hoch über den anderen. Ich muß Anerkennung haben" — sie fuhr sich

in die Haare und krampfte die Hände in die schweren Flechten — „ich kann sonst nichts schaffen. Ich bin ausgetrocknet, verschmachtet! Gieb mir das!" Sie packte ihn bei beiden Schultern und sah ihn mit glühenden, gierigen Augen an. „Wenn du mich liebst, gieb mir das!"

„Ich kann nicht," sagte er tonlos.

„Siehst du, was vermag Liebe?" Sie lachte bitter auf. „Nichts!"

Er antwortete nicht, sondern ging mit schwerem Tritt aus der Stube, an der Thür wandte er sich noch einmal um. „Ich werde den Thee jetzt machen."

„Papa!" krähte das Bübchen hinter ihm drein.

„Sei still, schlafe!" Elisabeth fuhr auf, trat an das Bettchen und rüttelte unsanft an dem Gitter. „Du sollst sofort schlafen!"

Das Kind weinte erschrocken. Da zog es wie Schamröte über das Gesicht der Mutter, sie beugte sich hastig nieder. „Susu, eiapopeia! Schlaf, mein Kindchen, schlaf!" — Mit zittriger Stimme sang sie, stoßweise kam der Atem; plötzlich versagte ihr der Ton. Sie stürzte neben dem Bettchen auf die Kniee, verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte herzbrechend, verzweifelt.

Das Kind lachte dazu, es war ihm ein Spaß; spielend zauste es in ihren Haaren.

II.

Eine Hochzeitsreise hatten sie nicht gemacht; am zweiten Tag nach ihrer Vermählung saß die junge Frau bereits am Scheibtisch. Endlich war das Ziel erreicht, — nun konnte sie wieder ungestört arbeiten! Mit einer Art Rührung hatte sie die Feder ergriffen; Wehmut war auch dabei. Das alte Zylinderbureau, vom Großonkel ererbt, hatte einem neuen Schreibtisch weichen müssen; Frau Kistemacher erklärte kategorisch, es verschimpfiere die ganze niedliche Wohnung. Nun prangte der neue Schreibtisch auf der kleinen Estrade im Erker: braunes, schön poliertes Nußbaumholz, grüne Tuchplatte, allerhand Schnitzereien und Galleriechen, sehr hübsch, aber doch fehlte Elisabeth die plumpe, behagliche Gestalt des alten. Sie hatte sich schon als Kind in des Onkels Stube dahinter versteckt; und sie vermißte die vielen Tintenflecke, die unzähligen Spritzer und Spritzerchen auf der Ausziehplatte. Es war, als sei mit dem alten

Schreibtisch die alte Sicherheit von ihr gewichen; sie traute sich nicht recht an die Arbeit, und als diese fertig war, gefiel sie ihr nicht.

Ihre Augen sahen schärfer als sonst. ‚Maßlos überschätzt‘, ‚Geschöpf der Clique‘, — das waren Worte, die trafen wie Peitschenhiebe; und der Schmerz verlor sich nicht, immer wieder war er da. Sie feilte an ihrem Styl, verbesserte und verbesserte, sie strich Zeilen aus, nein, Seiten; sie wurde gereizt, ungeduldig und lauschte mit geschärftem Ohr auf das Urteil anderer, sie ward gierig nach Lob. Ein Tadel brachte sie ganz danieder; dann konnte sie tagelang nicht arbeiten. In Tageszeitungen, in Journalen las sie die Kritiken über neue Bücher; früher hatte sie das nicht gethan, da genügte ihr das eigene Schaffen, es füllte sie ganz aus; nun sah sie, da waren auch noch andere, die etwas leisteten, die bewundert wurden. Früher hatte sie das als selbstverständlich hingenommen, sie war noch nicht mit ihnen in eine Reihe getreten, hatte sie noch von unten mit selbstloser Verehrung angestaunt. Jetzt war das anders.

Es reckte etwas in ihr den Kopf auf, schlängelte sich um ihr Herz und ward größer und größer. War das Eifersucht, war es Selbstkritik, war es Ruhmsucht, war es ernstes Streben? Sie wußte

es selbst nicht zu nennen. Immer häufiger konnte sie tagelang nicht schreiben, eine tiefe Niedergeschlagenheit kam dann über sie. Man mäkelte an ihr herum.

Ein Jahr nach ihrer Verheiratung hatte sie ein zweites Buch veröffentlicht; sie hatte daran gearbeitet mit einer leidenschaftlichen Hingebung und einer fast krankhaften Zähigkeit. Damals war sie oft leidend gewesen, mühsam hatte sie sich an den Schreibtisch geschleppt; mit eisernem Fleiß hatte sie die Gedanken gezwungen, die abirren wollten. Schweiß und Thränen waren auf's Papier getropft. Nichts mehr von der Naivität früheren Schaffens, von der befriedigenden Heiterkeit, dem mitleidigen Ernst. Sie lachte und weinte nicht mehr mit den Gestalten, die sie schuf, nein, das war sie selbst, immer nur sie allein, die blutenden Herzens rang mit sich und mit der Welt.

Das Buch gefiel nicht. Verständnisvolle Kritiker verfehlten zwar nicht, es lobend hervorzuheben; aber was den Erfolg macht: das Publikum, das blieb ganz gleichgiltig. Kein Hahn krähte mehr nach Elisabeth Reinharz. Wo waren die Freunde geblieben, wo die Schmeichler? „Ja," sagte Maier achselzuckend, als er die ersten hundert Exemplare mit Not und Mühe verkauft hatte, „dabei wird's

auch wohl für's erste bleiben; wer kauft heutzutage Bücher? Wenn's nicht die Clique macht! Sie haben persönlich für die Leute an Interesse verloren, liebste Frau! Da ist zum Beispiel die Mannhardt —"

„Sprechen wir weiter nicht davon!" sagte Elisabeth mit zitternder Stimme.

Maiers Augen blickten teilnehmend auf die junge Frau. „Uebrigens gleich nach Erscheinen Ihres Buches war Frau von Lindenhayn bei mir, sie holte es sich selbst; und gestern sagte sie mir, wie sehr sie Ihr Talent hochstellte." Er hatte der Autorin eine Freude machen wollen, das bleiche Gesicht trug einen so düsteren, wirren Ausdruck; nun war er betroffen, denn Elisabeths Lippen zuckten.

„Sehr freundlich," sagte sie schneidend. „Sie war ja auch nicht meine Freundin!"

Ein Geschöpf der Clique?! Jetzt, wo Elisabeth es nicht mehr war, wußte sie, daß sie es gewesen war. Eine ohnmächtige Wut überkam sie, ein Grimm gegen sich selbst — war sie denn blind gewesen? — und zugleich eine Sehnsucht nach jenen Tagen der Verblendung, in denen ihr der Stern greifbar nahe schien, in denen sie darauf los marschiert war in einem goldenen, fröhlichen Selbstvertrauen.

‚Den Stern des Ruhms und tausend andere Lichter im Leben!‘ — Oft dachte sie an diese Worte Leonores, obgleich sie die Lampe in eine Kiste verpackt und auf den Boden getragen hatte. Diese Kostbarkeit paßte ja auch nicht in ihre einfache Einrichtung; und dann — Elisabeth schalt sich selbst kindisch — sie konnte bei diesem Schein nicht arbeiten; sie wollte im Dunklen sitzen, sie hatte keine Lichter mehr im Leben.

Und dann wurde ihr Kind geboren.

Im Wochenbett las sie die Kritiken über ihr Buch. „Sind neue da?“ fragte sie jeden Tag ihren Mann.

„Ich weiß es nicht, rege dich darüber nicht auf! Du fieberst doch nicht? Du hast rote Backen!“ Die Sorge sprach ihm aus jedem Wort, aus jedem Blick. Er hatte nur Augen für ihr leibliches Wohl und für das Kind — er war eben ein Philister!

„Geh und suche, ob du Rezensionen findest, geh in ein Café, in ein Lesekabinett! Du mußt doch wissen, wo du Rezensionen findest! Ich will sie lesen, alle lesen!“ Sie griff mit unruhigen Händen auf der Bettdecke hin und her, und ihre Augen waren weit aufgerissen. — —

Daß sie noch den Mut hatte, weiter zu schreiben!

Heute saß Elisabeth an ihrem Schreibtisch. Um sie her war es still. Sie hatte sich abgehetzt; das neue Mädchen, ein ungeschickter Trampel, der alles zerbrach, alles anbrennen ließ, dazu gerne an der Hausthür stand und bei dem Burschen vom Hauptmann gegenüber Zeit und Arbeit vergaß, wusch heute. Mit aufgestreiften Aermeln, bis zur Nasenspitze mit Seifenschaum bespritzt, setzte sie die Küche unter Wasser. „Sehen Sie sich vor, sehen Sie sich ja vor, das Wasser läuft sonst durch die Dielen in die untere Etage," hatte Elisabeth gemahnt. „Wir dürfen eigentlich gar nicht in der Küche waschen!" — Der Junge bekam Backzähne und war sehr weinerlich; man konnte ihn keinen Augenblick verlassen, sonst schrie er durchdringend. Mile mußte ihn hin und her tragen, auf ihrem Schoß schaukeln, mit ihm schäkern, sich ducken und Kuckuck spielen. Sie machte ein böses Gesicht, ihr Rücken war steif, das Kinderwarten wurde ihr sauer.

„Ich wer's nich mehr lange machen," hatte sie zu Elisabeth gesagt. „So leid mir's thut, Sie in Stich zu lassen, aber ich muß mich zur Ruhe setzen. Sie sitzen den ganzen Tag am Schreibtisch, Sie wissen nich, was das heißt, den schweren Jungen

schleppen. Und dann das junge Ding, die Bertha! Von so'ner Jöhre muß sich unsereins noch über den Mund fahren lassen?! Sie sagt, sie wäre die Köchin!"

Es war Elisabeth mit Zentnerlast auf's Herz gefallen — wenn Mile ging! Wem sollte sie dann das Kind anvertrauen? Mit Blitzesschnelle schossen Schreckensbilder an ihr vorüber — — — das Kind schreit — es stellt sich im Bettchen auf — es lehnt sich über's Gitter — es stürzt heraus, kopfüber. Die gewissenlose Magd schäkert auf der Treppe, sie hört nicht; und die Mutter hört auch nicht, — die sitzt am Schreibtisch. Oder an der Straßenecke, wo die Menschen hasten und die Wagen vorüberrasseln, Schienen sich kreuzen, da steht das Mädchen und begafft die Schaufenster; sie achtet nicht auf das Kind, es krabbelt auf dem Trottoir — plumpe Füße sind seinen kleinen Händchen nahe — es wird gestoßen, getreten — wo ist die Mutter? Die sitzt am Schreibtisch. Oder das Bübchen ist schon älter, es kriecht auf den Stuhl am Fenster — es guckt hinaus, der Wind spielt mit seinen Haaren, und die Sonne vergoldet sein Gesichtchen — da, ein Lärm auf der Straße, Musik, Kindergeschrei! Neugierig legt es sich über die Brüstung — immer weiter —

immer weiter — seine kleinen Beine zappeln in der Luft, es lacht, es jauchzt, — — — jetzt ein markerschütternder Schrei! — — — — —

Elisabeth fühlte es eiskalt über ihren Rücken rieseln. Sie ging noch einmal hinein zu ihrem Kind und starrte es an, als sähe sie es zum letzten Mal; sie strich über das blonde Köpfchen, kniete nieder und preßte den Kleinen an sich — lange, heftig. Dann ging sie, mit zusammengezogenen Brauen und einem Zug um den Mund, als litte sie körperliche Schmerzen.

Sie saß am Schreibtisch, die Feder in der Hand. Um sie kein Laut, und doch in ihrem Ohr fortwährend der durchdringende Schrei einer Kinderstimme. In der Nacht hatte sie wach gelegen, die Hände auf die Brust gedrückt, wie um das unbändige Klopfen des Herzens niederzuhalten. Nebenan in der Wohnung, auf der andern Seite des Korridors, schlug die Uhr drei. Sie hörte es deutlich durch die Wand; ebenso ein behagliches Dehnen im Bett; wie die Bettstatt knackte, jetzt ein Gähnen und jetzt ein Schnarchen. Das war die Stunde vor'm Morgengrauen, in der die Glücklichen schlafen; sie konnte nicht schlafen. Mit brennenden Augen starrte sie in's leere Schwarz. So hatte sie Nächte gelegen.

Es wollte sich in ihr etwas losreißen, es rang nach Gestaltung, es formte sich und zerging wieder und formte sich von neuem in anderer Gestalt; sie warf sich ohne Rast auf ihrem Lager — hin — her — ihr Kopf glühte, ihre Pulse hämmerten, hinter ihrer Stirn tobte eine Flucht gehetzter Gedanken. Sie stemmte sich auf die Hände und saß halbaufgerichtet, den Mund geöffnet, die Augen in's Dunkel gebohrt — es wühlte in ihr und drängte zum Licht, sie fühlte Schmerzen in Leib und Seele, schneidend, wie bei der Geburt eines Kindes.

Und nun war es da. Ermattet lag sie langgestreckt, ihr Atem ging ruhiger. Nun sah sie — da war kein leeres Schwarz mehr; greifbar deutlich standen Gestalten vor ihr, lächelten sie an, traten dicht an ihr Lager und streichelten sie mit weichen Händen. „Liebe uns, du hast uns unter dem Herzen getragen!“ — Sie hörte die Stimmen sprechen, klar und deutlich — lange Reden, Fragen, Antworten — hier war Licht, dort Schatten, die Gestalten verteilten sich auf beide Seiten, und sie brauchte nur die Hand auszustrecken, um sie mühelos hin und her zu schieben, wie Figuren auf dem Schachbrett.

„Morgen, morgen!“ Mit einem Seufzer der

Erleichterung, mit einem Erlösungszug um den Mund war die Müde eingeschlafen. Nachdem sie längst schlummerte, schloß erst Ebel die Augen.

Auch er hatte wach gelegen; er konnte nicht schlafen, wenn sie sich ruhelos warf. Nicht das Rascheln der Kissen, nicht der laute, fliegende Atem seiner Frau störten ihn; etwas anderes ließ ihn auf jeden Laut horchen, gleich ihr mit brennenden Augen in das Dunkel starren. Wo waren sie hin, jene Nächte, in denen sie sich an ihn geschmiegt? Von Liebe hatten sie auch damals nicht gesprochen, aber doch waren die Nächte schön gewesen — sie hatte ihm ihre Gedanken anvertraut. Ihre Ideen erhielten Fleisch und Bein, wenn sie sie vor ihm erstehen ließ; sie hatte oft gesagt, es werde ihr leichter zu schaffen, wenn er darum wisse. Nun ließ sie ihn nicht mehr teilnehmen.

Seit jenem Herbstabend im Theater war sie wortkarg und verschlossen. Sie brütete stumm, ganz in sich versunken. Er sah wohl, es ging etwas in ihr vor, aber er fragte sie nicht; er scheute sich, mit einem Wort das zu verscheuchen, was vielleicht erst im Aufdämmern begriffen war. So wartete er und wartete — trübe Tage, einsame Nächte. Er litt mit ihr.

Elisabeth Reinharz schrieb ein Drama. Sie

wußte nicht recht, wer ihr einmal gesagt hatte: „Nur das Theater macht berühmt!“ Sie hatte das nicht vergessen. Und hatten nicht schon Mannhardts sie darauf hingewiesen, hatte sie nicht dramatisches Talent? Sie war dessen sicher. Aber nur heimlich, heimlich! Keinem Menschen etwas davon verraten! Und dann auf einmal dastehen als die große Frau, den Triumph von Wlodzimira Starzynska noch übertriumphen! Was würde ihr Mann sagen? Sie wußte, er litt jetzt, aber dann würde er sich freuen und stolz auf seine Frau sein, sehr stolz! Und der kleine Wilhelm? Dem würde sie den Grundstein zu einem Vermögen legen; ihr schwindelte, wenn sie an die hohen Tantiemen der Bühnenautoren dachte.

Sie war voll von einem fieberhaften Schaffensdrang. Wenn nur nicht die häuslichen Kümmernisse gewesen wären, diese störenden Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens! Man wurde aufgehalten, gehemmt, heruntergerissen von der Höhe; man brauchte dann Stunden, Tage, um mühsam wieder hinaufzuklimmen.

Der erste Akt war fertig, und nun arbeitete Elisabeth am zweiten. Es war ihr heute schwer geworden, sich hineinzufinden — was mochte das Mädchen in der Küche anstellen, und ob das Kind

ruhig war? Sie las die Seiten wieder und wieder durch, die sie gestern geschrieben hatte. Das konnte ihr nicht genügen; sie setzte stärkere Lichter auf, und dann gefiel es ihr ganz und gar nicht. Nein, so ging das nicht! Sie verdarb alles, was sie gestern gut gemacht hatte. Unwillkürlich dachte sie an diese Kritik, an jene — welche Fehler sollte sie doch vermeiden? Sie fröstelte, wurde bleich und abgespannt von allem Aendern und Wiederändern. Aber endlich hatte sie sich gefunden, die störenden Gedanken verschwanden, nun konnte sie arbeiten.

Auf ihren blassen Wangen zeichnete sich eine heiße Röte ab, die Feder flog über das Papier. So war's recht! Sie fühlte eine Wollust, das niederzuschreiben, hier alles zusammenzutragen, was sie gesehen, empfunden und — verachtet hatte. Einmal mußte es heraus, sie erstickte sonst daran. Mit satirischer Schärfe zeichnete sie die Schwächen der Gesellschaft; unerbittlich sahen ihre Augen; grausam wahr stellte sie die Gestalten hin, hart wie das Leben selbst. Die Kunst darf keine Rücksicht kennen!

Sie hatte den Kopf kühn erhoben und sah kaum auf's Papier — das konnte sie schaffen, wirklich sie?! Oh, sie war doch etwas! Allen Kleinmut fühlte sie abfallen, sie dünkte sich groß in ihrem Werk. Die

Arbeit war wie ein nervenerregendes Reizmittel, das den Augen neuen Glanz gab, den Wangen warme Röte. Es spornte an — nichts mehr von Müdigkeit — es wischte die Enttäuschungen, die Demütigungen fort, es verlieh Selbvertrauen und Thatkraft. Sie gab sich ganz ihrer Arbeit hin.

Es hatte geklopft; sie hörte nicht. Nun steckte das Mädchen den Kopf herein. Bertha schien etwas verängstigt und trocknete ihre roten Arme unausgesetzt an der nassen Schürze ab.

„Der Hauswirt is da," sagte sie und bemühte sich, ein recht harmloses Gesicht zu machen. „Es soll 'runterjelaufen sein bei die Leute unten. Is das ein Radau! Man sollte wirklich meinen — nee!" Sie setzte eine beleidigte Miene auf.

Gleich stürzte Elisabeth in die Küche, jäh herausgerissen aus ihrer Gedankenwelt; kaum konnte sie Worte finden; sie entschuldigte sich verwirrt bei dem erzürnten Wirt. Sie that des Guten zu viel; der ungebildete Mensch trumpfte immer mehr auf. Die Mieter unten hätten nach ihm geschickt, der ganze Plafond sei ruiniert, und so weiter. „An einer Stelle trippt es sogar," sagte er; „überhaupt beklagen sie sich, Tag und Nacht dies Kindergeschrei!" Es seien gute Mieter, die würde er nicht ziehen lassen, setzte er hinzu.

Ausziehen —?! Wie ein drohendes Gespenst tauchte das vor Elisabeth auf. War es denn noch nicht genug der Unruhe? Immer neue? Wochenlang nicht arbeiten können!

Wie zerbrochen saß sie wieder am Schreibtisch. Wie sollte sie jetzt wieder anfangen? Das Gehirn war ihr wie ausgetrocknet; sie las die letzten Zeilen, und die kamen ihr lächerlich, ganz überspannt vor. So redete doch niemand; nein, sie mußten sprechen, wie der grobe Hauswirt, alltäglich, platt, trivial — nur so sprechen Menschen!

Ein Ekel überkam sie; die Feder fallen lassend stemmte sie die Ellbogen auf, stützte den Kopf in die Hände und sah mit müden Augen vor sich hin. In grenzenloser Abspannung mußte sie gähnen. Solange man im Steigen bleibt, immer hinauf den Berg, spürt man die Müdigkeit nicht; aber wehe, wenn man stehen bleibt! Dann sind die Kniee steif, die Füße schwer wie Bleiklumpen, man fühlt die Unmöglichkeit, weiter zu gehen. Elisabeth war ganz verzagt, sie konnte nicht mehr. Drei Stunden hatte sie gearbeitet, das war noch nicht viel; war sie denn so schwach, so unleistungsfähig? Mit einer gewaltsamen Anstrengung zwang sie sich; sie fühlte, wie ihre Nerven sich anspannten, straff zum Zerreißen, aber es mußte sein — heute noch

weiter, jetzt gleich, denn morgen kam wieder eine andere Störung — nur keinen Aufschub! Sie biß die Zähne zusammen, ihr Kinn steifte sich, ihr Gesicht wurde streng, wie aus Stein gehauen. Der Kopf schmerzte sie, der Ideengang wollte sich verlieren in ein Labyrinth; wie Irrlichter huschten allerlei blöde Gedanken hin und her, aber mit eiserner Energie suchte sie immer wieder den rechten Pfad auf. Sie ließ nicht ab; sie schrieb, sie strich durch, sie schrieb und strich wieder durch, und nun — Triumph! — jetzt konnte sie wieder arbeiten! Besser als vorher. Eine trotzige Freude breitete sich über ihr Gesicht, mit keckem Anlauf nahm sie ein Hindernis, und nun noch eins; und nun flog die Feder dahin mit spielender Leichtigkeit, ein wohldressierter Renner, der jedem Schenkeldruck seines Herrn gehorcht.

Sie fühlte keine Müdigkeit und spürte auch keinen Hunger. Flüchtig blickte sie auf die Uhr — nun ja, es war Mittagszeit, aber was that das? Wilhelm hatte es ihr zwar zur Pflicht gemacht, auszuruhen und genügend zu frühstücken; er kam erst gegen sechs nach Haus, dann aßen sie. Aber nein, nur keinen Aufenthalt — voran!

Man hörte nichts im Zimmer, als das Kritzeln der Feder auf dem Papier, als das Wenden der

Seiten. Plötzlich ein Klingeln draußen. Das störte sie nicht, dagegen war Elisabeth taub; es war auch dem neuen Mädchen streng eingeschärft worden, wenn die Frau arbeitete, wurden keine Besuche angenommen, wer es auch sein mochte.

Draußen fand eine ziemlich lange, flüsternd geführte Unterredung statt. Nun näherten sich Tritte der Stubenthür — nun ein Klopfen — zugleich wurde die Klinke niedergedrückt. „Guten Tag! Na, liebe Elisabeth, wie geht es dir denn? Was macht der Junge?"

Das war Frau Julie Kistemacher, die ihre Jüngste bei sich hatte. „Ich störe dich wohl?"

Die Schreibende war hoch aufgefahren, erschreckt stand sie da, wie eine aus dem Hinterhalt Ueberfallene; die Feder rollte auf's Papier und machte einen häßlichen Klecks. Elisabeth war bleich, dann bedeckte sich ihre Stirn mit Zornesröte — hatte sie dem Mädchen nicht verboten, Besuche anzunehmen?

Als ob sie's erriete, sagte Frau Julie: „Dein Mädchen wollte mich erst abweisen, sie sagte, sie sollte keinen Besuch annehmen. Aber ich bin doch kein Besuch! Und wenn man so viel zu thun hat, wie ich, und wenn man einen so weiten Weg hat, wie ich, will man doch nicht gerne an der Thür wieder umkehren. Scheußlich von euch, daß ihr

so weit 'rausgezogen seid, bis hier nach Schöneberg! Vor zehn Jahren war hier noch freies Feld — i was sage ich, vor sechsen! Man sieht sich ja garnicht mehr!"

„Ja, es ist sehr weit," sagte Elisabeth zerstreut; ihre Gedanken waren noch ganz bei der Arbeit.

Frau Kistemacher saß schon auf dem Sofa; ihre Jüngste, ein munteres Mädchen, stöberte im Zimmer herum. „Na, aber im Sommer," — Frau Julie sprach tröstend — „dann kommen wir öfter, dann betrachten wir das als Landpartie, nicht wahr, Gretchen? Du kommst doch gern zu Tante Elisabeth? — Sie wollte heute durchaus mit dem kleinen Wilhelm spielen. Laß, Kind, laß, das darfst du nicht anfassen!"

Elisabeth war auf die Estrade gesprungen und hatte dem Mädchen ihr Manuskript aus der Hand gerissen; es blätterte gerade neugierig darin. Man schickte Gretchen in's Kinderzimmer.

„Was ich sagen wollte," — Frau Kistemacher zog die Handschuhe aus und knöpfte den Mantel auf — „hast du nicht Lust, dir etwas Schweinefleisch einzupökeln und auch selbst Wurst zu machen? Wir könnten uns zusammen ein kleines Schwein kommen lassen, ich habe die Adresse von 'nem gilligen Schlächter da in deiner Gegend. Du willst

nicht? Es macht ja etwas Arbeit, aber es schmeckt doch ganz anders und ist auch billiger."

Elisabeth schüttelte den Kopf. „Ich habe keine Zeit!" Sie fühlte, wie es ihr in jeder Fingerspitze zuckte, es riß sie mit Gewalt — dahin — dahin! Einen sehnsüchtigen Blick warf si e nach dem Schreibtisch.

„Ah so, du schreibst wohl wieder?" Julie Kistemacher schickte einen neugierigen Blick hinüber. „Was denn?"

Elisabeth zögerte mit der Antwort. Sie mochte nicht lügen, und Näheres mochte sie auch nicht sagen. „Ja, ich — ich schreibe," erwiderte sie gepreßt.

„Also ein Geheimnis?! Früher warst du nicht so zurückhaltend, da erfuhren wir gleich alles. Weißt du noch, wie du mit deinen Arbeiten immer heruntergelaufen kamst? Du trautest dich nicht, was aus der Hand zu geben, ehe mein Mann sein Urteil gefällt hatte. Lieber Gott, wie manchen Abend hat er noch spät darüber gesessen! Ja, ja, das war eine schöne Zeit!" Frau Julie schwelgte in Erinnerungen; sie legte sich in's Sofa zurück, ihr frisches, vollwangiges Gesicht bekam einen elegischen Ausdruck. „Das war wirklich ideal, dieser geistige Austausch!" Sie seufzte. „Ja, ja, es kommt manchmal

im Leben ganz anders, als man denkt!" Aufmunternd sah sie Elisabeth an. „Mein Mann sagt, du solltest doch wieder mal was Größeres versuchen, 'nen Roman oder so was. Wenn Du verlegen um Stoffe bist, na, ich sage dir, dann mußt du dich an meinen Mann wenden, der erlebt was! Seit du verheiratet bist, ist es so still von dir!"

„Ich habe ja verschiedenes Größeres geschrieben!" Elisabeth wurde rot, sie glaubte aus Frau Kistemachers Worten eine versteckte Geringschätzung herauszuhören. „Du hast wohl mein letztes Buch vergessen!"

„Ach so, das! Ja, ich will dir sagen" — Frau Kistemacher besah ihre Nägel, und dann setzte sie sich in Positur — „da wir gerade davon sprechen, ich bin immer für Aufrichtigkeit — das wäre doch nicht mehr als recht gewesen, daß du uns das Buch geschenkt hättest. ‚Laß doch,' sagte mein Mann, ‚ich werde es dir kaufen.' Aber nein, von meiner Freundin kann ich doch wohl die kleine Aufmerksamkeit erwarten! — — Wir haben es nicht gelesen." Vorwurfsvoll sah sie Elisabeth an; diese sagte nichts. Frau Kistemacher fuhr fort in einem Ton, der sich allmählich mehr und mehr zuspitzte: „Das ist ja sehr schön, daß du so ganz in deinem Mann aufgehst, aber du darfst doch deine früheren Freunde nicht gänzlich vernachlässigen! Wenn ich

bedenke, was wir für trauliche Stunden miteinander verlebt haben!"

Elisabeth reichte ihr die Hand. „Verzeih," sagte sie müde, „du hast recht, ich habe mich zu sehr eingesponnen. Ich habe keine Zeit." Es klang kleinlaut.

Frau Julie Kistemacher schnellte vom Sofa auf. „Ein Kind, die kleine Wirtschaft, und jetzt sogar zwei Mädchen. So gut habe ich es anfangs nicht gehabt, und ich habe die Kinder doch noch immer selbst genährt — was ist das für 'ne Plackerei! Du hast doch nicht so viel zu thun?!"

„Ich habe nicht so viel zu thun," wiederholte Elisabeth; ein herzzerreißendes Lächeln glitt über ihr Gesicht. „Ich hätte auch nicht so viel zu thun, wenn ich nicht —" ihr Blick suchte wieder den Schreibtisch; dann senkte sie den Kopf.

„Na, du brauchst doch nicht um's tägliche Brot zu schreiben, was sitzt du denn den ganzen Tag am Schreibtisch? Sehr unrecht! Kopf oben!" Frau Julie faßte sie unter's Kinn. „Was warst du für'n frisches Mädel!"

Elisabeth nickte nur.

„Du sitzt viel zu viel zu Hause, du mußt dich zerstreuen, öfter was mitmachen. Im Kaufmännischen Verein sind so reizende Bälle; wir wollen auch

mal zusammen in ein nettes Lustspiel gehen, so recht was zu'm Lachen, oder in den Zirkus, da ist es hübsch, und auch nicht so teuer. Du gefällst mir gar nicht!“ Sie legte den Arm um Elisabeths Schultern und sah sie besorgt an. „Du bist mager geworden, du hast Schatten unter den Augen!“

„Ich hatte gerade gearbeitet!“

Frau Kistemacher hörte gar nicht. „Ei, du bist doch noch verhältnismäßig 'ne junge Frau! Ein bißchen lebenslustig sein, hörst du? Du bist das deinem Mann schuldig. Die Männer sind nun mal so, sie wollen vergnügte Gesichter um sich sehen. Eine Frau hat sich's immer selber zuzuschreiben, wenn ein Mann sich von ihr abwendet.“

„Meinst du?“ Wie ein plötzliches Erschrecken zuckte es durch Elisabeths matten Blick.

„Na, bei deinem brauchst du keine Angst zu zu haben, das ist ein Mustereheman, aber es fiel mir auf — neulich begegnete er mir — ich kann es dir nicht verhehlen, er sah schlecht aus. Ich fragte nach dir, da sagte er: ‚Meiner Frau geht's gut.‘ Aber er sagte das so traurig. Ihr habt euch doch nicht gezankt?“

„Oh nein!“ Elisabeth lachte, aber es war ein hartes, klangloses Lachen, und dann, wie sich

besinnend, fragte sie hastig: „Und du findest, er sieht schlecht aus?"

„Sehr schlecht!" Frau Julies rundes Gesicht zog sich in die Länge. „Miserabel! Wie hat der Mann in den paar Jahren gealtert! Wenn ich nur wüßte, was ihr Leutchen macht?!" Sie hob mit einem halb ernsten, halb scherzhaften Lachen drohend den Finger. Und dann klopfte sie der jungen Frau auf die Schulter. „Kriegt nur erst zwei, drei Kinderchen, dann werdet ihr wieder frischer!"

„Um Gotteswillen!" Elisabeth sprang auf und lief wie von Angst gejagt im Zimmer hin und her. „Das wäre ein Unglück!"

„Na, wieso?" Die andere sah verständnislos drein.

„Ich könnte nicht arbeiten!" murmelte Elisabeth tonlos. „Nein, nein!" Abwehrend streckte sie die Hände aus.

„Aber pfui!" Frau Kistemacher erhob sich entrüstet vom Sofa. „So was zu sagen! Ich würde mich doch der Sünde schämen! Also darum?! Der arme Mann! Das hätte ich nicht von dir gedacht! Möchtest du es nie bereuen!" Sie knöpfte ihren Mantel zu und zog die Handschuhe an. „Meinst du, deinem Mann wären ein paar

gesunde Kinder nicht lieber, als deine ganze Schreiberei? Gretchen!“ Sie öffnete die Thür und rief nach ihrer Jüngsten; als sie keine Antwort erhielt, lief sie in's Kinderzimmer.

Elisabeth blieb allein zurück; sie stand mitten in der Stube und starrte auf den Teppich. Ihre Blicke bohrten sich ordentlich in das Muster ein; sie rührte sich nicht. Ihr Mann schlecht aussehend?! Ja, er sah schlecht aus. Hatte sie's nicht selbst schon bemerkt? Er hatte Falten auf der Stirn, Falten um den Mund, und das schöne Braun seiner Augen war ohne goldigen Glanz; er saß oft in Gedanken verloren, und dann seufzte er. Er that ihr leid; aber warum hatte er sie denn geheiratet?! Eine Frau wie sie war kein Spielzeug, sie mußte schreiben, schaffen und konnte keine Rücksicht nehmen. Wie Groll wollte es in ihr aufsteigen, und doch, sie konnte ihm nicht zürnen — — ach, sie hatte es ja selbst so gewollt!

Jetzt zuckte sie zusammen, Frau Kistemachers Organ war wieder zu hören; sie kam aus der Kinderstube zurück und schäkerte noch im Gang mit dem Jungen. „Adieu, Wilhelmchen! Du armes Jungchen! Adieu!“

Warum sprach sie so? Armes Jungchen! Diese Zärtlichkeit hatte etwas Bedauerndes. Elisabeth riß

die Thür auf, — da stand Frau Kistemacher und winkte heftig mit beiden Armen; Mile hielt den zappelnden Knaben. „Adieu Wilhelmchen, adieu, mein armes Jungchen!"

„So ein süßes Kind!" sagte Frau Julie immer noch in dem gleichen bedauernden Ton. „Bleibe bei mir, Gretchen!" Sie nahm ihre Jüngste fest an die Hand. „Wir gehen jetzt."

Elisabeth wollte dem Mädchen einen Apfel holen. „Nein, nein, laß nur," wehrte die Mutter, „wir wollen nicht bei der Arbeit stören! Komm, Gretchen, komm!"

Ehe sich die Entreethür schloß, sah Frau Kistemacher noch einmal in das Gesicht der jungen Frau, es war so blaß, so leidensvoll. Ihre Zuneigung gewann die Oberhand. „Adieu, Elisabeth, na, laß dich bald bei uns sehen," sprach sie gutmütig. „Komm doch mal abends mit deinem Mann ganz gemütlich. Na sag, wann wollt ihr kommen?"

„Sowie ich mit meiner Arbeit fertig bin. Adieu." Elisabeth wollte die Thür schließen, eine zitternde Unruhe zog sie zurück zum Schreibtisch; sie konnte es kaum mehr aushalten.

Frau Kistemacher blieb noch stehen, jetzt war sie ernstlich böse. „Immer und immer arbeiten!" grollte sie. „Früher liefst du zu Gott und der Welt, und

jetzt sitzt du zu Hause wie angeschmiedet! Nimm's mir nicht übel, liebe Elisabeth, da giebt's auch noch andere, die etwas leisten, auch Damen, wirklich bedeutende! Ich lese jetzt ein himmlisches Buch von der Widmann — was die alles studiert hat! Und wie schön sie über die Pflichten der Ehe spricht! Drei Kinder hat sie auch, ist mir erzählt worden; die hat doch gewiß ganz anders zu thun als du, und doch sehe ich sie schon alle Morgen früh mit ihrer Freundin, der berühmten Starzynska, vorbeiradeln. Und im Frauenwohl, oder wo sonst was los ist, ist sie auch stets dabei. Hab du dich nur nicht so! Komm, Gretchen!" Wie eine Gewitterwolke, gejagt vom Sturm, stob sie davon.

Nun konnte sich Elisabeth wieder an den Schreibtisch setzen. Da lockte das weiße Papier, die Feder steckte im Tintenfaß, es war ganz still, heimlich-traulich im Zimmer; die Primeltöpfe, die Wilhelm neulich dort an's Fenster gestellt, fingen an, süß zu duften. Frühe Winterdämmerung schaute durch die Scheiben, stahl sich in jeden Winkel und lullte nach und nach alles ein.

Sie konnte nicht weiterschreiben; sie warf sich auf's Sofa mit einem Jammerlaut und drückte das Gesicht in's Polster. Sie fühlte sich namenlos elend, ihre Nerven waren wie auf Draht gespießt,

man hatte ihren Geist auf die Folter gespannt. Wäre die doch nicht gekommen! Nicht genug, daß sie sie herausgerissen hatte aus der schönsten Schaffensfreude, nein, jetzt war sie ganz verzweifelt. Sie wand sich in Qualen; in ihrem Kopf war ein unentwirrbares Chaos von Sehnsucht, Schmerz, Zorn, Gier und Selbstvorwürfen — das zuckte, das zerrte, das drängte, das nagte, das bohrte, das stieß — es war, um den Verstand zu verlieren! Was thun? Sie preßte beide Hände gegen die Schläfen und stöhnte. Dann lag sie auf dem Rücken, regungslos wie ein Scheit Holz, die Augen geschlossen, die Hände geballt, ganz hingenommen von ihren Gedanken.

Es wurde ganz dunkel. War sie eingeschlummert? Eine dumpfe Bewußtlosigkeit umfing sie; sie träumte von ihrem Stück — so ging der zweite Akt weiter, ja, so war er gut, sehr gut! So mußte der Schluß sein. — Ah, was war es für eine Erleichterung, das von der Seele zu haben! Es atmete sich besser, der furchtbare Druck des Werdens, der Tag und Nacht auf der Seele lag, war gewichen; so sanft schlug das Herz, so ruhig ging der Atem — aus, ein — — ein, aus — — — — — —

Mit jähem Schreck fuhr Elisabeth auf. Bertha stand dicht vor ihr. Sie trug die Küchenlampe in

der Hand; der gelbe Blender warf einen unangenehmen, den Augen wehethuenden Schein.

„Ich sag's ja immer, die Lampe brennt scheußlich," sagte Bertha. „Das wir hier keinen Jas haben, in herrschaftliche Wohnungen ist das doch immer. Ach, Madam," — das Mädchen war gutmütig, — „haben Sie sich erschreckt?"

„Nein, nein!" Elisabeth war schon auf den Füßen. „Was ist passiert?"

„Jarnischt!" Bertha sah ihre Dame verwundert an. „Wenn Frau Ebel nu mal in die Küche kommen möchten — ich kann mir nich kümmern, ich habe noch mit die Wäsche zu thun, und der Herr wird jleich kommen." — — — — — —

Wilhelm Ebel saß seiner Frau beim Mittagessen gegenüber und war erschrocken über ihr Aussehen. Sie schien um Jahre älter, so verarbeitet, an den Augenwinkeln nach den Schläfen zu unzählige kleine Fältchen, und von der Nase abwärts zogen sich zwei tief eingegrabene Linien. War das seine schöne, blühende Elisabeth? Er sah sie an in einer stummen und doch beredten Angst.

„Was siehst du mich so an, Wilhelm?!" Sie hatte es sanft sagen wollen, aber es klang gereizt.

„Meine liebe Frau!" Er legte plötzlich die Gabel hin, nahm ihre Hand und küßte sie; dann

ließ er sie nicht los, sondern drückte seine Augen, seine Stirn darauf. „Du hast wieder zu viel gearbeitet!"

„Hätte ich nur!" Es brach los wie ein Unwetter. „Frau Kistemacher kam und störte mich! Oh, die!" Sie starrte auf ihren Teller.

„Aber das Mädchen hatte doch Befehl" — er machte Miene, aufzuspringen — „Bertha!"

„Laß nur, laß!" Sie zog ihn nieder. „Das nützt doch alles nichts! Ich werde immer gestört, immer! Da kommt dieses, da kommt jenes." Sie erzählte ihm die Geschichte von dem Hauswirt. „Und Bertha ist zu nachlässig; Mile will auch nicht bleiben, ich komme nicht mehr zum Arbeiten. Ich kann nicht mehr arbeiten!" Ein verzweifelter Zug verzerrte ihr Gesicht, sie biß die Zähne aufeinander, um nicht laut aufzustöhnen. „Da sind die Dienstboten, da ist der Haushalt, das Kind, ich" — sie knickte ganz zusammen — „ich kann manchmal nicht mehr!"

„Und da bin ich!" sagte er traurig. „Oh, was machst du mir für einen Vorwurf, Elisabeth! Wärst du nicht meine Frau geworden, dir wäre besser!" Er starrte vor sich nieder, die Stirn in finstere Falten gezogen. Draußen ging der eisige Winterwind und stöhnte an den Scheiben. Für

Minuten schwiegen sie, eine herzbeklemmende Stille war im Zimmer. Die Speisen dampften; niemand rührte sie an.

„Bist du mir böse?“ fragte sie dann scheu, ohne den Blick zu heben.

„Elisabeth!“ Er breitete die Arme aus — „Meine arme Frau!“

Sie schien seine ausgebreiteten Arme nicht zu sehen, sondern schüttelte den Kopf. „Du bist arm,“ sagte sie schneidend, „ich habe dich betrogen! Was hast du denn? Eine traurige Häuslichkeit; eine Frau, die nichts leistet, eine Frau, die immer mißvergnügt ist, oh“ — sie hob die Hände in leidenschaftlichem Schmerz — „sie brauchte es mir nicht erst zu sagen, ich habe es wohl gefühlt: du bist nicht glücklich! Ja, du siehst schlecht aus“ — sie sprang auf ihn zu und drehte sein Gesicht nach der Lampe, der hellere Schein zeigte dessen ganze Traurigkeit — „bist du unglücklich? Ach ja, ach ja!“ Sie schluchzte, ein trockenes, herzabstoßendes Schluchzen ohne jede Thräne. „Ich habe dich so weit gebracht! Da ist nichts von Jugend, nichts von Freudigkeit mehr, ich habe sie davon gejagt. Ich verderbe dir dein Leben, ich quäle dich!“

Sie fiel vor ihm nieder, ihre unruhigen Hände tasteten an seinem Rock hin und her. „Armer

Mann!“ Und dann sprang sie wieder auf und hob die Hand und ballte sie zur Faust, ein wilder Blick war in ihren Augen. „Diese verfluchte Schreiberei! Wenn ich sie nur lassen könnte! — Sie macht dich unglücklich, mich unglücklich, sie macht unser Kind unglücklich — sie hat mich behext — hahaha —“ sie lachte grell — „ich habe keinen anderen Gedanken mehr, nur schreiben — — des Nachts, des Morgens, am Tag — — solch ein Unsinn, Makulatur, die zu nichts taugt! Aber ich kann nicht anders!“ Ihre Stimme wurde weich; sie weinte. „Wir könnten glücklich sein, du bist so gut, wir haben ein liebes Kind, — aber nein, nein!“ Sie schüttelte die wirren Haare aus der Stirn und richtete sich hoch auf. „Ich will etwas erreichen! Ich will! Ich will!“

Jede Muskel in ihrem Gesicht war angespannt; sie zitterte vor Begier.

„Du wirst etwas erreichen!“

„Ja, wenn es zu spät ist! Hahaha!“

„Habe Geduld!“ Er sah sie bittend an. „Laß uns Geduld haben!“

„Geduld?!“ Sie lachte höhnisch. „Wie sagt doch Heider? Nun, ich pfeife auf die Geduld! Warten, warten — ich habe keine Zeit zum Warten! Jetzt will ich groß sein, heute, morgen

— wenn ich alt und müde bin, brauche ich nichts mehr von der Welt! Jetzt, jetzt!“ Sie streckte die Arme aus und zog sie dann wieder an sich mit einer Gebärde, als presse sie etwas an die Brust. „Jetzt will ich ihn haben!“

„Elisabeth!“ Er legte ihr mahnend die Hand auf den Arm.

„Laß mich nur!“ — sie sah ihn zürnend an — „was verstehst du davon? Du ahnst ja nicht, wie es in mir aussieht. Du kennst nicht das verzehrende Feuer, das in mir brennt. Du weißt nicht, was es heißt, ohne Erfolg arbeiten. Es ist schrecklich; es ist entsetzlich; es peitscht einen mit Dornen voran und reißt einem das Herz in Stücke! Man ist verzagt, matt, zu Tode erschöpft — — und doch immer wieder ein Peitschenschlag — —! Ach, nur ein Erfolg!“

„Ich habe geglaubt, der echte Künstler frage nicht nach dem Erfolg,“ sagte er ernst. „Das Höchste sei ihm die eigene Ueberzeugung.“

„Redensarten!“ Sie kreuzte die Arme über der Brust und starrte finster vor sich nieder. „Dann bin ich keine echte Künstlerin!“

„Und doch bist du's!“ Er war aufgestanden und näherte sich ihr liebevoll. Auf seinem Gesicht stritten Mitleid, Trauer und Zärtlichkeit. „Komm,

Elisabeth, das sind schwere Zeiten, wir müssen sie gemeinsam tragen. Du hast doch ein Herz, das mit dir fühlt, vergiß das nie! Viele sind ganz allein."

„Keiner leidet so wie ich!" murmelte sie dumpf.

„Viele!" Er senkte den Kopf.

„Und bin ich denn eine Künstlerin, eine wirkliche, wahrhaftige, berufene? Oh, diese Zweifel!" Sie rang die Hände. „Wenn mir nur einer die Gewißheit gäbe — bin ich eine?!"

Er sah sie voll an. „Ja, du bist eine!" Ein Lächeln ging über sein Gesicht, ein vertrauendes, hoffnungsreiches Lächeln.

„Ja —?" Sie starrte ihn ungläubig an.

„Ja!" sagte er einfach.

Wie ein Erlösungsseufzer kam es aus ihrer Brust; das war ein tiefer, befreiender Atemzug. Langsam trat sie an ihn heran, ganz dicht, ihr Atem schlug ihm mit Gluthauch in's Gesicht, sie verwandte keinen Blick von ihm. „Sag es noch einmal!" Ihre Augen waren weit aufgerissen und sahen ihn durchdringend an.

Er zuckte mit keiner Wimper. „Und wenn du kein Wort mehr schreiben könntest, und wenn niemand deinen Namen kennte — du bist doch eine Künstlerin, eine große Künstlerin. Habe Mut!"

Sanft streichelte er über ihre Wangen. „Du wirst dich durchringen, deine Zeit kommt noch — ich weiß es!“ Seine Ruhe hatte ihn verlassen, er sprach erregt, ein steigendes Rot auf den Wangen. „Oh, ich weiß es, du wirst groß sein!“

„Ist — das — wirklich — wahr —?!“ Langsam, gleich schweren Tropfen fielen die Worte von ihren Lippen. „Kannst du es mir schwören?“ Sie krampfte die Finger in seinen Rock.

„Ich schwöre es dir bei allem, was uns teuer ist, bei unserem Kind, bei unserer Liebe!“ Ihre Leidenschaft hatte ihn angesteckt, er ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen und zog sie auf seinen Schoß. „Meine liebe, liebe Frau, meine Geliebte, sei unverzagt, sei ruhig, sei heiter! Ich liebe dich ja so sehr!“ Er bedeckte ihr Gesicht, Stirn, Mund, Wangen, ihren Hals mit Küssen. „Sag's mir einmal“ — eine unendliche Sehnsucht sprach aus seiner Stimme — „du hast es mir noch nie gesagt: Liebst du mich?“

Sie lag wie betäubt in seinem Arm; ihre geschlossenen Lider zuckten. Jetzt fühlte er ein Zittern durch ihren Körper gehen.

„Liebst du mich?“ Er flüsterte es dringend, aus trockener Kehle heraus, wie ein verdurstend Schmachtender um Wasser fleht.

Sie öffnete die Augen; ihr Blick traf nicht ihn, er war in fernste Fernen gerichtet.

„Liebst du mich?!"

„Ich weiß es nicht," murmelte sie abwesend. „Ich glaube, ich habe gar keine Liebe. Sie gehört ganz meiner Kunst."

III.

Ueber den neuen Kirchhof weit draußen im flachen Feld — man sah nur noch die letzten Häuserreihen von Schöneberg quer in die Oede hineingeschoben — wehte der Wintersturm mit ungeahnter Gewalt; er fand kein Hemmnis und sauste dahin, daß das Wasser in den Pfützen hoch aufspritzte und die kleinen Bäumchen längs des Eisenbahndamms sich wie schwanke Gerten bogen.

Sie waren erst im vorigen Jahr gepflanzt, ihre Kronen bestanden aus zwei, drei Aestchen; vor jedem Windstoß beugten sie sich und duckten sich wie furchtsame Kinder — er ließ sie stehen; aber den einzigen großen Baum weithin, dort die hohe Silberpappel, die wollte er nicht leiden. Er blies gegen sie an mit angestümer Wut, er zauste sie und verfing sich in ihren Aesten, er rüttelte an ihnen, stöhnend vor Anstrengung — fort, fort, du *darfst* nicht bleiben, alles Hohe muß

weg! — Da, krach! Der Stamm war gespalten bis in's Mark; bald würde er sich neigen.

Der Pfiff der Lokomotive tönte schriller als sonst über den Schienenstrang und klang wie ein gepreßter Angstschrei; ein schwarzes, fortreißendes und selbst fortgerissenes Ungetüm, so sauste der Zug hin. Krächzend flogen Raben auf und zerteilten mit ihren Flügeln den niederschlagenden Dampf; flogen sie? Sie schienen nur zu fliegen, denn sie wurden willenlos mit fortgefegt von dem unwiderstehlichen Luftstrom und flatterten angstvoll. —

Am offenen Grab stand ein Häuflein Menschen, in der großen Einsamkeit zusammengeweht. Mäntel und Röcke blähten sich wie Segel, in der nächsten Minute wurden sie an den Körper geklatscht, und das Wasser wurde aus den Augen gepreßt von dem furchtbar peitschenden Wind.

Kein Hund wird mich zu Grab geleiten! — Darin hatte Erdmann nicht recht behalten; er wurde zu Grab geleitet.

„Wohl dir!" sprach Heider und starrte thränenumflorten Blickes dem Freunde nach in das offene Grab; und dann wandte er sich zu den übrigen, er schlug unbewußt den feierlichen, getragenen Ton eines Predigers an.

„Wir gönnen ihm die Ruhe! Es giebt ein

Märchen, darin steigt das schönste Weib aus dem Schoß des ewigen Meeres und küßt den am Ufer Harrenden auf's Herz. Nun kann er sie nicht mehr vergessen, sein Herz hat ihren Kuß verspürt, es schlägt nur für sie; er sehnt sich nach ihr zu Tode. Der" — er deutete mit zitterndem Finger hinab in die Gruft — „der war von der Kunst auf's Herz geküßt. Sie hatte ihn ganz. Sie war seine Familie, seine Geliebte, sein Besitz, sein Glück, seine Religion. Sein Leben war ihr Tempel, in dem er sich selbst von heiliger Flamme aufzehren ließ für sie." Heider machte eine Pause; seine Stimme wurde noch feierlicher. „Nun hat er sie auch. ‚Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Ort; dann aber werden wir von Angesicht zu Angesicht schauen' — Amen."

Er weinte laut. „Erdmann, lieber, alter Junge, leb wohl!"

„Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden," sprach der Totengräber und präsentierte die Schippe voll Sand.

Elisabeth war die erste, die hineingriff, mechanisch that sie es, mechanisch ließ ihre Hand die nassen Sandklumpen fallen. Weit beugte sie sich über und starrte mit brennenden, neiderfüllten Blicken in das gähnende Loch.

Der eiskalte Regen schlug ihr in's Gesicht, der Wind riß ihr fast die Kleider vom Leibe, sie zitterte und fror, und doch war ein unauslöschlicher Brand in ihr; sie stand und starrte und rührte sich nicht vom Fleck. Oh, der da unten! Sie dachte an seine Worte, als sie zum ersten Mal mit ihm bei Marie Ritter zusammengewesen war. Damals war sie noch unbefangen, die Kunst war ihr ein Glück, eine Lebensfreude mehr gewesen. ‚Ich werde hungern und frieren. Verlacht sein! Wenn ich sterbe, werde ich allein sterben.‘ — — — — — Deutlich hörte sie seine Stimme. Ja, ja — sie schauderte — so mußte es sein! So diente man der Kunst. Ganz oder gar nicht.

Sie fühlte nicht, daß heiße Thränen über ihre Wangen liefen.

Der Totengräber und seine Gehilfen arbeiteten rasch bei dem schlechten Wetter. Immer mehr füllte sich die Höhlung, schon war von dem Sarg und seinem Grün nichts mehr zu sehen. Elisabeth blieb, bis der letzte Spatenstich gethan war; vergebens zupfte sie ihr Mann am Aermel. „Du wirst dich erkälten, komm!“

Heider flüsterte: „Ich bitte Sie, gehen Sie nach Hause!“

Ihr war, als läge da unten ihr Kamerad, ihr

zweites Ich, sie konnte sich nicht trennen. Die paar Leidtragenden hatten sich längst zerstreut; es waren ihrer nur wenige, ein paar Kollegen, jüngere Leute mit unbekannten Namen, dann noch ein paar Nachbarn aus dem Hinterhaus. Die Totengräber buddelten mit immer größerer Hast — nun warfen sie die Spaten hin, nun waren sie fertig, nun würden sie nach der nächsten Destille eilen, um sich aufzuwärmen.

Auch Elisabeth ging endlich am Arm ihres Mannes fort; er führte sie sorgsam und hielt den Schirm über sie; an ihrer anderen Seite ging Heider, aber sie sprachen kein Wort. In der im Kapellenstyl erbauten Leichenhalle hatten Marie Ritter und Sörensen gewartet; noch ein Herr war bei ihnen, anständig in Schwarz gekleidet, der trug einen Zylinder. Er lüftete ihn und trat auf Heider zu.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Heider zu sprechen?“

Heider blickte verstört auf, man sah es ihm an, wie unangenehm es ihm war, jetzt einem Fremden Rede und Antwort stehen zu müssen.

„Einen Augenblick, Herr Heider! Gestatten Sie!“ sagte der in Schwarz. Sie traten bei Seite; man hörte den Fremden nur noch sagen: „Ich bin

Berichterstatter, ich bin beauftragt im Namen meiner Zeitung bei Ihnen anzufragen, —"

Auf dem Weg bis zur nächsten Pferdebahnhaltestelle sprach man nur von dem Verstorbenen. Sörensen war gereizt und schalt auf Gott und die Welt. „Die Dichterei, ja, alle Kunst ist ein verfluchtes Metier. Es ist am besten, man hängt's an den Nagel und sieht sich bei Zeiten nach was anderem um, das seinen Mann nährt, und wobei man sich nicht die Seele aus dem Leib schindet!" Er fuhr sich über die Augen. „Da möchte man doch — lieber Steine kloppen! Armer Stackel!"

Marie Ritter mußte lächeln, trotz aller Betrübnis. „Und doch war Erdmann glücklich!" sagte sie sanft. „Er hat in seinen Träumen gelebt und ist in einem schönen Traum hinüber gegangen. Er hatte Atemnot, Heider und ich unterstützten ihn. — ‚Höher, Kobes,' sagte er, ‚so — — ich fliege — — ah, wie schön!' Wir hielten ihn noch in den Armen, als er längst tot war; wir ahnten es gar nicht, so friedlich war er entschlummert. Er lag da mit einem glücklichen Lächeln." Marie Ritter reichte Ebel die Hand. „Sie haben ihm so viele Freundlichkeiten erwiesen in der letzten Zeit, Herr Ebel, ihm Wein geschickt und Früchte — das waren ihm immer große Erquickungen."

Elisabeth sah ihren Mann von der Seite an — das wußte sie ja gar nicht! Er war rot geworden. Oh wie gut er war! Sie hing sich fester in seinen Arm; ihr war sehr elend. Eine grenzenlose Trauer trug sie im Herzen, sie wußte selbst nicht, um was.

Jetzt kam Heider hinter ihnen drein gelaufen, sehr erregt.

„Was sagt ihr?!“ rief er ganz außer Atem. „Stellt mich da der Kerl! Ist ein Reporter für irgend eine Zeitung, steckt hier die Nase herein, bringt dann eine Notiz und bekommt seine paar Mark dafür. Muß hier bei dem Sauwetter herumpanschen, damit die guten Spießbürger sich morgen früh beim Kaffee bei der Beschreibung von eines Dichters Beerdigung — ohne Geistlichen, ohne all den gewohnten Klimbim — gruseln! Er war neugierig, wie eine Wachtel. Fragte mich aus, ob da nicht irgendwelche nachgelassenen Schriften wären, und so weiter, und so weiter. Er fragte, da war das Ende von weg!“

„Du hast ihn doch herausgeschmissen?“ grollte Sörensen. „Ich meine,“ verbesserte er sich, „stehen lassen? Solang einer lebt, kümmern sie sich den Dreck um ihn, ist er aber tot, ja dann, jawoll, dann möchten sie das Geheimste aus seinem Schreibtisch

herausschnuppern. Kobes, du wirst dich doch auf so was nicht einlassen?"

„Doch!" nickte Heider. Sein blasses, verweintes Gesicht bekam einen getrösteten Ausdruck. „Wenn doch mehr Anfragen kämen! Erdmann würde sich darüber freuen. Er war ein Idealist, es würde ihm gut thun, daß wenigstens nach seinem Tod nach ihm gefragt wird. Er hat der Mitwelt nie gezürnt, daß sie sich nicht um ihn kümmerte, er war nur böse auf die, welche die Kunst mißbrauchten. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht alles, was ich kann, thun soll, um ihm die Freude zu machen?!"

Sörensen brummte Unverständliches und dann sagte er: „Am Ende setzen sie ihm noch ein Denkmal auf irgend einer Brücke oder sonst wo, wo es nicht hinpaßt!" Er lachte kurz und trocken.

Also tot, tot mußte man erst sein, um beachtet zu werden?! Elisabeths Herz krampfte sich zusammen, wie im Traum hörte sie die Reden der anderen; sie dachte an ihr eigenes Geschick.

Finster grollend sah der Himmel nieder, kein einziges Stückchen von klarer Farbe daran, alles wirr durcheinander, grau und schwarz; ringsum eine Einöde und Schmutz und Kälte. Eine trostlose Verlassenheit.

An der Pferdebahnhaltestelle trennte sie sich von

ihrem Mann; es war schon über Mittag, und er mußte auf seine Bank eilen, er hatte sich nur mit Mühe frei gemacht.

„Fahre rasch nach Hause,“ sagte er besorgt zu ihr. „Du siehst angegriffen aus; ziehe trockene Schuhe an, ich bitte dich!“ Seine Blicke suchten in ihr Inneres einzudringen. „Mach nicht so verzweifelte Augen!“ stieß er plötzlich heftig hervor.

Machte sie denn verzweifelte Augen? War es schon so weit mit ihr, daß man ihr die Verzweiflung vom Gesicht ablas? Sie zwang sich zu einem Lächeln, und hielt es die ganze Zeit über während der Fahrt in der Pferdebahn fest. Sie wußte nicht, wie traurig dies Lächeln aussah — Augen, die wie erloschen immer vor sich hinblicken, eine vornüber geneigte Gestalt, herabgezogene Mundwinkel, die Gesichtsfarbe sehr bleich — und dann dieses Lächeln!

Was sollte sie zu Hause? Ihr Stück war fertig, aber sie hatte keinen Mut, es jemandem einzureichen. Sie fühlte, wenn man ihr diese Arbeit tadelte, gar zurückwies — das würde sie nicht überleben, nein, das nicht! Es war ein Teil von ihr selbst, ein Stück ihres Herzens, Blut und Schmerzen — ihr Glaubensbekenntnis. Wenn man das zurückwiese, woran sie so gearbeitet hatte, Tag und Nacht

— wenn man das mit einem kritischen Lächeln beschaute, was ihr heilig war, es gar verhöhnte — nein, das konnte sie nicht ertragen! Lieber hielt sie es verborgen in dem geheimsten Winkel ihres Schreibtisches, sagte keinem etwas davon, zog es nur bei verschlossenen Thüren hervor und hielt dann Zwiesprache mit ihrem Werk, berauschte sich daran und wiegte sich in übertriebenen Hoffnungen. Nein, nein, es heimlich halten, es keinem verdammenden Urteil aussetzen! Dann würde sie selbst verdammt sein. Und doch, Ruhe hatte sie auch so nicht. Immer schwebte es ihr auf der Zunge, davon zu sprechen; sie hatte schon die Lippen geöffnet, da hielt eine Scheu sie im letzten Augenblick zurück. Es prickelte ihr in den Fingerspitzen, das Manuskript hervorzuholen: „Seht, das habe ich geschrieben!" Ach, es war eine Qual!

„Sie sehen so sehr blaß aus," sagte Heider. Er hatte sie begleitet; wie ehemals gingen sie miteinander über die Straße. „Sie sind doch nicht krank?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nicht körperlich krank, aber" — und dann brach es plötzlich aus ihr heraus mit Sturmesgewalt — „ich leide!"

Sie glaubte sich in jene erste Zeit fröhlicher Kameradschaft wieder zurückversetzt, in der sie ihm

gegenüber mit ihrem Vertrauen nicht zurückgehalten; sie erzählte ihm von ihrem Stück, von ihren Qualen, und sie schloß: „So habe ich denn kein Vertrauen mehr zu meiner Arbeit. Zu all dem, was ich gelitten habe — wer kann die tausend Qualen nennen! — ist noch der Zweifel gekommen, und der ist schrecklicher als alles andere!“ Sie riß sich den Schleier herunter, mit einem unterdrückten Schmerzenslaut hielt sie die Hand an die Stirn. „Manchmal glaube ich, ich werde verrückt!“

„Lassen Sie mich Ihr Stück lesen!“ sagte er dringend.

„Und wenn Sie es tadeln?!“ Sie sah ihn mit glühenden Augen an.

„Lassen Sie es mich nur lesen!“

„So kommen Sie gleich, gleich — Sie sollen es gleich lesen!“ Sie faßte seine Hand und riß ihn mit sich über die Straße. „Wir dürfen keine Zeit verlieren, setzen Sie sich in mein Zimmer, lesen Sie es da. Ich will warten, bis Sie es gelesen haben, eine Stunde, zwei Stunden — ich habe schon so lange gewartet, rasch, rasch!“

Er folgte ihr willig; hier war keine Zeit zu verlieren, das sah er. Das Wasser ging ihr bis an die Kehle. —

Er saß an ihrem Schreibtisch und las, von der

kleinen Lampe hell beleuchtet. Sie hockte in einem Winkel des Zimmers ganz im Dunkel, müßig die Hände im Schoß zusammengekrampft und beobachtete ihn, belauerte seine Mienen; bei jedem Stirnrunzeln zuckte sie zusammen, bei jedem wohlgefälligen Nicken atmete sie tief auf. Es war ganz still im Zimmer; man hörte nur das Wenden der Blätter und leise zitternde Atemzüge. Draußen wurde es ganz dunkel; hier innen stand die Zeit still.

Anfänglich war es Heider sehr schwer geworden, mit Aufmerksamkeit zu lesen, seine Gedanken wandelten einsame Wege zurück zum öden Kirchhof im sturmdurchbrausten Feld; aber bald — er hätte es nicht für möglich gehalten — waren all seine Gedanken, all seine Empfindungen hier bei diesen Worten. Er las und las, er war im Bann; eine große Leidenschaft schlug ihm aus diesen Blättern entgegen, ein helles Flammenfeuer loderte, eine wilde Anklage reckte die Faust. Da war Kraft, da war Empfindung, da war ein verzweifeltes Ringen, und da war ein Sieg! Es wurde ihm kalt, und es wurde ihm heiß, seine Seele wurde mitgerissen; er vergaß alle Kritik. Er atmete rasch und erregt, und dann sprang er auf — jetzt war er zu Ende.

„Frau Ebel! Elisabeth!“

Sie kam aus dem Winkel auf ihn zu, groß, schlank, die Füße mühsam voranschiebend. „Nun?“ Alles, was an Spannung, Erwartung und angstvoller Hoffnung möglich ist, war in dieses Wort gepreßt. „Nun?!“

Er faßte stürmisch ihre Hände. „Famos!!“ All seine alte Frische war wieder da. „Ich freue mich, ich freue mich von Herzen!“ Er schüttelte ihre Hände. „Das haben Sie gut gemacht, so wollte ich Sie haben, voll, groß, ganz! Ich“ — er bückte sich und, was er sonst nie gethan hatte, er küßte ihre Hand — „alle Achtung! Bravo! Bravo!“

Was war das für ein wundervoller Klang! Ein himmlischer Klang, der Kranke gesund macht und Tote wandeln heißt.

„Sie sagen das?!“ Gierig sah sie ihn an, sie wollte sie noch einmal hören, diese seligmachenden Worte. „Sie tadeln mich nicht?!“ Sie beugte sich vor und hing an seinen Lippen; auf einmal war sie wieder jung, schön und blühend.

„Jetzt wage ich es nicht mehr, Sie zu tadeln!“ Er lächelte. „Sie sind mir zu groß geworden, Frau Elisabeth! Freuen Sie sich, ich freue mich mit Ihnen!“

Sie stand noch immer lauschend, mit vor-

geneigtem Kopf, als könne sie nicht genug hören; man sah es ihren Lippen an, daß sie schlürften, Genesung tranken. Ihre Augen leuchteten.

„Oh, Sie!“ Sie atmete, als sollte ihr die Brust springen. „Sie geben mir das Leben wieder, ja, Leben, Glück, Gesundheit! Oh Sie!“ — Sie trat plötzlich ganz dicht an ihn heran, ihre Augen streiften ihn strahlend, — nun fühlte er einen Kuß auf seiner Wange. „Ich danke Ihnen — danke Ihnen!“ Sie lachte und weinte. — Draußen hatte es geklingelt. „Da kommt Wilhelm!“ Sie stürzte nach der Thür, ihre Bewegungen waren rasch, mädchenhaft leicht. Schon war sie hinaus, schon hing sie dem Gatten am Halse. „Wilhelm! Wilhelm!“ schluchzte sie.

„Was ist denn geschehen?!“ Man sah es Ebel an, er war nicht gewohnt, mit einer Freudenbotschaft empfangen zu werden. „Warum weinst du, Elisabeth?“

„Vor Freude, nur vor Freude!“ Was sie lange nicht gethan hatte, sie küßte ihn und zog ihn in die Stube hinein. „Hier, frag ihn! Wilhelm, ich bin wie erlöst! Es ist gut — oh, die Qual — mein Stück —!“ Sie sprach mit fliegendem Atem und ließ ihren Mann nicht los; blindlings tastete ihre Hand nach Heider. „Sagen

Sie's ihm — er wird sich ja so freuen! — So sagen Sie's ihm doch!"

Heider war zurückgewichen; ein seltsames Gefühl zog sein Herz zusammen, — er sah die Frau immer noch in den Armen des Mannes. „Ich gratuliere!" sagte er gepreßt.

„Hörst du's? Hörst du's nun?!" Elisabeth lachte, so voll, so sonor. „Nun bist du überrascht, ich habe ein Stück geschrieben, es ist gut, es wird aufgeführt werden, nun kommt der Erfolg, nun ist die böse Zeit vorbei! Freue dich!" Sie lachte wieder.

Ebel fühlte ein wehmütiges Entzücken; so hatte sie lange nicht gelacht, das war das alte, siegesfrohe Lachen. Er preßte sie fester an sich, und dann nahm er ihren blonden Kopf zwischen beide Hände und beugte ihn etwas zurück. Er sah ihr in die Augen. „Warum hast du mir denn nichts davon gesagt?"

Sie zwinkerte mit den Lidern und wurde purpurrot. „Ich — ich wollte —" sagte sie unsicher — „ich wollte erst eine Gewißheit haben. Ich" — ihre Miene wurde düster — „ich hätte ein Mißlingen nicht ertragen." Wie ein plötzliches Erinnern zog's über ihr Gesicht. „Ich hätte mich vor dir geschämt," flüsterte sie.

Sein Blick glitt fragend zu Heider. Dieser hatte sich mit dem Manuskript zu schaffen gemacht; als er Ebels Blick auf sich gerichtet fühlte, sagte er: „Das Stück deiner Frau ist ausgezeichnet. Der Erfolg ist sicher!“ Er legte die Hand fest auf die Blätter. „Das muß wirken!“

Ebels Gesicht war von einer strahlenden Freude wie verklärt, er zog seine Frau wieder an sich. „Gott sei Dank, Elisabeth!“ sagte er. Es kam ihm aus tiefster Seele. — — —

Sie ließen den Freund heute nicht fort, er mußte mit an ihrem Tische sitzen. Es verlangte Heider, allein zu sein, und doch mochte er sich nicht trennen, er konnte den Blick nicht von Elisabeth lassen. — Das war wieder das Mädchen, an das er heimlich viele Lieder gerichtet, die er niemandem gezeigt hatte und die er niemals veröffentlichen würde.

Elisabeth trug noch das schwarze Kleid vom Begräbnis her; ihre durchglühten Wangen und ihre schimmernden Haare hoben sich reizvoll darüber. Wie sehr verschönt das Glück! Elisabeth sah das selbst im Spiegel. „Glück ist Erfolg!“ dachte sie und nickte lächelnd ihrem Spiegelbild zu.

„Hast du keinen Wein mehr?“ fragte sie ihren Mann. „Laß uns trinken, trinken; ich bin schon wie im Rausch!“ Sie sprach aufgeregt: „Gieb

mir Wein her, laß uns anstoßen. Es lebe der Erfolg!"

Ebel sah zögernd auf Heider. Würde es ihn nicht verletzen? Aber Heider nickte zustimmend.

So ging er und holte eine Flasche; es war alter Rheinwein, firn und feurig. „Ich hatte sie noch für Erdmann gekauft," sagte er leise, als er sie entkorkte. „Das erste Glas zu seinem Gedächtnis!"

Heider stand auf und hob sein Glas mit einer gewissen Feierlichkeit, golden perlte der Wein.

„Auf den Erfolg der Lebenden und des Toten!" sprach er stark. „Hoch, dreimal hoch!"

IV.

Man hätte es nicht glauben sollen, der tote Erdmann war in Mode gekommen. Herr Eugen Goedeke hatte die glückliche Idee gehabt, einen Vortrag über den so früh Dahingerafften im Litterarischen Klub halten zu lassen, mit Proben aus seinen Schriften. Der Vorschlag wurde mit Acclamation angenommen; niemand Geringeres als Eisenlohr selbst hatte sich erboten, die Vorlesung zu halten. Er genügte einem inneren Bedürfnis, es war ihm eine schöne Pflicht, dem jungen, kongenialen Kollegen in würdiger Weise den Nachruf zu gestalten.

Der Andrang war groß, der Saal überfüllt, trotzdem man den sonstigen Eintrittspreis um fünfzig Pfennige erhöht hatte. Im Publikum bildete sich eine Legende vom ‚verhungerten Dichter'. Man bedauerte das arme junge Genie. Irgend jemand hatte herausgebracht, daß ein gewisser Heider den Verstorbenen in rührender Freundschaft unterstützt

und ihm liebevoll die Augen zugedrückt hatte. Wer war dieser Heider? Oh, ein äußerst talentvoller, junger Lyriker, der wunderbar schöne Gedichte geschrieben hatte! Es traf sich gut, man konnte sie gerade noch den jungen Mädchen auf den Weihnachtstisch legen.

Maier hatte alle Hände voll zu thun gehabt. Eine Ausgabe von Erdmanns sämtlichen hinterlassenen Werken sollte veranstaltet werden. Da war zu sichten und zu ordnen; Heider stand ihm dabei zur Seite. Ein Bildnis des Verstorbenen sollte das Titelblatt schmücken; der Nachruf Eisenlohrs war zur Vorrede umgestempelt worden.

Elisabeth hatte Maier in voller Arbeit getroffen, als sie eines Morgens zu ihm gekommen war und ihr Stück gebracht hatte; sie wollte ihn um Rat fragen.

„Einreichen, einreichen," sagte Maier. Er wühlte gerade in einem Haufen kaum leserlich beschriebener Blätter, zwischendurch kamen auch nur abgerissene Papierfetzen. „Ich stecke jetzt so in Arbeit mit der Erdmann-Ausgabe. Ob ich Ihr Stück drucken will?" Er sah einen Augenblick nach ihr hin, und dann suchte er weiter. „Ja, hm, hm, das will ich schon. Wer weiß — vielleicht läßt sich später damit — sehen Sie, wer hätte gedacht, daß mit dem Erdmann was zu machen wäre?! Nun geht er!"

„Ich möchte gern wissen, an wen ich mich zu wenden habe," sprach sie gepreßt und plötzlich niedergedrückt; sie hatte gedacht, Maier würde enthusiasmierter sein. „Soll ich es einem Agenten übergeben?"

„Bewahre!" sagte der Verleger rasch. „Die schneiden nur Geld. Das Geschäftliche kann ich Ihnen auch machen. Aber die Hauptsache müssen Sie selbst thun — Konnektionen, Konnektionen! Ohne Konnektion kommt man an kein Theater!"

„Auch nicht, wenn das Stück gut ist?" fragte sie mit zuckenden Lippen.

„Dann erst recht nicht!" Maier lachte. „Darüber wollen wir nicht sprechen, das ist ein unerquickliches Thema. Sie kennen doch Goedeke? Wissen Sie was, der ist der Mann dazu!"

„Nein, nein!" wehrte Elisabeth heftig ab. „Unter keiner Bedingung! Ich will keine Protektion, ich brauche keine Protektion!" Sie warf den Kopf hintenüber, eine flammende Röte zeichnete sich auf ihren Wangen ab. „Nein, keine Protektion!" sagte sie noch einmal ganz energisch.

„Nun, dann versuchen Sie's so!" Maier hatte die Achseln gezuckt. „Sie können es ja erst mal der Reihe nach an die Theater versenden, aber

schicken Sie gleich mehrere Exemplare auf einmal an die einzelnen Theater, hintereinander können Sie's garnicht abwarten." —

Elisabeth mußte an jenes Gespräch denken, als sie heute wartete, wartete wie alle Tage. Noch immer keine Antwort, von keinem Theater! Und es war Frühjahr geworden. Der kleine Wilhelm spielte im Sand in den Schöneberger Anlagen. Weiter hinaus hinter Plankenzäunen grünten die Stachelbeerbüsche, und an den Straßenecken boten alte Weiber Hyazinthensträußchen feil, auf Tannenzweige gebunden.

Jeden Tag eine neue Knospe, ein neues grünendes Blatt; wenn das so weiter ging, war bald der Sommer da. Und immer noch keine Antwort! Elisabeth hatte einen gespannten Zug um die Mundwinkel und einen spähenden Blick in den Augen. In den ersten Wochen war das Warten leichter gewesen, da hielt die Gewißheit baldigen Erfolges Stand und verkürzte die Zeit; da träumte sie die schönsten Träume, immer von der Aufführung ihres Stückes. Dann verging die Zeit schon weniger angenehm, gelinde Zweifel tauchten auf — würde das Stück auch gefallen? Mit diesen Zweifeln sich herumzuschlagen, war kein Vergnügen, sie schwirrten unheimlich heran wie Fledermäuse in der Dämmerung,

ehe das Licht brennt; man mattet sich ab im Kampf gegen dies gespenstische Ungeziefer, und dann versinkt man allgemach in eine müde Resignation. Warten, warten, in Geduld warten!

Aber dann kam die dritte Periode, die schlimmste, die der verzehrenden Ungeduld. Keinen Morgen klingelte der Briefträger, ohne daß Elisabeth ihm entgegengestürzt wäre; er kam immer um neun Uhr, aber schon lange vorher stand sie auf der Lauer. Nichts, wieder nichts! Oder nur ein paar gleichgiltige Briefe. Es verletzte sie weiter garnicht, daß ein Zirkular unter den bedeutenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen der Hauptstadt herumging mit der Bitte, Bild und Biographie einzusenden; es sollte ein Prachtwerk erscheinen: ‚Die Litteratur des XIX. Jahrhunderts‘. Elisabeth Reinharz hatte man vergessen. Maier war wütend darüber; sie zuckte die Achseln, es war ihr ganz gleichgiltig — sie wartete nur — — wartete immer. Nachts lag sie wach, der Schlaf floh sie beharrlich. Dann schrieb sie Briefe in Gedanken, daß sie nun endlich Antwort haben wolle, entweder, oder — dann forderte sie ihr Stück zurück. Am Tage schrieb sie die Briefe wirklich; sie bat und drängte und wurde brüsk — keine Antwort! Als hätte sie in ein noch nie erreichtes Land jenseits des Nordpols Tauben ent-

sandt, so verflatterten ihre Briefe, wie jene, im ewigen Schweigen, in Nacht und Eis.

Es war nicht mehr zu ertragen.

Draußen schwollen die braunen Knospen mächtiger, heimliche Veilchen fingen an zu duften. Heute mußte Bescheid kommen. Elisabeth hatte vom Aufstehen an ein Beben in den Knieen, eine bleierne Schwere in den Gliedern, das Gefühl eines lastenden Schicksals über sich. Ihr Mann war schon um acht Uhr fortgegangen; noch eine ganze Stunde mußte sie allein sein, bis der Postbote kam. Sie wartete in fieberhafter Ungeduld und rannte wie eine arme Maus in der Falle im Zimmer hin und her. Da — endlich — jetzt klingelte es! Ein plötzlicher Schreck lähmte sie; für Augenblicke stand sie starr, die Augen weit aufgerissen — was würde er bringen, Gutes oder Böses?! Nun stürzte sie zur Thür, ihre zitternde Hand konnte kaum den Schlüssel umdrehen.

„Morjen! Zehn Pfennig Bestellgeld!“ Der Postbote hielt ihr ein Packet in Buchform hin.

Da — sie kannte das Format — ihr Stück! Zurück — —?!

Schwindelnd, taumelnd erreichte sie die Stube. Sie riß die Verpackung ab, schnitt sich die Finger

an dem Bindfaden blutig und fühlte den Schmerz nicht. Ein Brief lag dabei.

‚Sehr geehrte Frau!

Ich bedauere, das am 5. Dezember vergangenen Jahres freundlichst eingesandte Manuskript nicht annehmen zu können. Die hochinteressante Arbeit hat meinen vollen Beifall, doch ist dieselbe für mein Theater leider nicht geeignet.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Die Direktion‘.

Weiter nichts —?! Nicht angenommen —?! Nicht einmal gesagt, weswegen abgelehnt! Mit einer Redensart abgefunden, wie man einen verschämten Armen von seiner Thür weist, dessentwegen man sich nicht in Unkosten stürzen will.

Elisabeth lachte bitter. Es stieg ihr etwas in die Kehle, bis auf die Zunge, das schmeckte wie lauter Galle. Oh, diese Enttäuschung, diese schreckliche Enttäuschung! Darum hatte sie also gehofft, geharrt wie ein Narr, monatelang?! Deswegen nicht arbeiten, die Gedanken nicht konzentrieren können?! Ja, ja, Narr, Narr, dreimal Narr!

Was würde Wilhelm sagen? Er war so gewiß, so siegessicher, er hatte das Stück gelesen und war begeistert. „Es kann ja garnicht anders sein,“ hatte er gesagt, „es muß gleich angenommen werden!“

Ja, angenommen! Ihr Gesicht verzerrte sich in Schmerz. Das wurde nie angenommen, nie! Das war schlecht, das war erbärmlich! Warum redete Wilhelm ihr so etwas vor, er that es doch nur, um sie zu beruhigen. Hätte er lieber das Gegenteil behauptet, die Enttäuschung wäre nicht so furchtbar gewesen. Eine zornige Lust überkam sie, mit ihm zu schelten. Sie wollte ihm nach, hin auf die Bank, ihn — ja, was wollte sie denn eigentlich?! Wie zerbrochen sank sie auf den nächsten Stuhl. Sie weinte sich die Augen rot und ging umher, als sei ihr das Liebste gestorben; sie brachte die Stunden hin in dumpfem Brüten, bis er endlich wiederkam.

Sie sprach mit ihm, als habe er sie persönlich beleidigt. „Du hast auch gesagt, mein Stück wäre gut, und nun, nun — es ist zurück — lies da!“ Sie reichte ihm den Brief.

Er las ihn und legte ihn dann wieder in dieselben Kniffe. Sie starrte ihren Mann an — nicht einmal seine Gesichtsfarbe hatte sich verändert, er war nicht rot und nicht blaß geworden, und er lachte. Er konnte lachen?!

„Und dein Stück ist auch gut!“ sagte er dann und streichelte ihr sanft die Wange. „Ich kenne dich ja gar nicht mehr! Was hat das zu bedeuten — eine abschlägige Antwort?!“

„Ich habe keine Hoffnung mehr," sagte sie tonlos und senkte den Kopf immer tiefer und tiefer.

„Was ist denn aus dir geworden?!" Eine plötzliche Ergriffenheit sprach aus seiner Stimme. „Das Warten hat dich nervös gemacht. Wer weiß, morgen schon schreibt vielleicht ein anderes Theater, und nimmt es an. Elisabeth, ich weiß es" — nun war es wirklich keine troſtreiche Redensart mehr, er sprach aus innerster Ueberzeugung — „ich weiß es gewiß, du wirst siegen! Mut, nur kurze Zeit noch Mut!" Er sprach so herzlich und sah ihr so innig in die Augen; sie schöpfte noch einmal Mut — für kurze Zeit.

Als hätten sie sich alle mit einander verschworen, so liefen nun die Antworten der Theater ein. An fünf hatte man's geschickt, fünf schickten's auch wieder zurück. Die Begleitbriefe waren mehr oder minder freundlich, Redensarten ohne Belang: wie ‚bedauert sehr, mit Stücken überhäuft zu sein,' ‚leider an eine Aufführung wegen des überaus modernen Sujets nicht zu denken,' ‚ein schönes Versprechen für die Zukunft, falls die geschätzte Autorin andere Wege einschlägt,' und so weiter.

Der eine schrieb kurz, der andre länger; es kam alles auf dasselbe heraus: zurück!

Elisabeth las die Briefe nicht zu Ende, nur

immer die ersten Worte, dann hatte sie genug. Sie war krank, nicht nur seelisch, auch ihr starker Körper wollte nicht mehr Widerstand leisten; dieses Warten, dieses monatelange Harren hatte die Nerven auf's Aeußerste angespannt, nun rissen die Fäden. Nun begriff sie Erdmann — ein Erfolg, nur ein Erfolg, dann wird man wieder gesund!

Sie schleppte sich am Arm ihres Mannes zu Maier; konnte der denn nicht helfen? Sie ging allein in sein Bureau; Ebel wartete unten, er mischte sich grundsätzlich nicht in ihre litterarischen Besprechungen.

Er wartete lange. Immer hin und her marschierte er auf dem Trottoir. Frühlingssonnenschein spielte auf den grauen Steinen und vergoldete sie; da war nichts mehr von Wintertrübe und Winterrauheit in der Luft, so ein warmes, lindes Wehen kam gezogen und umschmeichelte das Herz mit sanftem Flügelschlag. Ebel fühlte es, es strömte plötzlich ganz in ihn über mit einer zauberhaft schnellen Freudigkeit. Machte es das Grün in den Vorgärten, das rosige Blühen der kleinen Mandelbäume? Im Getriebe des Alltags, in den täglichen Sorgen, im Gram seiner Häuslichkeit, in den getäuschten Hoffnungen hatte dieses Gefühl oft entschwinden wollen, in der

letzten Zeit glaubte er es völlig fort; nun war es wieder da.

Er sah sehnsüchtig nach den Fenstern — wenn sie doch jetzt herunterkäme! Ja — wie eine Eingebung kam es über ihn — sie mußte fort von hier, fort aus diesen durchlärmten Straßen, den hohen Häusern, diesem Stein- und Menschenmeer, hinaus in Luft und Sonne. Sich in irgend einen Waldwinkel vergraben, nichts von der Welt mehr wissen, nur sich geliebt fühlen — das mußte ihr gut thun!

Er blieb nachdenklich stehen und überlegte — wenn er Urlaub nähme und mit ihr und dem Kinde fortreiste, in ihre Heimat vielleicht —? Sie sprach in letzter Zeit viel von den blauschimmernden Kiefernwäldern und den niedrigen Dorfhütten und hatte dabei stets ein eigentümliches Flimmern in den Augen; er glaubte ihrer Stimme eine gewisse Sehnsucht anzuhören. Ja, das würde ihr gut thun, in der heimatlichen Natur würde sie gesunden! Bessere Zeiten würden kommen, ach ja, bessere Zeiten!

Es war kein selbstisches Empfinden, was ihn seufzen ließ; er dachte nur an sie. Er sah, wie sie sich quälte und er litt mit ihr. Hilflos dabei stehen, und sehen, wie ein geliebtes Wesen leidet, das ist

doppelt schwer. Er nahm den Hut ab und ließ den weichen Frühlingswind um seine heiße Stirn fächeln. Es würde schwer zu machen sein, ein Haushalt hier, ein Haushalt dort — aber es mußte gehen! Er rechnete und rechnete.

Da kam sie; er erschrak über ihre finstere Miene.

„Weißt du was, Elisabeth," sagte er und trat hastig auf sie zu, „sowie es warm ist, wollen wir fort von hier. Ich werde um Urlaub bitten."

Sie sah ihn erstaunt an.

Er nickte und lächelte „Ich sehe es gar nicht ein, warum du nicht einmal dahin kommen sollst, wohin du dich doch sehnst."

„Woher weißt du das — woher?"

„Ich weiß es." Weiter sagte er nichts, aber sie errötete — merkwürdig, wie er sie durchschaute! Es wurde ihr fast unbehaglich.

„Ich kann nicht fort," sagte sie rasch, „erst muß mein Stück aufgeführt sein. Es ist mir nun klar, ich muß es durchsetzen, koste es, was es wolle!"

„Ruhe dich erst aus, schone dich und fange dann mit frischen Kräften an!" bat er.

„Nein!" Eine hartnäckige Zähigkeit zeichnete sich um ihre Mundwinkel. „Nein, erst das Stück, dann die Erholung. Wie könnte ich ruhig sein, wenn sich

mein Schicksal nicht entschieden hat. Wenn einer zum Tode verurteilt ist, und man läßt ihn angebunden auf dem Henkerblock noch eine Stunde leben, was hat er dann von dieser Stunde Leben? Ich danke dir!“ Sie nahm seinen Arm und drückte ihn. „Nachher, nachher so gern, aber erst das Stück! Maier sagt, ich muß“ — sie brach ab und sah ihren Mann düster und zerstreut an. „Geh nach Hause, Wilhelm, ich muß noch einen Gang machen.“

„Soll ich dich nicht begleiten?“ fragte er besorgt; sie sah so blaß aus.

Sie richtete sich straff auf, in jeder Muskel trotzige Entschlossenheit. „Du kannst mir nicht helfen, ich muß allein gehen!“

Sie trennten sich. Er ging ohne Widerspruch, er wußte, der reizte sie nur; aber an der Ecke drehte er sich noch nach ihr um — da stand sie und sah ihm nach — ihre Blicke begegneten sich, rasch kam sie noch einmal zurückgelaufen, faßte seine Hand und sah ihm in die Augen. „Du bist sehr gut!“ Dann war sie auch schon wieder fort. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Herr Eugen Goedeke wohnte Klopstockstraße 90; ‚Sprechstunde von fünf bis sieben‘ stand an der Thür. Breite marmorne, mit roten Läufern belegte Treppen führten zum zweiten Stock; auf jedem

Treppenabsatz stand eine Palme vor dem Butzenscheibenfenster und ein altdeutsches Stühlchen darunter. Goedeke wohnte stylvoll.

Als Elisabeth klingelte, öffnete ihr ein niedliches Mädchen in Hamburger Häubchen und rosa Kleid. Auf einem silbernen Tablettchen nahm sie die Karte in Empfang; ganz wie in großen Häusern.

„Herr Goedeke läßt bitten."

Es öffnete sich ein pompös eingerichtetes Zimmer mit Smyrnateppich, geschnitztem Paneelsopha, schweren Uebergardinen und vielen Oelbildern. Lauter Porträts von Verwandten, man sah es an den seidenen Kleidern der Damen, an der Behäbigkeit der Herren mit dem dicken Siegelring am Zeigefinger. Ueberall Nippes und Kunstgegenstände, bunt durcheinander gestellt; Goedeke hatte die Manie, auf allen Auktionen zu kaufen. Da waren Meißener Tassen und Schäferpaare, da Makart-Bouquets, da Tanagra-Figuren, da bronzene Statuetten, da Gipsbüsten, da venetianische Gläser; auf dem Tisch vor dem Sofa eine riesenhafte Alabastervase mit künstlichen Blumen — lauter prangender Klatschmohn — Goedeke liebte den besonders.

„Womit kann ich dienen?" Goedeke kam aus dem Nebenzimmer gerannt; er schien Nachmittagsschlaf gehalten zu haben, seine linke Wange war

dunkelrot und zeigte den Abdruck eines gestickten Kissens. „Oh ja, ich erinnere mich, lange nicht jesehn! Wollen Sie sich nicht placieren?!"

Er hatte es nun einmal im Griff, diensteifrig die Sessel zu rücken. Im stillen überlegte er: was wollte die eigentlich von ihm, tauchte die auch mal wieder auf? Etwas wollen, wollte sie. Er setzte sich in Positur.

Elisabeth sah ihn an. In den drei Jahren war er noch röter geworden, noch aufgeblasener; es wurde ihr schwer, die Worte zu finden. Ohne jeden Uebergang sagte sie: „Ich wollte Sie um Ihren Rat bitten, Herr Goedeke."

Ahah! Er rieb sich die Hände.

„Ich weiß nicht, ob Sie etwas von mir gelesen haben, ich —"

„Na, erlauben Sie mal!" Das ging doch nicht anders, wenn jemand seinen Rat wollte, mußte Goedeke liebenswürdig sein, das war ihm angeboren. „Ich bin doch kein Prolet!" Er that ganz beleidigt. „Ich jehe mit der jesamten Produktion unserer modernen Litteratur Hand in Hand. Ich die jeschätzte Autorin von ‚Einfache' — ‚Einfache'" — er konnte nicht gleich auf den Titel kommen, zum Glück war ihm noch die Hälfte davon eingegefallen. Nun verbarg er das Fehlende unter einem

gekränkten: „Hm, hm — nicht kennen?! A propos, da war ich vorijen Sommer in Pontresina, habe lebhaft an Sie jedacht, habe da einen Stoff jefunden — Landleben, Stallduft, Sennerin, Messerstiche und so was — jroßartiger Stoff, janz was für Sie!"

„Sie sind sehr gütig!" sagte Elisabeth mit eigentümlich ironischer Betonung; am liebsten wäre sie aufgestanden und fortgegangen. Aber was half's? Sie brauchte ihn. Konnektionen, Konnektionen allein! hatte Maier gesagt. Sie fühlte, daß sie rot wurde; sie schämte sich. „Ich habe ein Stück geschrieben," sprach sie dann leise.

„Nanu? Sie —?!" Er sah sie unter hochgezogenen Augenbrauen an. „So. Das ist ja janz nett!"

„Es soll gut sein" — der Stolz kam ihr — „Leute, die viel verstehen, haben es mir gesagt."

„So." Er stützte das glattrasierte Kinn in die Hand und sah wichtig drein. „Hm. Illusionieren Sie sich aber da doch nicht zu sehr! Es jiebt heutzutage vielleicht im janzen fünf, sagen wir sechs Leute, die ein Drama zu beurteilen verstehen. Hm."

„Es ist gut!" Mit einer hoheitsvollen Gebärde hob sie den Kopf und sah ihn mit ihren düsteren grauen Augen an, als wollte sie ihn zu Boden schmettern.

Er wurde ganz klein. „Selbstverständlich!" sagte er rasch. „Sie sind ja auch janz exzeptionell bejabt; habe ich ja immer jesagt: starke dramatische Ader. Jewiß sehr interessant, höchst interessant!" Er spitzte den Mund.

„Würden Sie es lesen?" fragte sie. Sie hätte lieber gleich sagen sollen: ‚Sie werden es lesen!' — so befehlend war ihr Ton; sie ließ den Blick nicht von ihm.

Sie imponierte ihm. Donnerwetter, hatte die ein paar Augen! Es gruselte ihn ordentlich; er wurde sehr geschmeidig. „Lesen? Ich bitte Sie, mit Verjnüjen!" Er legte die Hand auf's Herz. „Mir 'ne Ehre!" Nun machte er eine Verbeugung. „Wieviel Stücke habe ich nicht schon protegiert, i du meine Jüte! Das muß ich sagen, ich habe mich nie jeirrt. Ja, der Goedeke ist ein Filou, der hat 'ne Nase, 'ne Nase!" — er küßte sich auf die Fingerspitzen — „na, wo hätte der Schwertfeger denn den Succès mit der Starzynska jehabt, wenn i ch nicht jewesen wäre! Kassenstück — Kassenstück."

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mein Stück lesen wollten." Sie zwang sich, eine gewisse Verbindlichkeit in ihren Ton zu legen. „Vielleicht, daß Herr Schwertfeger dann —"

„Ja, wissen Sie," Goedeke zog die Achseln hoch —

„Schwertfeger ist sehr skrupulös, sehr skrupulös!" Er wiegte den dicken Kopf bedenklich hin und her. „Na, wollen mal sehen, wollen mal sehen!"

„Direktor Schwertfeger hat das Stück bereits gehabt, aber mein Verleger Maier sagte mir, daß ich mich trotzdem durch Sie noch einmal an ihn wenden sollte."

„Hat er das jesagt? Sagte er das? So." Ueber Goedekes Antlitz glitt ein geschmeicheltes Lächeln. „Freilich, wenn ich was rekommandiere —" er pustete die Backen auf.

„Der Direktor schrieb mir nicht, warum er es abgelehnt hätte."

„Jott, meine verehrte Frau, er hat es ja jarnicht jelesen! Ich kenne Schwertfegern, er schiebt jerne auf die lange Bank! Und denn" — Goedeke zwinkerte ihr vertraulich zu — „entre nanu, er hat ja keine Ahnung, keine Initative! Da ist Wadler, sein Regisseur, mit dem arrangiere ich alles!"

Elisabeth erhob sich. „Ich schicke Ihnen also mein Stück, Herr Goedeke." Ihre großen Augen sahen ihn unverwandt an mit einem seltsam verwirrenden Blick. „Und wenn es Ihren Beifall hat, dann" — sie verzog keine Miene, nur ihre Nasenflügel zitterten leicht „dann — — dann —"

„Na, dann!“ lachte er, „verlassen Sie sich janz auf mich! Wird Schwertfegern jesteckt! Wir visitieren einige von den Hauptjrößen, Egbert Schoenfließ und die Maschka. Meinen Freund Wadler, den“ — er schlug sich auf die Tasche — „m w!“ Er hielt ihr siegessicher die Hand hin. „Also schicken Sie mir man jleich das bewußte Sujet. Morjen, übermorjen werde ich die nötijen Maßregeln erjreifen. Aber selbstverständlich“ — sein Gesicht wurde ernst, er hob ablehnend die Hand — „ich desavouiere mich nicht jerne selbst, aber — nur wenn es meinen Beifall hat, meinen vollen Beifall!“

Als Elisabeth die Treppe hinunterstieg, mußte sie sich am Geländer festhalten, das Blut sauste ihr in den Ohren; es war ihr glühend zu Kopf gestiegen und legte ihr einen Schleier mit roten, tanzenden Punkten vor die Augen. Nein, so konnte sie nicht nach Hause gehen! Sie fühlte die klaren Augen ihres Mannes auf sich gerichtet und hörte ihn fragen: „Wo warst du?“ Sollte sie ihm sagen, bei Goedeke, bei diesem — — diesem — —? Sie hatte selbst in übermütigen Stunden über ihn gespottet, und nun hatte sie bei ihm — ja, heraus damit, ohne Beschönigung! — sie hatte bei ihm gebettelt!

Eine grenzenlose Scham kam über sie; sie hätte sich auf das Trottoir hinwerfen und rufen mögen: Tretet alle auf mich! Ich bin nichts anderes wert, als euch unter die Füße zu kommen!

Wie auf der Flucht jagte sie die Straßen hinunter. Nur fliehen, fliehen vor sich selber, das eigene Ich los werden, dies verzweifelte, gemarterte Ich! In allem Kummer, in allen Enttäuschungen war wenigstens der Stolz geblieben, der Stolz auf sich selber — nun war auch der dahin. Sie wagte die Augen nicht aufzuschlagen — sahen ihr denn nicht alle die Demütigung an?! Sie war unten, ganz tief unten. Gehetzt, gepeitscht, rannte sie davon, sie wußte selbst nicht, wohin. Ihre Kleider flatterten im Frühlingswind; die Vorübergehenden sahen der Eilenden nach.

Nun war sie im Tiergarten. Weiter, weiter! Immer dichter wurde der Park, verstohlener die Wege. Oh, sich wie ein wundes Reh im Dickicht verbergen und da verbluten, verbluten ungesehen!

Jetzt kreuzte sie die Fahrstraße zum Neuen See; viele Leute spazierten, eine Equipage rollte heran, Elisabeth mußte zur Seite treten. Zwei Damen saßen darin; die eine mit eleganter Einfachheit gekleidet, die andere auffallend in jugendlich hellen

Farben mit blumenbeladenem Hut. Es durchfuhr Elisabeth wie ein Stich.

„Warr das nicht die Rreinharrz?" fragte Wlodzimira Starzynska ziemlich laut und drehte sich neugierig um.

„So?" Eleonore Mannhardt zeigte kein Interesse.

Die Einsame dort am Wege, der die sich drehenden Räder den Staub in's Gesicht wirbelten, hatte die Worte gehört. War es denn noch nicht genug? Marter auf Marter! —

Schaudernd sah Elisabeth sich um; jetzt hatte sie die betretenen Wege verlassen, ganz allein ging sie auf dem schmalen Pfad am Wasser; ein feuchter Dunst stieg zu ihr auf, und im Gebüsch lagerten noch die gestorbenen Blätter des vergangenen Jahres und moderten. Tot, tot sein wie sie! Tiefer wurden die Schatten des Abends, der Seespiegel zeigte sich dunkler und dunkler an den Rändern; der Pfad war kaum erkennbar.

Eine ungeheuere Todessehnsucht kam auf den Schwingen dieser feuchten Luft. Sie stieg aus der schwarzen Tiefe auf mit verführerischen, lockenden Armen. Sie flüsterte im Rauschen der Bäume.

Sonst kein Laut; kein Ruf; kein Fußtritt.

Sterben, sterben! Elisabeth stand unten am Wasser und starrte hinein; und dann irrte ihr

Blick geistesabwesend in die Runde. Kein Mensch, — ruhig der See, ruhig der Himmel — aber da — — — da — — ihr starrer Blick belebte sich, ihr steinernes Gesicht zeigte eine Regung — da zog ein Stern auf, blaß, kaum sichtbar am noch nicht ganz dunklen Himmel. Da stand er.

„Mein Stern!“ Halb stöhnend, halb schluchzend kam es über ihre Lippen; sie wankte auf den Weg zurück, ihre Füße waren so schwach, aber sie mußte voran, sie mußte. Taumelnd erreichte sie die nächste Bank und sank darauf nieder. Weinend verbarg sie das Gesicht in den Händen. —

Ebel wartete lange auf seine Frau; immer wieder sah er nach der Uhr — wo blieb sie? Er sah zum Fenster hinaus, öffnete erst das eine, dann das andere und schaute aus nach jeder Seite. Es wurde dunkel auf der Straße. Der kleine Wilhelm war längst zu Bett gebracht worden, der Vater ging und blickte auf das schlafende Kind nieder. Er hatte sich hierher geflüchtet; hier fand er einen Anhalt in der Unruhe, die ihn gepackt hielt; hier mußte er still stehen, hier konnte er nicht hin und her rennen, immer auf und ab. Wo blieb sie? Er suchte sich in die Züge des runden Kindergesichtes zu vertiefen — — so unentwickelt, so inhaltsleer, und doch für ihn eine

ganze Welt! Sein Glück! Er wagte nicht, es sich einzugestehen — sein einziges Glück! Seine Freude, seine ganze Zukunft.

Er beugte sich nieder und sog den Atem seines Kindes ein. — Wer so ruhig atmen könnte! Wo blieb sie? Eine Angst um sie erfüllte ihn, ihm war, als schwebe ein Unheil über ihr, als müsse er sie halten und schützen. „Ich werde nervös," murmelte er und strich sich über die Stirn. Da — er fuhr zusammen — sie klingelte.

„Gott sei Dank!" Er trat ihr entgegen und zog sie in die Stube. „Wo warst du so lange? Du bist ja ganz blaß, ganz kalt! Ich habe mich geängstigt!"

„Geängstigt?" Sie sah ihn mit einem eigentümlich leeren Blick an. „Du hast dich geängstigt?" wiederholte sie; ihre Stimme klang ganz tonlos. „Das thut mir leid." Sie reichte ihm die Hand, aber es war kein Druck in der Berührung dieser eiskalten Finger; schlapp entglitten sie seinem Griff wieder. „Sei so gut, packe heute abend noch mein Stück ein," sagte sie, immer mit der gleichen Tonlosigkeit, mit demselben leeren Blick, „es muß an Herrn Eugen Goedeke geschickt werden, Klopstock-Straße 90. Ich war bei ihm."

„Bei Goedeke?!" Er sah sie verwundert an.

„Jawohl.“ Für einen Augenblick stockte ihr der Atem; sie wurde noch bleicher. „Ich habe ihn um seine Protektion gebeten.“

„Du — —? Ihn — —?!“ In Ebels Gesicht stieg langsam eine Röte. „Du machst wohl Scherz?“ Sein Blick ruhte durchdringend auf ihr.

„Oh nein! Ich habe um seine Protektion gebeten, Herrn Goedekes Protektion!“ Sie betonte jede Silbe, und verschmähte es, einen milderen Ausdruck zu wählen. Noch einmal sagte sie: „Herrn Goedekes Protektion. Ich brauche Protektion!“

Ebel setzte sich schwer auf den Stuhl am Tisch. „Hätte ich das gewußt, hätte ich geahnt, daß du dahin gehst, das hätte ich nicht gelitten. Du um Protektion bitten?! Und bei diesem Gecken, den du selber für nichts hältst?!“ Er stützte den Kopf in die Hand. „Das thut mir sehr leid!“

„Packe nur das Stück ein,“ sagte sie, „es hilft nichts mehr.“ Sie biß die Zähne aufeinander.

Er sah sie ernst und traurig an. „Das hättest du nicht thun dürfen, Elisabeth!“ Seine Stimme klang strenger, als sie sie jemals gehört hatte. „Du stehst zu hoch, um dich so zu demütigen. Du hast dich vergessen. Früher warst du stolz. Wie konntest du — Protektion — du —

Goedeke!" Er faßte sich an den Kopf. „Warum nur? Wie konntest du das thun?!"

„Konntest du, konntest du," sprach sie ihm nach. „Warum? Stolz?! Hahaha!" Sie lachte grell auf. „Du hast keine Ahnung; was weißt du von der Kunst?!" Sie stemmte beide Hände auf den Tisch, beugte sich vornüber und starrte ihren Mann mit glühenden Augen an. „Die frißt einen mit Haut und Haar, sage ich dir; mit allem, was an einem ist. Die saugt einem das Mark aus den Knochen, da" — sie streckte ihre beiden durchsichtigen Hände aus — „das sind nicht mehr meine Hände, meine Arme, mein Kopf, meine Brust, mein Herz" — mit fieberhafter Geschwindigkeit tastete sie an sich herum — „alles gehört ihr, alles! Oh" — sie fuhr sich mit einem Stöhnen nach den Schläfen — „sie macht einen unbarmherzig gegen sich selbst, gegen andere. Man geht über Leichen. Man hat keine Ehre mehr, keinen Stolz, kein Gewissen." Ein Schauder überlief sie. „Sie macht einen zitternden, hündischen Sklaven aus einem, sie macht einen toll, rasend!" Sie beugte sich immer weiter über den Tisch, in ihren Blicken schien sich der Wahnsinn zu entzünden, rastlos glitzerten ihre Augen hin und her. „Glaubst du, ich, ich selbst bin es gewesen, die da hingegangen ist und gebeten hat,

Protektion erbettelt?! Meine Füße wollten nicht — sie wurden gezwungen. Schritt für Schritt mußten sie machen — mußten — sie gingen die Treppe hinauf — sie standen vor der Thür — sie traten in die Stube — — — und dieser Mund, wollte der sprechen? Er mußte. Die Zunge rührte sich, die Lippen formten die Worte, die Stimme gehorchte — — — — ich mußte, mußte. Ich m u ß t e!!" Sie wußte nicht mehr, was sie sprach, die Leidenschaft riß sie fort. „Ich würde mich noch mehr demütigen!" schrie sie, „ich würde zu Eisenlohr gehen, ich würde zu Frau Mannhardt gehen, ich würde alle bitten, alle! Ich muß, ich m u ß!" Sie griff sich in die Haare und riß daran. „Ich bin verrückt, ich weiß es. Nur ein Erfolg! Ich bin besessen, ja, ich bin schlecht!" Sie schrie es laut in wilder Selbstanklage, ihr blasses Gesicht stierte unheimlich, jede Fiber an ihr zitterte; ihre hohe Gestalt duckte sich tiefer und tiefer, sie lag auf dem Sprung wie ein Raubtier, das ein Opfer belauert. Sie selbst war das Opfer. „Ich bin schlecht, ich bin erbärmlich!"

„Elisabeth!" Er suchte ihren Vorwürfen Einhalt zu thun. „Schweig! Du sollst so nicht sprechen. Du versündigst dich, du bist krank, du —"

Sie überschrie ihn. „Ich möchte sterben, hörst du, sterben! Aber sie läßt mich nicht sterben — ich muß leben! Voran! Voran! Immer gepeitscht, immer gehetzt, immer gequält, unglücklich — verzweifelt — —“ die Stimme versagte ihr.

„Und das ist die Kunst?!“ Verstört, entsetzt sah er sie an.

„Das ist die Kunst!“ sagte sie schneidend.

V.

Hochgeehrte Frau!

Ihr Stück verdankt seine Entstehung einem ganz originalen Einfall — ich habe mir drei Tage Bedenkzeit erbeten, um mir, da ich viel Wert auf Styl und delikate Ausführung lege, über seine eigentliche Signifikation klar zu werden und Ihnen keine fälschlichen Elogen zu machen. Analog meinem Charakter, verhehle ich Ihnen nicht, daß Ihr Stück einige schwache Seiten hat (s. Tabelle).

1. Warum ist der Ort der Handlung auf's Land verlegt? Sowohl Vorder- als Hinterhaus der Großstadt bilden ein anziehenderes Milieu.
2. Warum stirbt der Bauer am Tage, noch dazu um die Mittagsstunde? Man merkt zu sehr die Absicht; die Mittagsglocke ist in der betreffenden Scene ein rein äußerliches theatralisches Effektmittel. Die meisten Leute sterben in der Nacht.

3. Warum bringen Sie die Geistlichkeit auf die Bühne? So etwas ist zu vermeiden, weil es Anstoß erregt.
4. Warum betritt die Gutsherrschaft die Bauernstube, noch dazu ein ungelüftetes Sterbezimmer? Das ist unnatürlich.
5. Warum diese Karrikaturen der städtischen Gäste? Die Städter sind als Träger der Kultur aufzufassen.
6. Warum dieser unharmonische Schluß? Dem Publikum sind Anhaltspunkte zum Klatschen zu geben.

Ich habe Ihnen vorstehende Exposition gegeben, da es Ihnen an der Hand dieser ein Leichtes sein dürfte, die kleinen Mängel zu beseitigen. Im Uebrigen ist das Stück ein ausgezeichnetes, für dessen Erfolg, falls Sie die kleinen Aenderungen vornehmen, ich garantiere. Ich gratuliere Ihnen aufrichtig und schüttle Ihnen die Hand mit kollegialem Gruß.

Ergebenst
Eugen Goedeke.

P. S. Heute werde ich das Stück Herrn Direktor Schwertfeger überreichen — die

Saison drängt — und meinem Freund Wadler die nötigen Winke erteilen. Spätestens übermorgen haben Sie Bescheid.

— — — — — — — — — — — —

Diesen Brief hatte Elisabeth empfangen; nun wartete sie. Acht Tage waren bereits vergangen — noch keine Antwort! Wieder stieg sie die rotbelegten Stufen zu Herrn Goedekes Wohnung hinauf.

„Ah, sehr anjenehm, meine werte Frau. In der That, Sie müssen sich wundern, aber ich bin wirklich noch nicht dazu jekommen, Ihr Stück — ich bin mit Jeschäften überhäuft“ — Goedeke wand sich verlegen — „aber heute, heute sofort werde ich es Schwertfegern überreichen. Es ist doch immerhin eine Verantwortung“ — er warf sich in die Brust und pustetete die Backen auf — „aber wenn ich es rekommandiere — nur ruhig, echauffieren Sie sich nicht, ruhig, janz ruhig!“

Endlich, nach vierzehn Tagen kam wieder ein Brief von Goedeke. ‚Erwarte Sie morgen Punkt zwölf Uhr vor der Thür des Theaterbureaus. Schwertfeger will Sie sprechen.‘ — — — —

Es schlug zwölf. Elisabeth war schon eine Viertelstunde zu früh dagewesen. Jetzt war

es ein Viertel nach zwölf, jetzt halb eins — sollte sie die Verabredung falsch verstanden haben?

Endlich erschien Goedeke; er kam in einer Droschke erster Klasse angefahren, hatte unaufschiebbare Geschäfte gehabt, und es war ihm ein großes Opfer, überhaupt um halb eins schon da zu sein.

„Courage, Courage!“ sagte er zu Elisabeth, die sehr blaß war. „Er beißt nicht!“

Durch den Theaterdiener schickte Goedeke seine Karte hinein; es dauerte eine ganze Weile, der Direktor war nicht zu finden. Endlich kam der Diener wieder und meldete: „Herr Direktor läßt bitten, er ist augenblicklich auf der Bühne beschäftigt.“

Der Diener ging voran. Hier war Elisabeth noch nie gewesen. Schmale Gänge und winklige Ecken, kleine Treppchen und geheime Thüren, ein Gewirr von unbekannten Räumlichkeiten; allerhand Requisiten an den Wänden und verstaubte Kulissen. Ein paar dunkle Stufen führten seitwärts hinab zur Orchesterloge, man sah in ein gähnendes, schwarzes Loch, — den leeren Theaterraum. Goedeke spielte den Cicerone, er war hier ganz zu Hause. Links, rechts Thüren, nun wieder ein Treppchen hinauf.

„Servus, servus!“ Goedeke machte zwei, drei

Diener hintereinander. „Jestatten Sie, Herr Direktor — die Autorin!"

Schwertfeger begrüßte Elisabeth artig und sah sie mit einiger Neugier an. „Sehr verbunden, gnädige Frau, daß Sie sich hierher bemühen! Ich hätte mir sonst erlaubt, aber ich weiß wirklich nicht, wo mir der Kopf steht — so viel zu thun — muß so vielerlei Ansprüchen gerecht werden! Wadler, Wadler! Ist Wadler da? Rufen Sie Wadler her!" fuhr er den Diener an. „Gnädige Frau, darf ich bitten," — er bot Elisabeth galant die Hand — „hier einstweilen einzutreten?" Es ging wieder ein paar Stufen hinunter; der Direktor öffnete eine kleine Thür und wies hinein: „Fräulein Maschkas Garderobe. Wadler wird gleich kommen!" Damit zog er sich zurück.

Es roch nach Puder und nach Schminke. Auf den einen Pfosten des Toilettenspiegels war eine Perrücke gestülpt, der andere trug einen langen blonden Haarzopf. Alles schien durchfettet zu sein, der Teppich und die Chaiselongue, und vor dem kleinen Fensterchen die Gardine. Elisabeth hatte sich die Garderobe einer ersten Schauspielerin eleganter gedacht; man konnte kaum atmen, die ganze Luft war erfüllt von einem gewissen Dunst.

Goedeke ging leise pfeifend in dem engen Raum

auf und nieder. Er zupfte bald hier, bald dort, guckte in jenen Karton, in diesen und untersuchte alles. „Fein!“ Er hob den langen blonden Haarzopf in die Höhe. „Was? Steht der Maschka jroßartig. Wissen Sie was, schreiben Sie doch im Stück vor: lange Haarzöpfe! — Macht Ihnen die Maschka riesigen Effekt!“

Elisabeth antwortete nicht, sie war sehr aufgeregt. Draußen hörte sie Hin- und Herrennen, Poltern auf der Bühne, Rufe: „Wadler, Wadler! Wo ist Wadler? He, Wadler!“ Da — sie fuhr auf — die Thür öffnete sich, ein unbekanntes Gesicht guckte herein. „Herr Wadler schon hier?“

Draußen rief's wieder: „Wadler! Wadler!“

Endlich! Der Gesuchte schien gefunden. Man hörte Stimmen vor der Thür.

„Bitte, Herr Direktor!“ Der schlanke, nicht große Mann mit dem ausgeprägten Charakterkopf — Hakennase, dünne Lippen, scharfe Augen — bekomplimentierte den Direktor hinein.

„Oberregisseur Wadler!“ Schwertfeger stellte vor. Dann lächelte er zerstreut. „Also, lieber Wadler, Sie werden mit der geschätzten Autorin verhandeln, ich habe so gar keine Zeit — ich —“ er war schon halb auf dem Sprung.

„Einen Augenblick, Herr Direktor!" Wadler sprach sehr bescheiden und leise, und doch klang es sehr bestimmt. „Also wir acceptieren das Stück der gnädigen Frau?"

„Ja, wenn Sie meinen, lieber Wadler, wenn Sie meinen! Sie kennen ja meine litterarischen Prinzipien. Sie sind der Praktiker. Gestatten, gnädige Frau," — er küßte Elisabeth die Hand — „daß ich mich empfehle? Habe eine wichtige Konferenz! Mein Oberregisseur wird mir über alles referieren. Also auf Wiedersehen bei der ersten Probe — ich selbst werde die Inscenierung übernehmen — ich bin furchtbar eilig — auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!" Er lächelte verbindlich und verschwand.

„Na, wichtige Konferenz —?" Goedeke zog die Augenbrauen hoch und blinzelte Wadler verständnisinnig an.

Dieser hielt die Hand vor den Mund und flüsterte. Elisabeth glaubte: ‚Verpflichtungen nachkommen', ‚Gläubiger' und ‚Vergleich' zu verstehen.

„Also, meine gnädige Frau" — der Regisseur ging mit Ernst zur Sache über — „eins muß ich Ihnen aber gleich von vornherein sagen: Sie müssen den Dialekt ändern. Ich bitte Sie, das Stück spielt auf dem Lande, in Posen, Pommern

oder so wo — wer soll das bäuerliche Kauderwelsch reden? Schlesisch geht noch allenfalls, aber auch schwer; wir müssen die Dialektstellen in's Wienerische übertragen, das spricht jeder nur halbwegs gebildete Schauspieler."

„Das geht nicht!" Das Blut stieg Elisabeth in die Wangen. „Wenn das Lokalkolorit verloren geht, steht mein Stück gar nicht mehr auf den Füßen." Sie lächelte halb ungläubig; es war wohl Scherz? „Ohne das Lokalkolorit, das ist ja unmöglich!"

„Lokalkolorit hin, Lokalkolorit her! Meine gnädige Frau" — Wadler zuckte die Achseln — „glauben Sie einem alten Theaterpraktiker! Lokalkolorit, was heißt Lokalkolorit?!"

„Ich kann unmöglich — – – nein, ich werde nicht —"

„Habe ich's Ihnen nicht jleich jesagt?" fiel Goedeke triumphierend ein. „Warum die Aktion auf's Land verlejen? Den ersten Akt im Hinterhaus, den zweiten Akt im Vorderhaus, das macht sich jut; fällt der olle Dialekt janz weg. Aber Sie wollten ja partout nichts ändern!"

„Sie werden sich doch entschließen müssen, meine gnädige Frau," sagte Wadler. „Wenn ich auch nicht

so weit gehe, wie Herr Goedeke — dieser Dialekt ist unmöglich!"

„Aber die Bauern da reden doch so!" Sie wurde ungeduldig.

„Ich war als Charakterdarsteller in Riga, in Wien, in Karlsruhe, in Frankfurt am Main, in Petersburg, in Hamburg, in New-York engagiert, ich habe die größten Triumphe gefeiert — — ich habe überall nur wienerisch gesprochen!"

„Ja, Wadlerchen, Sie können was!" Goedeke klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Was, wir beide? Wir sind nämlich Landsleute," wandte er sich an Elisabeth, „wir sind beide mit Spreewasser jetauft — ach so, Sie sind ja jarnicht —! Na, schadt nischt, wir sind beide helle!" Er lachte wohlgefällig.

Wadler schien gar nicht zu hören und schwelgte in Erinnerungen. „Ja, das waren Zeiten!" Er lächelte eitel. „Da könnte ich Ihnen Geschichten erzählen, Geschichten!" Sein Mund spitzte sich. „Wenn Sie mich recht schön bitten, gnädige Frau, gebe ich Ihnen einen wirklich packenden Stoff, aber" — er klopfte sich auf den Mund, — „ein ander Mal, ein ander Mal! Nun zum Geschäft!" Sein Gesicht wurde wieder ernst. „Noch eins, gnädige Frau!

Sagen Sie mir nur: warum, um alles in der Welt, dieser Schluß?!"

„Sagte ich's nicht, sagte ich's nicht?!" Goedeke zappelte mit Händen und Füßen. „Janz meine Meinung! So abrupt! Optimistischer, optimistischer! Ein freundlicher Blick in die Zukunft! Verlobung, Hochzeit oder Kindtaufe muß sein, ein Jlücks-Prognostikon!"

„In der That!" Wadler wandte sich dringend an Elisabeth. „Durch diesen Schluß gefährden Sie den ganzen Eindruck Ihres Stückes. Meine langjährige Praxis lehrt mich, daß Stücke mit einem solchen Schluß, bei dem man nicht recht weiß, was nun eigentlich wird, durchfallen."

„Aber das kann sich doch jeder denken! Sind denn lauter Idioten im Theater?!" Elisabeth sagte es schärfer, als sie es eigentlich beabsichtigt hatte; es fuhr ihr so heraus.

„Sie sind naiv!" Wadler lachte. „Denken, denken —! Das ist doch ein bißchen viel verlangt; denken soll das Publikum auch noch, wenn es sich amüsiert?!"

Sie sah ihn groß an. „Amüsieren —?! Sie sollen sich ja garnicht amüsieren!"

Er lachte herzlich. „Gnädige Frau, Sie sind noch sehr jung in der Praxis. Zu einem guten

Bühnenschriftsteller gehört vor allen Dingen eine gewisse Coulanz, ein — ein — wir wollen sagen: ein allgemein menschliches Entgegenkommen, eine Rücksichtnahme auf die Wünsche des Publikums!"

„Und wenn er die nicht hat?"

„So wird er ewig durchfallen!"

„So," sagte sie finster. Und dann: „Ich ändere meinen Schluß nicht. Ich kann ihn nicht ändern!"

„Aber hören Sie mal!" brauste Goedeke auf.

Wadler machte eine beschwichtigende Handbewegung. „Sie wollen doch, daß wir Ihr Stück aufführen, gnädige Frau?"

Sie nickte stumm.

„Ja," — er zog die Achseln hoch — „wenn Sie den Schluß nicht ändern wollen, ist es für uns unmöglich. Es ist so wie so schon ein gewagtes Unternehmen; aber dann haben wir einen Krach aus dem ff."

„Sagen Sie mir eins," bat sie hastig, „finden Sie denn den Schluß nicht gut?"

„Aber ja doch, freilich, ja!"

Sie sah ihn erstaunt an.

Er lächelte schlau. „Liebe, gnädige Frau, wenn wir vom litterarischen Standpunkt aus redeten — aber so! So begreifen Sie doch" — er ereiferte

sich ordentlich — „wir sind doch nun mal bei'm Theater, müssen den Theaterverhältnissen Rechnung tragen, volles Haus zu machen suchen, Kasse — Kasse! Wir müssen leben!"

„Leben!" sagte sie wie verloren — „und wir?"

„Sie müssen auch leben, natürlich! Aber lebt denn ein Autor, wenn er nicht aufgeführt wird? Was nutzt es Ihnen, wenn Sie nach Ihrem Tode aufgeführt werden. Bis dahin ist der Geschmack des Publikums vielleicht ein anderer geworden — aber was haben Sie dann davon?! He?!" Er sah ihr forschend in's Gesicht.

„Ich kann nicht!" Sie senkte den Kopf.

„Auf der Dialekt- und Schlußänderung müssen wir bestehen. Nun?" Er war erstaunt. Elisabeth hatte sich erhoben und schritt der Thür zu.

„Ich empfehle mich," sagte sie tonlos. „Wir verstehen uns nicht. Ich will gehen."

„Aber meine gnädige Frau!"

„Was, was! Ich rekommandiere Sie, und Sie —" Goedeke hielt sie mit Gewalt zurück.

„Seien Sie doch nicht eigensinnig, gnädige Frau!" Wadler nahm ihre Hand. „Sehen Sie, wenn ich mich nicht für das Stück interessirte, wenn ich mir nicht was davon verspräche, würde ich

Sie ruhig gehen lassen, aber so —. Sie haben Prinzipien, schön; Sie wollen aufgeführt sein, schön. Wir haben aber auch Prinzipien, wir müssen sie haben. Wir wollen Sie aufführen, schön; aber da müssen Sie von Ihren Prinzipien ein klein wenig nachlassen, ein winziges Opfer bringen gegenüber dem ungeheuren Risiko, das wir eingehen!" Er erschöpfte sich in einem Redeschwall, in Beispielen, Beweisführungen, Beteuerungen und schloß: „Glauben Sie mir, wenn Sie keine Konzessionen machen, sind Sie tot. Sie werden nie aufgeführt, nie!"

„Sehen Sie, Konzessionen, Konzessionen!" Goedecke schnappte nach dem Wort, wie ein gieriger Hecht nach der Angel. „Wo ist meine Tabelle?" Er suchte im Zimmer herum. „Konzessionen — da steht's, schwarz auf weiß, schwarz auf weiß!"

„Lebendig tot!" murmelte Elisabeth vor sich hin. „Nein ich kann, ich kann den Schluß nicht ändern!" Sie hob die Hände wie zu einer stummen Bitte und krampfte sie dann ineinander. Sie schwankte. „Ich — — kann — — nicht!", stieß sie hervor.

„Sie werden müssen!" Wadlers Stimme klang ganz kühl. „Andernfalls können wir uns zur Aufführung nicht verpflichten."

Sie schauderte — — nicht aufgeführt?! Ein Zittern überlief ihre ganze Gestalt. Nicht aufgeführt! Sie wurde totenblaß, öffnete den Mund und schloß ihn wieder, ihre Lippen zuckten wie im Krampf; sie versuchte zu sprechen, die Stimme versagte ihr noch einmal; jetzt klang es heiser: „Den Dialekt — den" — sie würgte jedes Wort mit Gewalt heraus — „den Schluß — — wie — — Sie — — wünschen!"

— — — — — — — — — — — — — —

Die Proben hatten ihren Anfang genommen; in dieser Saison noch sollte das Stück der Reinharz zur Aufführung kommen. „Fällt es durch, thut's um die heiße Zeit nicht viel Schaden," hatte Wadler zu Goedeke gesagt, „macht's was, kann es Schwertfeger vielleicht noch 'rausreißen. Also 'rin in's Vergnügen!"

Goedeke war von einer wahrhaft aufopfernden Liebenswürdigkeit. Er hatte bemerkt, daß Wadler etwas von dem Stück hielt, nun begleitete er die hochgeschätzte Autorin bei ihren Besuchen.

Erst war Egbert Schoenfließ zu berücksichtigen. Dieser versprach sich etwas von der Rolle; er würde in der Gestalt des modernen Salonmenschen eine famose Leistung geben, und aussehen würde er —! Müder Augenaufschlag, nachlässig verführerische Be-

wegungen — himmlisch! Egbert Schoenfließ hatte schon das bewundernde Flüstern sämtlicher Damen in den Ohren.

Dann kam die Maschka an die Reihe. Auf Wadlers Anraten hatte ihr die Autorin ein schöngebundenes Exemplar des Stückes geschickt mit einer eigenhändigen Widmung.

Fräulein Silvia Maschka empfing Elisabeth in ihrem verführerischsten Negligé, war von einer ausgezeichneten Liebenswürdigkeit und umarmte die Autorin stürmisch. „Wenn das Stück nicht gut wäre, würde ich sonst die Rolle übernehmen?!“ Sie fegte mit ihrer langen rosa Schleppe über den Teppich. „Ich?! Da können mich die berühmtesten Autoren bitten, wenn mir eine Rolle nicht gefällt, spiele ich sie eben nicht. Aber Sie, liebste Frau, Sie“ — wieder eine stürmische Umarmung — „Sie haben mich gerührt, ergriffen. Die Maschka hat geweint. Oh“ — sie tupfte mit dem parfümierten Taschentuch auf die bepuderten Augenlider — „mit welch packender Verve läßt sich die Heldin darstellen! Da ist alles echt, Empfindung, Sprechweise — blonde Zöpfe, so lang — ich werde mir eine neue Perrücke machen lassen und ein süßes weißes Kleid, ganz echt, wie die Unschuld auf dem Lande es zu tragen pflegt. Der Erfolg ist

sicher!" Die Maschka wurde groß in diesem Augenblick, hochaufgerichtet stand sie da, ihr Organ hob sich zu mächtiger Fülle: „Ich spiele Ihnen die Rolle!"

Die übrigen kamen weniger in Betracht. Da war noch der sterbende Bauer — der alte Rabe würde den ganz gut geben; er hatte von Natur schon einen krächzenden Husten, den konnte er hier trefflich anbringen. Und dann die verführte Magd? Der kleinen achtzehnjährigen Bremer, dem mageren Ding mit den unschuldigen Augen war die Rolle wie auf den Leib geschrieben; der glaubte man's, die war zu dem Kind gekommen, sie wußte selber nicht, wie.

„Allens bestens insceniert!" Goedeke hatte geschmunzelt.

Auf Elisabeths Gesicht war kein Lächeln erschienen, sie blieb ernst, fast traurig; mit einer nervösen Angst klammerte sie sich an ihren Mann. „Komm mit, du mußt mich zu den Proben begleiten!"

Er konnte nicht, da er seinem Berufe nachgehen mußte. Elisabeth kam sich in der Welt des Theaters wie verloren vor; was sie empfunden hatte im tiefsten Inneren mit einer fast schmerzhaften Wahrhaftigkeit, ging so leicht aus dem Mund dieser

Leute. Sie war entsetzt. Bei der ersten Probe markierten sie nur, kein Mensch kannte seine Rolle. Ganz verschüchtert saß sie im verdunkelten Parquet; draußen war's heiß, hier innen wie in einem Keller. Sie fröstelte. Eine Todesangst überkam sie, eine zärtliche Sorge um ihr Stück; nervös stand sie auf, sie wollte etwas sagen und wußte doch nicht was. Nur so nicht, so durfte es nicht sein!

„Meine gnädige Frau, ruhig, wird schon alles! Nur nicht dreinreden!" beruhigte Wadler. „Wenn nur erst jeder mal weiß, wo er zu stehen und wie er sich zu bewegen hat. Auf die Worte kommt's garnicht an!"

Sie setzte sich wieder. Das ging in ihrem Kopf wie ein Mühlrad. Hier wurde geändert, dort zugefügt, da gestrichen. „Glauben Sie einem alten Theaterpraktiker!" rief Wadler alle Augenblicke von der Bühne herunter und kam dann mit katzenartiger Geschmeidigkeit über die Brüstung der Orchesterloge in's Parquet geklettert. „Nur ruhig, meine gnädige Frau. Aber wie Sie's da geschrieben haben, so können wir's wirklich nicht machen; das Publikum lacht, es lacht einfach, sage ich Ihnen. Das verstehen die Leute nicht, das sind sie nicht gewohnt, wir müssen so etwas — so etwas"

— er wiegte mit den Händen sacht hin und her — „was Bekanntes einfließen lassen! — — — Bremer, steck den Leib doch nicht so 'raus, man glaubt's dir schon so! Rabe, realistischer! Wie oft soll ich's Ihnen denn sagen, realistischer! Spucken Sie nach rechts, nach links! Spucken! Noch mal! So" — er machte es vor — „tüchtig krächzen, das wirkt! Zum Henker noch mal, können Sie denn nicht hören?!" Er schrie.

Wadler war berüchtigt grob, besonders gegen Anfänger und Invaliden des Theaters. Mit dem kleinen Mädchen und dem hustenden Esel da würde man doch nicht lange Umstände machen? Die behielt man ja aus Barmherzigkeit und zahlte ihnen die Gage nur tropfenweise. Und so waren noch eine ganze Menge Leute dabei.

Anders verhielt es sich mit Egbert Schoenfließ und der Maschka; die waren die Rettungsanker des schwankenden Schiffes, die hatten beide ihr Publikum. Sie waren virtuose Künstler, eine unüberbrückbare Kluft trennte sie von dem Gros der übrigen Mitspielenden.

„Herr Schoenfließ, würden Sie die Güte haben, eine kleine Wenigkeit mehr nach vor — so — wunderschön, wunderschön! — Bremer, wie oft soll ich's dir denn sagen, pflanz' dich nicht so ungeschickt

hin, du verdeckst ja Herrn Schönfließ ganz. Zur Seite, Donnerwetter, zur Seite!"

Das magere Persönchen den großen Mann verdecken?! Elisabeth empfand ein inniges Mitleiden, die Kleine weinte, sie sah so verhungert aus, so schmal und hatte so große, unschuldige Kinderaugen.

Fräulein Maschka beklagte sich, man habe sie auf den Fuß getreten.

Wadler stürmte auf die Bühne. Mit ausgebreiteten Armen, wie man eine Herde scheucht, jagte er die übrigen in den Hintergrund. „Ksch, ksch, zurück! Ganz zurück! Lassen Sie Platz für Fräulein Maschka! Lassen Sie die großartige Leistung sich doch entwickeln! Platz! Ksch, ksch, zurück!"

Fräulein Maschka war noch nicht zufrieden. „Ich kann so nicht spielen!" sagte sie erregt. „Ich stoße an Rabes Nase und Schoenfließ ist mir auch im Wege; sie inkommodieren mich!"

„Zum Donnerwetter, Rabe, so gehen Sie zurück!"

„Aber mein Bett steht doch hier, ich liege doch im Bett," wagte der schüchtern einzuwenden.

„Ruhig!!" donnerte Wadler. „Lieber Schoenfließ, dürfte ich Sie vielleicht bitten, in dieser

Ensemblescene etwas mehr nach rechts und nach hinten. Bitte sehr!"

Schoenfließ rührte sich nicht.

„Nur ein klein wenig — ein paar Augenblicke, bitte, bitte! Fräulein Maschka hat nicht Platz!"

„So soll sie nicht wie eine Wütende toben. Hier, sehen Sie!" Schoenfließ zeigte auf die seidene Klappe seines eleganten Gehrocks. In der That, sie war abgerissen. „Ich weiß nicht, wer hier der Inkommodierte ist!"

„Ich habe ihn garnicht angefaßt!" Das schöne Organ der Maschka schlug in einen unangenehmen Diskant um.

„Das nennen Sie ‚nicht angefaßt'?" Hohnlächelnd hielt ihr der erste Liebhaber die Klappe unter die Nase. „Ich nenne das ‚abgerissen'."

Ein leises Beifallsgemurmel ließ sich vernehmen und unterdrücktes Lachen. Der alte Rabe verschluckte sich.

„Donnerwetter, Rabe, wenn Sie husten, gehören Sie in ein Sanatorium, aber nicht auf's Theater! Ruhe!" Wadler sprang zwischen die gereizten Parteien. „Liebe Maschka, Sie haben sich von Ihrer Leidenschaft hinreißen lassen, großartig, aber bitte doch etwas weniger, ein kleines wenig weniger!

Lieber Schoenfließ, darf ich bitten, haben Sie Geduld! Noch einmal diese Scene!"

„Ich spiele nicht!" Die Maschka warf hin, was sie gerade in der Hand hielt.

„Aber, liebe Maschka, liebstes Kind, ich bitte Sie, Sie werden doch nicht! Bedenken Sie die Autorin! Gnädige Frau, gnädige Frau," — Wadler winkte in's Parquet — „helfen Sie doch bitten! Liebe Maschka, denken Sie an uns! Sie werden uns doch das nicht anthun?!" Er sprang um die Maschka herum.

„Wenn ich nicht einmal die Hand ausstrecken soll, kann ich nicht spielen, ich bin nicht aus Pappe, nicht aus Steifleinen!" Sie ließ ihre Augen zur Seite nach Schoenfließ rollen. „Ich habe Theaterblut, echte Leidenschaft! Kenne keine Schranken — ich bin Künstlerin!"

„Das weiß Gott!" Wadler stieß einen unerklärlichen Seufzer aus; dann klang seine Stimme schmeichelnd: „Sie sind großartig in der Rolle, liebe Maschka, unvergleichlich! Sie werden einen Riesentriumph feiern! Also noch einmal diese Scene, bitte noch einmal!"

„Ich spiele nicht!" Die Maschka stampfte auf.

Elisabeth wurde bleich vor Schreck. Was thun, wenn die Maschka nicht spielte?! Sie hatte sich zwar die weibliche Hauptrolle anders ge-

dacht, viel weniger äußerlich, viel mehr innerlich — aber die Maschka war nun einmal der Liebling des Publikums; die Schönheit hatte sie für sich, und an einer großen theatralischen Leidenschaft fehlte es ihr gewiß nicht. Wo so rasch eine andere finden? Das Herz fing ihr an zu zittern.

Wadler blieb ganz ruhig. „Ja, dann müßte ich's mal so versuchen! Bremer, komm mal her, mach du mal die Scene. Wird am Ende auch gehen, mit dem langen Zopf wird die Kleine — — —"

Schon spielte die Maschka.

Jeden Tag neue Aufregungen. Der Direktor ließ sich zuweilen sehen; dann saß er im Parquet neben der Autorin und sagte ihr Verbindliches. Er war in aller Eile sehr entzückt. „Das haben Sie wunderschön gemacht, ganz wunderschön!" Er baute fest auf den Erfolg des Stückes. Elisabeth wünschte, er wäre einmal bis zum Ende geblieben; die Maschka gefiel ihr im letzten Akt so garnicht, und die Schlußänderung von Wadler traf sie wie ein Schlag in's Gesicht.

„Nein!" Sie sprang auf. „Das geht nicht! Darf ich mir erlauben, Herr Wadler — bitte, Fräulein Maschka —"

„Pst! Pst!" Der Direktor zog sie erschrocken

am Kleid nieder. „Um Gotteswillen, reden Sie Wadler nicht drein. Der weiß schon, was er thut. Wenn der nicht mehr mitmacht, sind wir pleite!" Er lachte, es sollte ein Scherz sein, aber er sah sich scheu dabei um; sein Lachen klang hohl in dem leeren Raum wider.

Ein paar Augenblicke später kam Wadler von der Bühne herunter. Elisabeth war unruhig, mit nervöser Ungeduld den Vorgängen da oben auf der Bühne gefolgt. Sie war rot uod blaß geworden, war aufgestanden und hatte sich gesetzt und war wieder aufgestanden.

„Pst!" flüsterte Wadler ihr zu; er machte ein ernstes Gesicht und hob warnend den Finger. „Nur nicht Mißfallen zeigen! Reden Sie um Gotteswillen der Maschka nicht drein, gnädige Frau, sie ist — eine Künstlerin!"

Näher rückte der Tag der Aufführung. Eine brennende Julihitze draußen. Der Himmel blendend wie blanker Stahl, blendend auch das Weiß der Häuser; der Asphalt heiß wie ein durchglühter Rost, jeder Windhauch fegte Staubwolken auf, grauschwärzliche und schwer wie Asche.

„Kein Theaterwetter!" seufzte der Direktor, als er in die Kostümprobe angekeucht kam, und wischte sich den Schweiß von der triefenden Stirn. Er

sah sehr blaß aus. „Ihr Stück muß uns herausreißen," sagte er zu Elisabeth und drückte ihr krampfhaft die Hand. Da — da — er zuckte zusammen; ein Theaterdiener huschte herein und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Er wurde noch blasser Er versuchte zu lächeln, lächelte auch, aber der umherirrende Blick seiner Augen, das Zittern seiner Lippen straften dieses Lächeln Lügen.

„Der Theaterrestaurateur ist ausgerückt!" — Schwertfeger schien ganz vergessen zu haben, daß er nicht allein war — „alles alle! Er deckt die Kosten nicht — weg — aus Furcht vor Pfändung — alles mitgenommen — — — Porzellan, Gläser, Tischzeug! · Kein Mensch hat jetzt was zu trinken — wenn das erst bekannt wird!" Er stöhnte. „Was mache ich?! Wadler, Wadler, einen Augenblick!"

Wadler kam; trotz der Hitze stand kein Tropfen Schweiß auf seinem hageren Gesicht.

„Weg!" Der Direktor fuhr sich wirr durch's Haar. „Denken Sie, die Restauration geschlossen! Der Mensch ist weg, alles mitgenommen, was sagen Sie?"

„Müssen wir uns eben anders zu helfen suchen!" Wadler sprach ohne langes Besinnen. „Meine Frau wird ihr Tischzeug, Gläser und

Teller herschicken; Sie haben ja jedenfalls noch mehr von dem Zeug als ich, Herr Direktor. Reicht's nicht, borgt man noch was unter der Hand. Bier legen wir auf, irgend ein Restaurateur pumpt." Er sagte es ganz ruhig und veränderte nicht einmal die Farbe. Er war ein alter Theaterpraktiker.

VI.

Der Tag der Aufführung war da.

In der Nacht hatte Elisabeth merkwürdig traumlos geschlafen, ganz ruhig; Ebel war oft aufgewacht, hatte sich über sie gebeugt und im stillen Grau der Sommernacht ihr in's Gesicht gesehen. Ein Lächeln lag darauf; nur zwischen den Augenbrauen über der Nasenwurzel war eine tiefe Falte. Die war eingegraben.

Und nun rüsteten sie sich zum abendlichen Theatergang; ganz früh wollten sie da sein, ehe irgend ein anderer Besucher kam. Eine merkwürdige Entschlossenheit war über Elisabeth gekommen; je näher die Entscheidung, desto ruhiger sie. Ebel war viel aufgeregter; früher als sonst kam er nach Hause, er hatte sich frei gemacht. Nirgendwo hatte er Ruhe, er lief hin und her und beobachtete unausgesetzt seine Frau — war sie wirklich ruhig oder schien sie nur so? Ihr Gesicht so blaß, so kalt wie aus Marmor. Ihre

großen, entrückt blickenden Augen waren ihm unheimlich.

„So dunkel?“ fragte er, als sie sich zum Theater ankleidete. „Ich dachte, du würdest etwas Helles anziehen!“ Das schwarzseidene Kleid sah düster aus. „Wenn du nun vorkommen mußt, um dich für den Beifall zu bedanken, siehst du so streng aus, so ernst!“ Er lief zum Gärtner und holte Rosen; erhitzt kam er zurück und steckte ihr selbst den Strauß der tiefroten leuchtenden Blüten an die Brust. „So,“ sagte er, trat zurück und betrachtete sie stolz. „Meine schöne Frau und bald“ — er lächelte zärtlich — „meine berühmte Frau!“ Er machte sich und ihr Mut.

Ebel hatte das Stück noch nicht gesehen, keiner Probe hatte er beigewohnt; nun harrte er in einer fieberhaften Spannung — wie würde es wirken?! Da war kein Zweifel in ihm an dem Können seiner Frau, sein Vertrauen zu ihr war unerschütterlich; aber, er wußte es wohl, da waren noch viele andere Bedingungen, die mitsprachen: Aufführung, Stimmung, Wetter und so weiter.

Die Hitze war glühend; die Menschen schlichen wie matte Fliegen. Lechzte er allein nur so nach einem belebenden Windzug, oder empfanden sie alle gleich ihm die Gier nach erlösendem Lufthauch?

Man war so gedrückt, wie niedergeschmettert, unfähig eines Aufschwungs.

Elisabeth schien die Hitze nicht zu empfinden; in ihrem festgeschlossenen schwarzseidenen Kleid ging sie neben ihrem Mann hochaufgerichtet, mit großen Schritten. Sie hatte seinen Arm nicht genommen, ein Stück Trottoir blieb frei zwischen ihm und ihr; als ob sie nicht zu ihm gehöre, so nahm sie ihren Weg allein. Es schien ihm, als schritte sie dahin, losgelöst von der Welt, durch Meilen getrennt von allem übrigen — er empfand es schmerzhaft — auch von seiner Liebe.

„Elisabeth!" sagte er und berührte ihr Kleid.

Sie drehte den Kopf nach ihm. „Aengstigst du dich?" fragte sie.

„O nein," erwiderte er rasch, „ich freue mich!" Lebhaft fing er an zu sprechen, während des ganzen Weges; er machte sie auf die Theaterzettel an den Litfaßsäulen aufmerksam — da stand ihr Name. „So einen hebe ich auf für unseren Jungen! Und alle Zeitungsbesprechungen klebe ich in ein Buch, da soll er sich mal dran freuen, wenn er groß ist!"

Sie lächelte, sie verstand wohl, er wollte sie zerstreuen. „Jetzt bin ich ganz ruhig," sagte sie, „jetzt bin ich wie der Soldat vor der Schlacht: siegen oder —"

„Siegen, du wirst siegen!“ Er preßte ihr heftig die Hand.

Im Theater waren sie doch nicht die ersten Besucher. Gleich am Eingang stießen sie auf Kistemachers; Frau Julie hatte alles vergessen, was sie gegen Elisabeth auf dem Herzen gehabt.

„Die Autorin!“ rief sie laut und lief mit ausgebreiteten Armen auf Elisabeth zu.

„Sind wir nachher zusammen?“ fragte Kistemacher den Gatten. „Bei solchen Gelegenheiten ist man doch am liebsten unter Freunden. Wir haben alle unsere Bekannten herbeordert. Ich denke, wir trinken nachher Sekt — ich spendiere ihn!“

„Du bist doch morgen früh zu Hause, Elisabethchen?“ tuschelte Frau Kistemacher aufgeregt. „Die Kinder haben sich's nicht nehmen lassen, sie haben zusammengelegt zu einem Lorbeerkranz für dich. Ich sag es dir schon jetzt, damit du die Vorfreude hast. Mein Mann hat ein paar reizende Verse gedichtet, Gretchen wird sie deklamieren, und Julie überreicht den Kranz. Sie haben sich so darum gezankt.“ Sie drückte krampfhaft Elisabeths Hand. „Nein, muß dir jetzt zu Mute sein! Herrlich, was? Und doch graulich?!“

„Wir müssen gehen, schon kommen mehr Leute.‘,

Ebel sah, wie peinlich seiner Frau dies Gespräch war. „Komm,“ sagte er.

„Viel Glück! Na, ihr werdet uns klatschen hören! Auf Wiedersehen nachher! Wir klatschen dich heraus!“ Frau Julie drehte sich noch einmal um und rief das letzte Elisabeth nach.

„Komm!“ Hastig, wie auf der Flucht, riß Elisabeth ihren Mann mit sich fort.

Jetzt saßen sie in der kleinen, dunklen Orchesterloge wie in einem Käfig; ganz hinten. Ab und zu nur trat Ebel an das vergoldete Gitter und spähte in den Theaterraum. Flüsternd wendete er sich zu seiner Frau zurück: „Eine Masse Menschen da, auch bekannte Gesichter! Maier — jetzt habe ich Heider entdeckt, er nickt, er weiß, wo wir sind — da ist Marie Ritter — im ersten Rang sitzt Frau von Lindenhayn, Alinde Rosen nicht weit davon, sie hat ein paar Offiziere hinter sich. Da ist auch Bolten — da Frau Widmann und — noch einige andere!“

Elisabeth fragte nicht, und Ebel sagte es ihr auch nicht — da saß in der Mittelloge Eisenlohr, das klassische Profil war etwas scharf geworden, das lockige Haar über der Dichterstirn hatte sich bedenklich gelichtet; rechts von ihm Frau Eleonore

Mannhardt — der Gatte lehnte hinter ihrem Fauteuil — und links Wlodzimira Starzynska, wie eine Braut schlohweiß gekleidet. Die Gruppe erregte viel Interesse, immer wieder richteten sich die Operngläser dorthin.

Merkwürdig, trotz der Hitze hatte sich das Publikum zahlreicher als sonst eingefunden. Man hatte zwar gestöhnt, war übler Laune, schalt über die Idee, sich jetzt in's Theater zu sperren, aber man war doch gekommen — es galt ja eine Première! Der würde dort sein und die — und dann, man mußte doch mitsprechen können! Man hatte sogar die Sommerreise noch um einen Tag verschoben.

Die Blicke waren geschärft, die Zungen gewetzt wie blanke Messer. In dem großen Hause ein fortwährendes Gesumm und Gebrumm, durchsetzt von dem ungeduldigen Scharren der Füße und dem Knittern der Theaterzettel. Die Luft stand, dick zum Schneiden.

Der Anfang verzögerte sich. Hinter den Kulissen hatte eine heillose Verwirrung geherrscht. Die Statisten, die unerläßlich notwendigen Statisten für den zweiten Akt, die sonst immer schon eine Stunde vor Beginn da zu sein pflegten, waren heute noch nicht erschienen. Man wartete und wartete; endlich

zeigte sich einer, maulig und unwillig. Er erklärte, die andern kämen nicht; sie hätten ihr Spielhonorar vom letzten Mal noch nicht gekriegt, nun hätte sich ihnen für heute etwas anderes geboten, da zögen sie das sichere vor.

Wadler wütete. „Das Pack, das gottverfluchte, geldgierige Pack! Was ist denen die Kunst?!“ Der Direktor verlor ganz die Haltung, er warf verlangende Blicke nach der Thür.

Wadler schickte eilig herum, er ließ aufgreifen, was man fand: den Kellner aus dem Restaurant, der würde ganz gut den stummen Gast, den Offizier auf Urlaub, darstellen; und die beiden Dienstmädchen von drüben würden heute schon mal als die aus der Residenz zugereisten Damen passieren müssen. Das übrige Volk, ein paar Bauern und Kinder, waren leicht zu beschaffen; was noch fehlte, ließ man einfach weg.

Die Souffleuse verstellte dem Direktor den Weg, gerade, als er sich beruhigt drücken wollte. Die blasse, hagere Frau — sie war in ihrer Jugend eine reizende Naive gewesen — befand sich in großer Aufregung. Sie hatte eben gehört, das Theater müsse geschlossen werden; nun hatte sie kein Engagement, die Sorge um das tägliche Brot war ihr zu Kopf gestiegen. In Todesangst klammerte

sie sich an den Direktor, sie weinte, sie flehte, sie drohte und verlangte mit lauter Stimme Sicherstellung und Entschädigung.

„Aber natürlich, liebe Frau — still! — Es ist ja übrigens gar nicht davon die Rede, wir spielen — aber liebe Frau Speihahn, ich habe wirklich keine Zeit!“ Direktor Schwertfeger suchte vergebens sich zu befreien. „Durchaus keine Zeit!“

„Meine Gage — noch vom vorigen Monat!“ Die Speihahn ließ nicht locker. Mit Gewalt mußte Wadler ihr den Rock des Direktors aus den Händen winden.

„Marsch, fort in den Kasten!“ schrie er sie an. „Wenn Sie nicht parieren, Speihahn, können Sie morgen gehen, marsch!“

Und das arme Weib schlich aus alter Gewohnheit davon wie ein getreuer Hund und verkroch sich in dem engen Souffleurkasten.

Einige hatten die Speihahn gehört, ein banges Geflüster ging von Mund zu Mund. Eine allgemeine Nervosität bemächtigte sich der Darsteller. Die kleine Bremer stand kurz vor ihrem Auftreten an eine Kulisse gelehnt und weinte jämmerlich; der rote Schminküberzug auf ihren schmalen Bäckchen zeigte lange Streifen von den herunterrinnenden Thränen.

Selbst zu der Maschka in die verschlossene Garderobe war das Gerücht gedrungen; sie konnte mit ihrer Toilette gar nicht fertig werden.

Schoenfließ nahm sich vor, dem Direktor mal ordentlich die Meinung zu sagen — hatte er sich darum die Tournée nach Amerika verschlagen? Er ging umher wie ein gereizter Löwe.

Das Publikum im Zuschauerraum wurde ungeduldig. Man fächelte sich, man wedelte mit Taschentüchern, mit den Theaterzetteln — unerhört — in dieser Bruthitze! Warum fing man denn noch nicht an? Wie ein dumpfes Grollen stieg es herauf vom Parquet, herunter von den Logen; man sah sich gereizt um, schon gelangweilt, man gähnte, man machte faule Witze.

Jetzt endlich das dritte Klingelzeichen. Endlich rauschte der Vorhang auf.

Vornüber geneigt, mit weitaufgerissenen Augen starrte Ebel auf die Bühne — Gott sei Dank, das erste Wort! Es leuchtete wie ein erlösender Blitzstrahl in die schwüle, bange Atmosphäre des Wartens. Eine unerhörte Angst hatte ihm das Herz zusammengeschnürt, er fühlte die drohende Ungeduld des Publikums, ohne sie recht zu sehen — er zitterte um die geliebte Frau.

Sie saß ruhig da, scheinbar teilnahmlos, als

ginge sie das da auf der Bühne gar nichts an. Aber jetzt sah er's: ihre Brust hob sich unter zitternden Atemzügen, ihre Hände hatten sich krampfhaft fest umeinander geschlungen, sie bezwang sich nur äußerlich. Seine Aufmerksamkeit war geteilt zwischen ihr und der Bühne; bei jeder geringsten Bewegung, die sie machte, heftete sich sein Blick forschend auf sie — hatte sie etwas auszusetzen, gefiel es ihr nicht? Aber allmählich nahm ihn die Handlung auf der Bühne mehr und mehr gefangen; er achtete weiter auf nichts anderes. Das war seine Elisabeth, die da oben sprach — verschwunden die Bretter, die Menschen, das ganze Theater — — ein freier Horizont that sich weit auf, das war Geist von ihrem Geist, wie ein starker Hauch grüßte der ihn. Er hatte es beim Lesen gar nicht so empfunden — ha, das war kühn! Mit keckem Spott weg über die Kleinlichkeiten des Lebens — das brauchte sich die sogenannte Gesellschaft nicht eben hinter den Spiegel zu stecken, das war fast zu scharf! Aber nun, eine große, innige Empfindung kam zu Wort. Oh, wie das strömte, so voll, so reich, so durchglüht von heiligem Feuer. Spott, Bitterkeit, Schärfe waren verschwunden, eine große, herrliche Leidenschaft strömte aus dem Dichterherzen; sie drang zum Herzen, sie mußte zum Herzen dringen!

Aus Ebels Augen liefen heiße Thränen, so hatte er nicht mehr geweint seit seiner Kinderzeit; ein Schluchzen erschütterte ihn, er fühlte sich bis in's Innerste ergriffen, hingerissen und beseligt zugleich. Das war seine Frau, seine Elisabeth, seine Künstlerin! So hatte er sie geliebt, so hatte er sie geahnt — nun offenbarte sie sich! Er tastete nach ihrer Hand. Da — sie zuckte zusammen — — — da — — —

Auf der Bühne plötzliche Stille. Alle Mitwirkenden sahen unverwandt nach einer Stelle hin; die Maschka war eben mit ausgebreiteten Armen auf die Thür zugeeilt, durch die der Bräutigam eintreten sollte — verlangend stand sie da. Er trat nicht ein. Eine Pause tödlicher Verlegenheit entstand. Vergebens krächzte der sterbende Bauer, man hörte es dem Husten an, der war hier extemporiert. Die kleine Bremer hoffte Lorbeeren der Geistesgegenwart zu ernten, sie sagte mit ihrer weinerlichen Kinderstimme: „Wo bleibt der Herr so lange?"

Stummes Spiel.

Unruhe im Publikum.

Was war das? Wo blieb denn Schoenfließ?!

Ebel sah seine Frau an; sie war totenbleich geworden. Was ging denn vor? Er glaubte eine Unruhe und ein Rennen hinter den Kulissen

zu vernehmen — unten im Parquet, gerade dicht neben ihrer Orchesterloge, saßen zwei junge Leute, sie stießen sich an und machten impertinente Gesichter.

War ein Unglück geschehen? Es mußte doch etwas passiert sein!

Da, endlich! Der Bräutigam erschien! Wie ein Aufatmen ging es durch's Publikum; da konnte auch dem Unbeteiligten der Angstschweiß ausbrechen.

Der schöne Egbert war doch einigermaßen betroffen; das war ihm noch nie passiert, daß er die Klingel des Inspizienten überhört hatte — er hatte sich eben so sehr mit dem Direktor gezankt. Als gewandter Künstler zog er sich aus der Affaire. Einige virtuose Stückchen halfen ihm über die Verlegenheit weg. Die Maschka war wütend, die brillanteste Scene hatte er ihr gestört. Bei der Umarmung kniff sie ihn heimlich; die unterdrückte Wut gab ihrem Spiel natürliche Leidenschaft. „Ausgezeichnet!“ flüsterte man im Publikum. Sie hatte bei ihrem Abgang auf offener Scene einen Applaus.

Und jetzt — der erste Akt war zu Ende — Ebel lauschte — — jetzt mußten Beifallsstürme losbrechen! Nun —? Keine Hand rührte sich. Stille. Eiseskälte.

Kistemachers kamen in die Loge; sie waren ziemlich lau.

„Schade,“ sagte Frau Kistemacher, „daß das passiert ist im ersten Akt, sonst war es recht hübsch.“

Und Herr Kistemacher bemerkte in tröstendem Ton: „So was kann ja immer mal vorkommen, regen Sie sich nur nicht auf, liebe Frau Ebel, im zweiten Akt klatschen wir desto mehr.“

Wenn sie nur gegangen wären! Elisabeth stand da ohne ein Wort zu erwidern und ließ Frau Julies Redeschwall über sich ergehen; diese kam vom Hundertsten in's Tausendste. Sie war gerade bei Gretchens Zensur zu Oktober angelangt, als Ebel sich höflich an sie wandte: „Ich muß Sie schon bitten, liebe Frau Kistemacher — es ist besser, meine Frau bleibt jetzt allein.“

„Oh, aber ich — Sie irren, gerade ein bißchen Unterhaltung thut gut!“

„Das weiß ich besser!“ sagte er ungeheuer bestimmt. „Elisabeth muß allein sein.“

Wie unhöflich! Frau Kistemacher äußerte ihr Mißfallen ganz unverhohlen vor der Logenthür. „Weißt du, Hans, ich glaube, er ist eifersüchtig auf dich! Und gleich so empfindlich!“

Kistemacher zuckte die Achseln. „Bei halb=

gebildeten Leuten wirst du immer Eifersucht und Empfindlichkeit finden!"

Nun begann der zweite Akt.

Die Statisten standen wie die Stöcke; keiner von ihnen rührte sich. Sie erschwerten den Künstlern ihre Aufgabe. Die kleine Bremer war ohnehin verwirrt; Wadler hatte sie vorhin gleich hinter der ersten Kulisse heruntergerissen, hatte ihre Schlagfertigkeit, auf die sie so stolz war, ‚vorlaute Schnabbrigkeit' genannt. Jetzt versagte ihr das Gedächtnis. Der Speihahn krankes, heiseres Organ war ohnehin nicht gut vernehmbar, heute war es ganz dahin, überschrieen und verheult.

„Lauter! Bitte lauter!" Die Kleine ging nicht vom Souffleurkasten weg.

„Lauter! Donnerwetter, lauter!" Schoenfließ stampfte mit dem Fuß auf. Er lernte seine Rolle nie ordentlich, sondern verließ sich stets auf den Souffleur.

Die Stichworte fielen nicht richtig; eine unklare Stimmung lastete über dem ganzen zweiten Akt. — Wieder kein Beifall.

Kistemachers kamen nicht mehr in die Loge; nur Heider ließ sich sehen. Er schien unruhig, sein Blick ruhte voller Sorge auf der jungen Frau; er wollte Ebel vor die Logenthür ziehen, aber Elisabeth widerstrebte dem.

„Sagen Sie nur alles hier, was Sie zu sagen haben. Ich kann alles hören." —

Und nun ging das immer so weiter; langsam fühlte Ebel eine Hoffnung nach der anderen abfallen. Waren sie denn alle vom Bösen besessen?

Die Darsteller tappten unsicher in ihren Rollen herum; die Maschka riß Kulissen, Schoenfließ spielte unlustig. Da war keine Einheit, kein Zusammenwirken mehr, unbarmherzig stieß jeder auf eigene Faust ein Stück des Gebäudes um. Und doch waren die Trümmer noch immer groß; Bruchstücke eines großen Talentes, so ragten sie aus dem Chaos — Ebel empfand einen unendlichen Schmerz — wer würde sie wieder aufbauen?! Sahen denn die Leute nicht, was hier zu Grunde gerichtet wurde?

Wie Hilfe suchend glitt sein Blick umher, die Angst verlieh ihm eine unheimliche Schärfe — Gesichter, Gesichter — — eine unendliche Reihe von Gesichtern. Da waren gleichgiltige, gelangweilte, da kritische und da — wie gebannt starrte Ebel auf die Loge in der Mitte des ersten Ranges — jetzt, jetzt lächelte der berühmte Mann, neigte sich nach rechts, nach links — die beiden Damen lächelten — Mannhardt lächelte — — —

Was war denn da komisch? Oh, es mußte doch komisch sein!

Sie lächelten alle. Und nun — wer hatte zuerst laut gelacht?! Von oben, von unten, von links, von rechts — woher kam dieses Lachen? Es schwirrte heran wie ein giftiger Pfeil, es fuhr durch die Reihen, neigte sich über die Logenbrüstungen, kletterte hinauf bis zum Kronleuchter, — auf der Galerie klang es unverhohlen, im Parquet versteckter, in den Logen kicherte es nur. Aber dies Kichern, spitz und schrill, drang tödlich verwundend bis in's Innerste.

Elisabeth zuckte zusammen, sie bäumte sich auf, wie in's Herz getroffen. Ebel wagte nicht, sie anzusehen, er legte nur schützend den Arm um sie.

Oh dieses Lachen! Auf der Bühne sprachen sie verwirrt — wer konnte da ruhig bleiben? Tausend Teufel des Spottes huschten durch's Haus, grinsten hinter jeder Falte, aus jedem Winkel. — — „Ssss — — —" — Ebels Herz setzte den Schlag aus; was war das für ein Ton?!

„Ssss — — —, Ssssss — — —" erst schüchtern, versuchsweise, dann anschwellend, keck — „Ssss — — —" Um Gotteswillen, sie zischten!

Die beiden jungen Leute unten schlugen die Hände zusammen und schienen sehr amüsiert; Ebel sah jeden Zug ihrer lachenden Gesichter. Sah

Elisabeth sie nicht? Mit großen Augen starrte sie drein, ohne mit einer Wimper zu zucken. Wieder legte er den Arm um sie, sie saß kerzengerade.

„Ssss — — —“ Die beiden da unten klatschten und zischten zu gleicher Zeit; andere fanden sich dazu. Ein schüchterner Beifall wagte sich auch hervor. Das waren die Freunde der Autorin! — — Nieder mit der Parteilichkeit! Immer lauter tönte es: „Ssss — —,“ „Ssss — — —“

„Laß uns gehen, geh!“ flüsterte Ebel. „Elisabeth, geh!“ Er drängte sie zur Logenthür.

„Nein!“ Das war das erste, was sie sagte; sie versuchte zu lächeln, mit todestraurigen und doch entschlossenen Augen sah sie ihn an. „Ich will nicht feige sein!“ Sie setzte sich wieder hin.

Er rückte nah zu ihr, ihr schwarzseidenes Kleid hing ihm über's Knie, die Rosen dufteten ihn an — rote Rosen! Ein unsäglicher Jammer kam über ihn, er bückte sich und küßte verstohlen ihre Hand. Niemand sah's, sie waren ja so allein, ganz einsam auf der weiten Welt.

Und nun würde die Marter von neuem beginnen, nein, erst noch eine andere: Goedeke erschien in der letzten Pause. Wo hatte er denn den ganzen Abend gesteckt? Ebel hatte ihn nirgendwo entdecken können.

Brüsk trat er ein. „Fatale Jeschichte das! Sehen Sie“ — er beachtete den Mann gar nicht und wandte sich nur an Elisabeth — „habe ich's Ihnen nicht jleich jesagt: ändern Sie!? Aber natürlich, Autorenstolz! Ich sage Ihnen“ — er trat nahe an Elisabeth heran, sein ganzes dickes Gesicht glühte wie ein Päonie, er sah aus, als wollte er platzen — „ich wasche meine Hände in Unschuld! Sie haben nicht auf mich jehört!“

Ebel trat dazwischen. „Meine Frau ist wirklich jetzt nicht in der Stimmung, sich zu unterhalten. Nehmen Sie gütigst Rücksicht auf ihre begreifliche Aufregung.“

„Wohl der Herr Jemahl —?“ Goedeke machte ein impertinentes Gesicht. „Rücksicht?! Wer nimmt denn auf mich Rücksicht?!“ Er wischte sich den Schweiß ab. „Bin in allen Ecken 'rumjekrochen, mochte mich jarnicht sehen lassen, habe Angstschweiß jeschwitzt. Schreit mich der Schwertfejer an, schreit mich der Wadler an —!“ Er redete sich in Wut. „Ich danke, ich desavouiere Sie!!“

„Bitte!“ Ebel stieg das Blut zu Kopf. „Wenn Sie die Güte haben wollten, in den nächsten Tagen —“ er öffnete die Logenthür und machte eine auffordernde Handbewegung.

Goedeke schien ihn nicht zu hören. „Hätte ich

das jewußt, solche Blamage! Ich will damit nichts zu — —" das Wort blieb ihm im Halse stecken, er fühlte sich mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Logenthür geschoben. „Herr — —!"

„Bitte sehr!"

Schon war er draußen. Ebel drehte den Schlüssel von innen um.

Und nun der letzte Akt.

Alle Kraft hatte die Autorin hier angesammelt, für einen Augenblick horchte das Publikum auf. Da kam der Schluß, ein jämmerlicher Schluß, dem Ganzen aufgepappt wie ein unpassender Flicken. Der Beifall, der sich allzukühn vorgewagt, verstummte, er wurde niedergezischt, niedergestampft. Nein, so was Jämmerliches, hahaha, das dem Publikum zu bieten, da war man doch anderes gewohnt! Unter vollem Zischen fiel der Vorhang.

Aus. Ein Strom schwatzender Menschen ergoß sich in die Foyers, in die Garderoben, auf die Straße; man war aufgeregt. Nach der glühenden Hitze drinnen, auch kein Luftzug draußen.

„So was Talentloses! Dafür sperrt man sich nun fast drei Stunden ein?!"

„Schade um das ausgezeichnete Spiel!"

„So ein Durchfall!"

„Na, bei der Hitze! Durchfall an der Tages-

ordnung. Wir leben jetzt eben in der saueren Gurkenzeit!“ Das war ein besonders Witziger.

„Unerhört, einem so was zuzumuten!“

Man schalt sehr viel. Die beiden jungen Leute, die in der Nähe der Orchesterloge gesessen hatten, wollten sich ausschütten vor Lachen, sie kamen wenigstens auf ihre Kosten; nebenbei hatten sie Freibillets gehabt.

„Ohne jedes Lokalkolorit!“ sagte ein Kritiker. „Eine Blume ohne Duft!“ Am liebsten hätte er sich diese feine Bemerkung gleich notiert.

„Und der Schluß?!“ — Darüber war man sich einig, der paßte wie die Faust auf's Auge.

„Ich kann mir nicht denken, daß das der ursprüngliche Schluß gewesen ist,“ sagte Dr. Veilchenfeld. Er war nicht umsonst ein gefürchteter Kritiker, er sah durch ein eichenes Brett. „Seien wir nicht voreilig! Ich finde Talent, Spuren von großem Talent; habe, glaube ich, das Dings von Maier zugeschickt bekommen, muß doch mal drin nachlesen!“

Noch einige waren seiner Meinung, aber wenige; die Mehrzahl schlug sich auf Seite der Zischer.

„Unglaublich!“ sagte Frau Eleonore Mannhardt im Hinabschreiten zu ihrer Freundin Wlodzimira. „Sie schien doch mal recht talentvoll!“

„So lange d u sie unter den Händen hattest, du

darfst das nicht vergessen, Lorle!“ warf ihr Gatte dazwischen.

Leonore nickte. „Sie hat sich zu Grunde gerichtet durch ihre Heirat. Ihr Talent ist ganz verkümmert!“

Eisenlohr holte Mannhardts ein.

„Nun?“ Sie sahen ihn erwartungsvoll an.

Er zuckte die Achseln. „Diese Bühnenschriftstellerei! Sie wissen, ich habe keine rechte Fühlung dafür, arbeitet mir mit viel zu groben Effekten!“ Er gab kein direktes Urteil.

Bolten kam mit Mia Widmann und Fräulein Rosen.

Alinde war wehmütig bewegt. „Ich möchte hingehen und ihr die Hand reichen. Sie thut mir so leid.“

Bolten küßte ihr den feinen Glaceehandschuh. „Sie sind rührend! Aber das lassen Sie nur, die Reinharz ist eine ganz eingebildete Person! Der erste Eindruck, den ich von ihr empfing, war der richtige.“

„Ah, Wlodzimira!“ Frau Widmann neigte kühl das Madonnenköpfchen; seitdem die Starzynska die berühmte Autorin geworden, waren sie nicht mehr so gute Freundinnen. Mia Widmann sprach

gern von männlichem Egoismus und männlicher Undankbarkeit — schade, daß Fräulein Starzynska kein Mann war! „Du gehst wohl nicht mit uns nach Hause?“ fragte sie spitz.

„Thut mirr sehrr leid! Ich bin noch bei Mannharrdts!“ Wlodzimira legte den Arm um Leonores Taille. „Wirr vierr werrden uns da besserr amüsierren als heute abend hierr, nicht wahrr, teurerr Meisterr?“ Sie lächelte Eisenlohr zu, und dieser reichte ihr im Gedränge den Arm, vielmehr, sie nötigte ihn dazu, denn sie legte ihm einfach die Hand auf den Aermel.

Frau Kistemacher war in einer traurigen Verfassung, ihre rundliche Figur schien von der Hitze ganz aufgelöst; sie seufzte und pustete. „Nein, Hans, komm nur schnell, laß uns machen, daß wir nach Hause kommen! Gott, wäre das peinlich, wenn wir sie träfen! Was sollten wir denn sagen? Unsere Bekannten werden schöne Augen machen, wir haben sie heute abend hergelotst. Hätte sie dich doch vorher gefragt! Thut mir das leid! Komm schnell!“

Kistemachers brauchten keine Angst zu haben; einsam waren schon die Gänge, die Garderoben wie ausgekehrt, als Ebel vorsichtig die Logenthür öffnete.

„Komm, es ist niemand mehr da!“ Er zog Elisabeth

an der Hand heraus und leitete sie wie eine Blinde; sie sah nicht rechts, nicht links, ihre Blicke waren ganz leer geradeaus gerichtet, jeder Glanz darin erstorben. Das schwarzseidene Kleid rauschte als Trauerfahne hinter der hohen Gestalt drein, die roten Rosen blätterten ab; da schimmerten sie wie große Blutstropfen, den ganzen langen Gang hinunter. Nur niemandem begegnen! Sie hastete dem Ausgang zu. Wie Feuer brannte ihr der Boden unter den Füßen — diese teppichbelegten Gänge, diese Marmorstufen, entsetzlich! „Hätte ich sie nur erst draußen in freier Luft," dachte Ebel, „und dann zu Hause und bei dem Kinde!" Er erschrak — er fühlte, wie sie zusammenzuckte.

Da lehnte noch eine einsame Frauengestalt, eine Zofe, wie es schien, hinter sich.

„Frau Reinharz?!" Die Dame trat mit fragendem Blick auf die Eilenden zu.

Das war die schöne Lindenhayn! Die Augen funkelten ihr in dem blassen Gesicht.

„Es freut mich, daß ich Sie noch treffe," sagte sie rasch, „man meinte, Sie wären schon fortgegangen. Es drängte mich, der Kollegin ein Wort zu sagen!" Sie zögerte. Elisabeth sah sie verstört an; für einige Augenblicke standen sich die beiden

gleich großen Frauengestalten wortlos gegenüber und maßen sich vom Scheitel bis zur Sohle.

„Ich habe Sie schon früher sehr geschätzt" — die schöne Frau neigte verbindlich den Kopf — „jetzt" — sie neigte sich noch einmal — „jetzt bewundere ich Sie!"

Elisabeth reichte ihr die Hand. „Danke." Weiter sagte sie nichts. —

Ebel atmete tief auf, als sie auf die Straße traten.

Nun waren sie aus dem Bereich der elektrischen Kugellampen, es wurde dunkler und dunkler um sie, kein Theaterbesucher mehr, nur vereinzelte Passanten, Liebespaare Arm in Arm, flüsternd aneinander geschmiegt.

„Aus," sagte Elisabeth heiser. Und dann schluckte sie, als schlucke sie etwas hinunter. „Sie lachten, hörtest du, wie sie lachten?" Ihre Augen bohrten sich in's Dunkel der Straße. „Sie zischten. Hörst du, sie haben mich ausgezischt" — sie blieb äußerlich ruhig, aber ihre Hand fingerte an seinem Rock auf und nieder — „ausgezischt, meine Hoffnung, mein" — sie schnappte nach Luft — „mein Stück!" Schauer auf Schauer überlief ihre Gestalt, sie schwankte; ein unterdrückter Laut kam aus ihrer Kehle, er klang wie Aechzen. „Sie haben mich

gedemütigt — tief — ganz tief!“ Ihre Gestalt schien zusammenzusinken, ohne Halt, ohne Rückgrat.

„Hörtest du denn nicht, was Frau von Lindenhayn sagte?“ Ebel biß sich auf die Lippen und sah umher. Wo einen Trost, einen Trost für sie finden?! „Sie bewundert dich — und sie ist deine Kollegin! Es sind doch nicht alle blind; sie bitten es dir noch ab. ‚Ich bewundere Sie‘ — hörtest du das denn nicht?“

„Ich glaube ihr nicht!“ Ihre Stimme erstarb. „Mitleid, nichts als Mitleid! Ich bin nichts, ich kann nichts, garnichts — ich glaube niemandem mehr!“ Ihr Kopf sank auf die Brust.

„Auch mir nicht?“ Eine Fülle von Liebe strömte aus seinem Ton. „Du kannst viel!“ Er legte ihren Arm in den seinigen. „Komm, laß uns weitergehen, stütze dich auf mich!“ Er zog sie näher, dichter zu sich heran, ihre ganze Schwere ruhte auf ihm. „Mir kannst du glauben, denn“ — einen Augenblick dachte er nach: wie sie überzeugen? Es fiel ihm nichts ein, und ohne sich länger zu besinnen, sagte er nur: „Ich glaube an dich!“

So wenige Worte, so arme Worte, und doch — war da nicht eine Welt voll Zuversicht, voll Vertrauen in diesem festen Klang? Sie hob den heruntergesunkenen Kopf und sah ihn an, wie

gebannt, sie konnte nicht anders, sein Ton bezwang sie. — — — — — — — — — — — — — — —

— — — ‚Ich glaube an dich!‘ — — —

Hell stand es mit Flammenschrift in der dunklen Todesnacht — — — ‚Ich glaube an dich!‘ — —

Sie hing an seinem Blick; ruhig strahlten seine Augen sie an.

VII.

Am Bettchen seines Kindes stand Wilhelm Ebel und starrte entsetzt auf das mit nassen Tüchern umwundene Köpfchen.

In seinen Ohren war noch das Lachen, das Zischen des Publikums, und jetzt? — Ein anderer, ein viel furchtbarerer Ton! Alles schwand dahin, als wäre es nicht gewesen, das Theater, die Menschen, der ganze Abend; nur dieser eine Ton, der blieb! Das Kind stöhnte.

Die kleinen Lippen waren halb geöffnet, nun entrang sich ihnen wieder das Stöhnen, furchtbar bei einem Erwachsenen, noch furchtbarer aus dem unverständigen Kindermund.

„Wilhelm, Wilhelmchen!“ Angstvoll beugte sich der Vater über das Bett und nahm das Händchen des Kindes; schlapp hing es in seiner Hand.

„Wilhelmchen!“ Die schweren Lider öffneten sich einen Spalt breit, einen Moment zeigte sich das glasige Weiß des Auges — wieder das

Stöhnen! Das Köpfchen neigte sich ein wenig zur Seite, da lag es, totenblaß, einen seltsam unkindlichen Leidenszug um das Mündchen.

Ein schwerer Schatten lauerte zwischen diesen blonden, kaum angedeuteten Brauen. Um Gotteswillen, wenn der Arzt nur käme, wenn er doch schon hier wäre! Ebel atmete zitternd.

„Glaubst du, daß es schlimm ist?“ In der offenen Thür des Nebenzimmers erschien Elisabeth, sie hatte noch das schwarzseidene Kleid an und trug noch die halbentblätterten Rosen an der Brust; das Haar hing ihr feucht von Schweiß und verwirrt um das abgespannte Gesicht. Sie trat näher. „Du glaubst doch nicht, daß es schlimm ist? Antworte mir doch!“ Eine unklare Angst lag in den letzten, hastig herausgestoßenen Worten. „Ist es schlimm?“

„Das wolle Gott verhüten!“ Man hörte es ihm an, er bezwang sich, er wollte nicht die ganze qualvolle, zitternde Todesangst zeigen, die ihn verzehrte. „Kinder sind eben sehr empfindlich; er ist auf den Kopf gefallen, das Bettchen ist zwar nicht hoch, aber —“ Er stockte.

„Mile sagt, er hätte nur einmal aufgeschrieen, sie war gleich aufgewacht, war sofort bei ihm“ — Elisabeth sah ihren Mann unruhig an — „was machst du für ein Gesicht? Mein Gott, Wilhelm,

Wilhelmchen!" Sie schrie auf und stürzte an das Bettchen.

„Still, störe ihn nicht!"

„Er schläft!"

„Nein, er ist bewußtlos."

„Bewußtlos?" Sie sah ihn an, als spräche er irr. „Bewußtlos? Mein Gott, wo war ich denn? — — — Die Mutter, die Mutter!" Sie hob beide Hände an die Schläfen und hielt sich dann die Ohren zu. „Mein Kind — in all dem Lachen, all dem Zischen — Wilhelmchen!" Aufschreiend sank sie neben dem Bettchen auf die Kniee. „Wach auf!"

Die alte Mile kam herein, sie sah aus wie ein Gespenst und hielt sich kaum auf den schlotternden Füßen. „Ach, Herr Ebel!" jammerte sie, „es wird doch nich schlimm sein? Ich bin immer so totmüde, der Junge war so wild, er wollte nicht schlafen, ich wollte ihn einsingen, da konnte ich garnich mehr, die Augen fielen mir zu, nur ein Augenblickchen, da hörte ich ihn auch schon schreien; er hat gewiß über's Gitter klettern wollen!"

„Hätten Sie nur gleich zum Arzt geschickt!" Ebel runzelte finster die Stirn.

Die Alte weinte. „I ja, hätt' ich man nur gekonnt! Aber die Bertha lief weg, kaum waren die Herrschaften aus dem Haus. Das is 'ne

Wirtschaft! Ich konnte das Kind doch nicht allein lassen!"

„Der Doktor muß gleich kommen!" Ebel ging mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab. Er legte seiner noch immer knieenden Frau die Hand auf die Schulter. „Steh auf, Elilsabeth!"

„Sieh nur, sieh!" Sie hob zitternd den Finger. Die Brust des Knaben schien sich wie in einem inneren Kampf zu heben — jetzt stieg der Kampf in die Kehle — ein kurzes Würgen — dann drang es über die Lippen. —

„Erbrechen!" Ebel wurde totenblaß.

„Ja, das hatte er schon mal!" Mile sprang hilfreich bei.

„Um Gotteswillen!"

Elisabeth wollte aufschreien, sie sah das angstverzerrte Gesicht ihres Mannes — da — — — es klingelte. Der Arzt! — — —

„Gehirnerschütterung!" sagte Doktor Schmidt nach der Untersuchung; er hatte viel Armenpraxis und machte keine Umstände. „Das heißt," setzte er hinzu, als tödlich erschrockene Gesichter ihn anstarrten und er den verzehrenden Blick der Mutter sah — „eine leichte Gehirnerschütterung. Wollen das beste hoffen. Morgen früh komme ich wieder. Immer Eis; es muß natürlich gewacht werden!"

Wer hätte an Schlaf denken können! Und doch, Elisabeth schlief; auf dem Stuhl am Bett des Kindes waren ihr die Augen zugefallen. Es war gegen Morgen; eine bleierne Beleuchtung ohne Sonne kroch durch's Fenster, die die Schatten schwärzer erscheinen ließ, die Falten eingegrabener. Ihre blassen Lippen waren zusammengekniffen, die Mundwinkel schmerzlich heruntergezogen, unter den Augen zeichneten sich tiefblaue Ränder. Und da — Ebel beugte sich näher hin — an den Schläfen, in dem schimmernden Blond, zeigten sich graue Fäden — nein, er täuschte sich nicht!

Es war sehr still im Zimmer. Er schauderte und fror, seine Hände waren kalt vom steten Erneuern der Umschläge; kleine Stücke Eis schob er dem Kinde in das halbgeöffnete Mündchen, aber es schluckte nicht, das Wasser lief ihm an beiden Mundwinkeln wieder heraus. Noch immer lag es bewußtlos! Auch das Stöhnen hatte aufgehört. Daß der Kleine noch lebte, zeigte der schwache, unruhige Atem. Der Vater hielt den seinen an, immer wieder beugte er sich forschend über das Bettchen — da lag die Kindergestalt, so klein, so leicht, und doch ein volles Glück! Oh nur nicht sterben! Des einsamen Mannes Hände krampften sich zusammen. Wenn es stürbe, Gott, Gott! Scheu richteten sich seine Augen

auf die Schlafende — wie würde sie's ertragen?!

„Elisabeth!“ Sie hörte nicht; es wurde ihm plötzlich so angst und bange, der Knabe sah so verändert aus.

„Zischen — — Zischen“ — sie schlug im Schlaf mit den Händen abwehrend um sich — „sie zischen — — ha!“ Plötzlich fuhr sie auf. „Wo ist er?“ Mit wirren Augen blickte sie um sich. „Ich habe wohl geschlafen?“ Sie sah ihren Mann sich über das Bettchen beugen. „Was ist das?!“ sprach sie laut.

„Pst!“ Er wandte ihr sein von Schmerz ganz entstelltes Gesicht zu. „Ich höre seinen Atem nicht — ich fürchte — — — es geht nicht gut!“

Sie rieb sich die Augen und stammelte: „Sie lachten — — nein, komm fort, fort! — Ich kann's nicht ertragen!“ — — Jetzt schrak sie zusammen, jetzt war sie ganz wach. „Was sagst du? Nicht gut?! Wilhelmchen!“ Sie drängte sich heran.

Sie sah das marmorweiße, marmorkalte Gesichtchen; ein plötzliches Entsetzen packte sie. „Er stirbt!“ Sie bäumte sich hoch auf und stieß sich die Faust gegen die Brust. „Ich habe ihn vernachlässigt, ich habe es gewußt, das mußte so kommen, hundertmal es schrecklich gesehen und doch nicht geändert!

Oh ich!" — — Sie griff sich in die Haare. „Was habe ich denn gethan? Wo war ich?" Sie brach plötzlich zusammen, ihre Stirn fiel schwer auf die Bettkante. „Gott, Gott, hör mich!" Verzweifelt hob sie die Hände. „Laß mein Kind nicht sterben, laß unser Kind nicht sterben, strafe mich! Laß das Kind leben! Gott, du mußt! Hör mich, laß es leben! Thu ein Wunder! Du mußt! Wilhelmchen!" Wie schützend warf sie beide Arme über das Bett. „Mein kleiner Wilhelm, hier ist deine Mutter!" Ihr verzweifeltes Rufen wurde zärtlich-flüsternd, sie sprach selbst halb lallend wie ein Kind. „Mam, Mam, sag's noch einmal, Mam, Mam, Wilhelmchen! so hör mich doch, ich hab dich ja so lieb — so unsäglich lieb — jetzt hab ich Zeit — — nichts mehr von der Kunst! Sag: Mam, Mam, Wilhelmchen, Mam, Mam!" Sie drückte einen Kuß auf das Gesicht des Kindes. „Hier bin ich — — sag —" Sie stockte.

„Mam — — Mam — — —"

Das war ein Laut, so zart, kaum hörbar! Wo kam er her? Die Lippen des Kindes hatten sich bewegt, die Lider zuckten, aber sie hoben sich nicht.

„Er spricht!" rief sie halb lachend, halb weinend. „Er hat mich gehört! Mein Kind, mein Kind, ich

schwöre es dir, ich rühre keine Feder mehr an, ich schwöre — —"

Ebel legte ihr fest die Hand auf den Mund. „Schwöre nicht, Elisabeth, du darfst nicht schwören!" Er hob sie auf. „Komm, steh auf, laß jetzt das Kind!" Er betrachtete es forschend. „Es schläft!"

Der Atem ging ruhiger und gleichmäßiger, ein Hauch von Rot schien auf den Bäckchen zu schimmern.

„Gott sei Dank!" Ebel atmete tief auf.

Schluchzend fiel ihm Elisabeth in die Arme. „Kannst du mir verzeihen, Wilhelm?"

„Ich habe dir nichts zu verzeihen!"

„Doch, doch! Ich habe dich gequält, mich, dich, ich war so verzagt, ohne Mut, ganz klein, ach, ich — — ich muß mich anklagen — —"

„Laß gut sein, Elisabeth!" — Er wischte ihr die Thränen ab. „Ich habe es dir ja gesagt: Ich glaube an dich!" — — —

Es kamen bange Tage. Die Wohnung war still wie ein Grab; man huschte auf den Zehen durch die verdunkelten Zimmer. Von der blendenden Julisonne draußen durfte kein Strahl hereindringen; bei jedem Wagen, der vorüberfuhr, zuckten die Eltern zusammen. Die Klingel war abgestellt — wer brauchte denn auch herein? Niemand! Nur der Arzt, und den erwarteten sie schon immer vom Fenster

aus in fiebernder Ungeduld. Die ganze Welt war nicht mehr da, sie war in's Nichts versunken; mit ausschließlicher Inbrunst umfingen die Gedanken einzig dies dunkle Zimmer mit dem weißen Bettchen und in dem Bettchen die kleine, still daliegende Gestalt.

Das Kind schlief unausgesetzt. Die Bewußtlosigkeit schien in Schlummer übergegangen; war es der Schlummer, der zum Leben gesunden läßt oder der in's stille Reich des Todes führt?

Elisabeth sprach nicht von ihrer Todesangst; sie wich nicht vom Bett des Kindes, ihre ganze Willenskraft schien wieder erwacht; sie überwand die Müdigkeit und gönnte sich keinen Schlaf. Sie hatte alles verloren — es war ihr gleichgiltig; nur dieses Kind, nur dieses einzige Kind besaß sie! An die schwache kleine Gestalt klammerte sie sich wie an einen Rettungsanker. Nichts sehen, nichts hören, nur auf diesen Atem horchen, mit spähenden Augen jede Bewegung überwachen!

Den ersten Tag war Ebel zu Hause geblieben, den zweiten mußte er wieder in sein Bureau; er ging mit schwerem Herzen; als er wiederkam, abgehetzt, in Schweiß gebadet, saß Elisabeth noch auf demselben Fleck, sie schien sich kaum gerührt zu haben. Hastig trat er näher — das Kind schlief.

„Es schläft. Ich bin jetzt hier, Elisabeth, schlafe du nun auch!“ Mit sanfter Gewalt wollte er sie emporziehen.

Sie schüttelte den Kopf. „Laß mich, ich bin nicht müde. Es ist mir eine Wohlthat, hier zu sitzen, eine Beruhigung; hierher traut sich kein anderer Gedanke, ich bin ganz bei meinem Kind!“

Sie hatte recht. Der rastlose Ausdruck ihrer Augen war verschwunden, alles mögliche andere lag in ihrem Blick, aber nicht mehr diese spähende Gier, diese qualvolle Ungeduld.

Doktor Schmidt war zufrieden mit dem Befinden des Kindes. „Es scheint glücklicher vorüberzugehen als in hundert anderen Fällen,“ sagte er. Der kleine Wilhelm wachte jetzt für Viertelstunden, sogar für halbe Stunden; er erkannte die Eltern, und seine blauen Augen sahen matt, aber verständig drein.

Elisabeth hatte sich ihr Bett neben das des Kindes stellen lassen; nun gönnte sie es sich wenigstens die Glieder auszustrecken. Ob sie schlief? Wenn Ebel hereinkam — wie oft stand er doch die Nacht auf und schlich in's Krankenzimmer — immer fand er sie halbaufgerichtet in den Kissen sitzend, die überwachten Augen auf das Bettchen geheftet. —

Leute genug kamen, um sich zu erkundigen. Vor allen Frau Kistemacher. Am ersten Morgen war

sie erschienen, um sich bei Elisabeth zu entschuldigen, daß sie nun doch nicht den Lorbeerkranz geschickt hatte. „Der Gang wird mir blutsauer,“ hatte sie zu ihrem Manne gesagt, „so was ist gräßlich, aber ich muß ihr doch kondolieren, sie könnte uns sonst für herzlos halten!“ Sie war wie vom Donner gerührt, als das erschrockene Mädchen ihr von dem Unfall des Kindes berichtete. Nein, so ein Pech! Sie wollte sich durchaus nicht abweisen lassen.

Nun kam sie bereits zum fünften Mal in drei Tagen. „Ich kann sie nicht sehen!“ wehrte Elisabeth ab; sie fühlte sich ganz schwach in diesem Augenblick. Dann wurde sie rot. „Ich bin dem noch nicht gewachsen!“

Ebel ging. Er fand Frau Kistemacher an Elisabeths Schreibtisch; ihre neugierigen Blicke stöberten darauf herum — da lag noch der Theaterzettel! „Sie müssen meine Frau schon entschuldigen,“ sagte er, „sie ist wirklich nicht im stande, Besuch anzunehmen!“

„Besuch?! Das glaube ich wohl, aber ich bin doch kein Besuch; vor mir braucht sie sich doch nicht zu genieren. Und das Kind?! Ich möchte gern das Kind sehen!“

„Ich kann niemanden hineinführen, der Arzt hat es verboten.“

„Ich gehe ja auf den Zehen — das arme Kind! Wie kann so was nur passieren?! Aus dem Bettchen gestürzt, auf den Kopf gefallen, nee so was! Es war wohl niemand bei ihm? Das arme, arme Kind!“ Sie steuerte direkt auf die Thür zu.

Ebels große Gestalt versperrte ihr den Weg. „Bemühen Sie sich nicht,“ sagte er, „der Doktor hat streng jeden Besuch verboten. Ich lasse niemanden hinein!“ Das letzte klang sehr energisch.

„Nun, das hätte ihm wohl nichts geschadet, ich verstehe schon mit Kindern umzugehen,“ entgegnete sie spitz. Eigentlich war sie beleidigt, aber sie ging doch nicht, sondern setzte sich auf's Sofa. „Wie trägt sie es denn?“ fragte sie vertraulich.

„Gott sei Dank, es geht dem Kind ja besser; wenn wir auch noch keineswegs außer Sorge sind, sie atmet doch auf, sie —“

„Ach, das meine ich ja garnicht,“ unterbrach ihn Frau Kistemacher. „Ich meine das mit dem Stück. Sie haben die Kritiken wohl nicht gelesen? Wir haben sie alle, ich sage Ihnen: empörend! Ich habe mich zu Schanden geärgert!“

„Elisabeth hat noch nicht danach gefragt; wir haben jetzt keinen Sinn dafür.“

„Das glaube ich," sagte sie rasch, „wenn einem so was passiert! Ich habe ja immer bedauert, daß Elisabeth mehr Interesse für die Schreiberei hatte, als für das reizende Kind. Sie hätte sich eigentlich nicht verheiraten müssen!"

„So? Meinen Sie?" Er sah sie so seltsam an, daß sie verlegen wurde. „Meinen Sie, weil Elisabeth einen geistigen Beruf hat?" Er ärgerte sich über sich selbst, warum sagte er dieser Frau das? Aber es war ihm, als müsse er Elisabeth verteidigen. „Es ist schwer, die vielen Pflichten, welche die Ehe mit sich bringt, treulich zu erfüllen, doppelt schwer für eine solche Frau. Aber, ihr ist ja auch mehr gegeben als anderen. Elisabeth wird es lernen, beides zu vereinigen." Er sagte es sehr ruhig.

War der blind eingenommen von seiner Frau! Frau Julie fühlte einen kleinen Aerger; so sehr war es ja nicht einmal ihr eigner Mann, und der hatte doch alle Ursache! „Ja, manche Frauen haben eben sehr nachsichtige Männer," sagte sie, „mein Mann würde mir kommen, wenn ich Stücke schreiben wollte!"

„Ich bin stolz darauf!"

Frau Kistemacher war sprachlos. Das, das sagte er nach dem Durchfall?!

Ebel stand auf. „Verzeihen Sie, ich muß jetzt in's Krankenzimmer zurück. Ich möchte meine Frau nicht länger allein lassen!"

„Grüßen Sie sie tausendmal, die liebe Elisabeth! Und sie soll sich nur nicht zu sehr aufregen! Oh, das arme, arme Kind! Morgen komme ich wieder!"

Elisabeth fragte nicht, was Frau Kistemacher gesagt hatte. Während ihr Mann im Zimmer drüben mit jener sprach, hatte sie wie verschüchtert dagesessen und sich die Ohren zugehalten. Drang die laute Stimme nicht bis hierher? So scharf! Sie sprach gewiß vom Theater, sie klang neugierig. Oh nichts hören! Und dann, sagte sie nicht: ‚Das arme Kind!'?! Elisabeth zuckte zusammen, sie kannte den Ton ganz genau — ‚du armes Jungchen du!' — Sie sah wieder Frau Kistemacher auf dem Flur stehen und dem lachenden, strampelnden Kind zuwinken. ‚Du armes Jungchen!' — Dieser halb mitleidige, halb vorwurfsvolle Ton traf wie ein Stich in's Herz. Oh, nichts, nichts hören! Sie hielt sich die Ohren fester zu, es überlief sie heiß. So saß sie bis Ebel zurückkehrte.

Sie atmete auf — wenn nur niemand mehr kam! Ein nervöser Schreck durchzuckte sie, sowie

sich draußen etwas rührte. Der Schritt des Milchmanns, des Jungen, der Eis brachte, entsetzte sie. Nichts mehr sehen von der Welt, nichts mehr hören! Sie war ihrer so herzlich überdrüssig, überdrüssig des täglichen Hastens, des verzweifelten Ringens, der rastlosen Arbeit. Schlafen, schlafen — tot sein für die da draußen und vergessen! Elisabeth Reinharz — wer kannte den Namen noch? Verklungen wie eine altmodische Melodie; einst hatte man die schön gefunden, jetzt sang sie niemand mehr. Für alle begraben sein! Nur noch ganz heimlich leben in diesem stillen Zimmer, an diesem kleinen Bett; die Hände lässig im Schoß falten und fühlen, wie ein Gedanke nach dem anderen schwindet — garnichts mehr denken! Nur keinen Menschen mehr sehen!

„Willst du Fräulein Ritter auch nicht sehen?“ fragte Ebel. „Sie ist eben gekommen und steht draußen vor der Thür und will garnicht hereinkommen; sie wollte sich nur einmal selbst erkundigen.“

„Marie Ritter —?“ Elisabeth richtete sich lebleblhafter auf. Die Vergessene! Ja, die wollte sie doch sehen!

Sie ging ihr entgegen und fiel ihr um den Hals. So hatte sie die nie umarmt; es war eine

leidenschaftliche Inbrunst, eine schmerzliche Freude in dieser Umarmung.

Die beiden Frauengestalten traten, sich umschlungen haltend, an das Bettchen des Kindes.

Marie Ritter beugte sich mit einer hingebenden Bewegung tief über die Kissen. „Es schläft!" Lächelnd richtete sie sich wieder auf. „Meine liebe Frau Ebel" — sie küßte Elisabeth — „danken Sie Gott! Sehen Sie" — sie streckte den Finger aus — „es hat Rot auf den Bäckchen, die Lippen sind frisch, wie ruhig der Atem geht — — so schläft kein krankes Kind!" Warm drückte sie der anderen die Hand. „Welch ein großes Glück ist Ihnen wiedergeschenkt!"

Elisabeth fühlte den warmen Druck und sah Thränen der Freude in Marie Ritters Augen schimmern. Sie sah ihren Mund lächeln — eine plötzliche Erregung überkam sie. „Mein einziges Glück!" murmelte sie.

Marie Ritter nickte. „Ja, ein Kind ist ein Glück, das größte Glück, ich habe es auch nicht geglaubt, nun weiß ich's." Sie faltete die Hände. „So ein Kindergesicht — giebt es etwas Schöneres? Sehen Sie, wie lieb es daliegt! Es lächelt im Schlaf!"

Wunderbar, als ginge von Marie Ritters

Gestalt eine geheimnisvolle Kraft aus, das Kind hatte seinen Ausdruck verändert; es hielt die Lippen lächelnd halb geöffnet, nun spitzte es das Mündchen wie zum Kuß.

„Es träumt von der Mutter!“ flüsterte Marie Ritter.

„Mein Kind!“ Elisabeths Augen füllten sich jäh mit Thränen.

„Es ist Ihnen neu geschenkt!“ Die Ritter nickte lächelnd dem Kinde zu. „Schlaf dich gesund, mein Bübchen!“ Dann wandte sie sich zu Elisabeth und hielt ihr die Hand hin. „Was giebt uns alles andere? Sehr viel Leid. Ich will nicht sagen, daß Kinder kein Leid bringen können, aber die Leiden sind heiliger und die Freuden sind tausendmal größer als alle anderen, Anerkennung, Erfolg, Ruhm, ein Name — Glück habe ich nur in meinem Kinde gefunden!“

Nichts von wehmütiger Resignation lag auf Marie Ritters Gesicht — Elisabeth starrte es an wie gebannt — eine strahlende Freude war darüber gegossen und in der Freude ein himmlischer Friede. Sie ergriff die ausgestreckte Hand und klammerte sich daran an. Sie hätte Marie Ritter gar nicht fortlassen mögen; von dieser stillen Gestalt ging eine beruhigende Kraft aus, eine stärkende Macht, vor der alle anderen Mächte weichen mußten.

„Ich komme wieder, wenn Sie's gern haben," sagte die Freundin.

„Ja, ja!" Elisabeth fiel ihr noch einmal um den Hals — oh, wie vertraut war ihr jene! Gestrebt, Erfolg errungen, auf den Wellen des Beifalls gewiegt, gekämpft, untergegangen, vergessen — da hatte sie ihr eigenes Geschick umarmt, da ging es hin — — das war sie, sie selbst!

Sie beugte sich über das Treppengeländer und rief der Hinunterschreitenden nach: „Kommen Sie wieder!" Und dann, wie von plötzlicher Angst erfaßt: „Verlassen Sie mich nicht!"

Die Ritter winkte noch einmal lächelnd zurück. „Es wird gesund, das liebe Kind! Welch ein Glück!" — —

Der vierte Tag war vergangen; er hatte keine besondere Veränderung gebracht. „Es wird nun bald eine entschiedene Wendung eintreten," hatte Doktor Schmidt gesagt, „ich denke, in ein paar Tagen sind wir über den Berg!"

Wie tröstlich! Und doch konnte Elisabeth noch nicht froh werden; alle Hoffnung war in ihr niedergehalten unter einem eisernen Druck. Kein Schmerz, keine Unruhe mehr, aber auch keine Freude. Sie war müde zum Tode, ganz abgestumpft. Heider war täglich dagewesen, heute hatte er ihr einen ganzen Pack Zeitungen zurückgelassen; auch Maier

hatte geschrieben. Elisabeth hatte keinen Blick dafür; als sie dem Arzt zu einem Rezept Papier und Tinte von ihrem Schreibtisch holte, schob sie alles, was da lag, nachlässig bei Seite. Das hatte alles kein Interesse mehr für sie.

Der Morgen des fünften Tages graute. Noch war kein Lärm auf der Straße, das Leben noch nicht erwacht, auch die Hitze noch nicht. Ebel hatte in der Nacht das Fenster halb geöffnet, nun spielte hinter der grünen Jalousie der Morgenwind, ein Lüftchen drang in's dämmernde Zimmer und strich mit seinem Hauch über die Betten. Elisabeth fühlte das Wehen, es that ihr so wohl; sie hatte unruhig geschlafen, immer wieder war sie aufgeschreckt, dann sah sie rasch nach dem kleinen Bettchen. Wilhelm schlief wie in gesunden Tagen, das blonde Köpfchen seitlings auf den kleinen dicken Arm gelegt, durch die rosigen Nasenflügel den Atem kräftig einziehend und ausstoßend. Trotzdem fand sie nicht die rechte Ruhe; zum ersten Mal kamen wieder Gedanken, die die ganze Zeit fern geblieben, als wären sie nie dagewesen. Jetzt hatten sie wieder ein Recht, hier zu sein; erst stahlen sie sich scheu heran, nun hatten sie sich festgesetzt, hartnäckig und unabweisbar.

Zum ersten Mal dachte Elisabeth wieder an ihr

Stück — es war doch auch ihr Kind, ihr verlorenes dazu. Sie dachte mit einer gewissen Zärtlichkeit daran, ohne Erregung, ohne Schmerz, mit einem Gemisch von Liebe und Resignation.

Hatte sie geträumt oder war es Wirklichkeit gewesen? Hatte heute nacht eine Hand auf ihrer Stirn gelegen, sanft und kühl darüber hingestrichen, hatte eine Stimme geflüstert: „Ich glaube an dich!“? Sie hob sich aus den Kissen und sah groß um. Das Zimmer war leer, nebenan hörte sie die tiefen Atemzüge ihres Mannes. Sie streckte sich wieder lang und schob die Decke vom Halse — mochte das Morgenlüftchen darüber hinwehen — ach, wie köstlich, es nahm ihr den eisernen Reifen weg, der ihre Brust eingepreßt hatte, sie konnte freier atmen. Die Hände unter's Genick gelegt blinzelte sie mit halbgeschlossenen Augen auf das Streifchen Licht, das durch die Latten der Jalousie drang. Bald war Sonnenschein draußen, volle goldene Sonne — so dämmert Hoffnung auf, erst spaltbreit, nur ein Streifchen, dann immer mehr — dann groß und voll, dann alles überflutend. Ob man noch einmal hoffen kann nach so viel Enttäuschung?! Nein. Keine Hoffnung mehr. Die Zeit war vorbei.

Aber nun wußte sie's — mit einem plötzlichen

Ruck setzte sie sich kerzengerade — ‚ich glaube an dich‘, das hatte sie nicht geträumt, das hatte ihr einer gesagt, und tief innen wiederholte es eine Stimme immerfort, immerfort. Mit einem Seufzer der Erleichterung dehnte sie sich.

Ebel schlief fest; zwei, drei Mal war er in der Nacht nebenan gewesen, nun hatte die Uebermüdung ihr Recht geltend gemacht. So hatte er seit dem Unfall des Kindes nicht mehr geschlafen, auch Nächte vorher nicht; da hatte er das rastlose Umherwerfen seiner Frau gehört und, schlief sie endlich, auf ihren Atem gelauscht.

Der erste Schimmer des Morgenlichtes glitt über ihn hin, ein vorwitziger Sonnenstrahl tänzelte über sein Gesicht; er zog die Stirn kraus, aber er wachte nicht auf. Draußen ratterte ein Wagen, das war die Milchkarre; rasselnd hielt sie vor'm Haus still. Der Kutscher knallte mit der Peitsche — Ebel hörte es nicht.

Doch jetzt ein leiser Schritt, ein Schleichen auf bloßen Füßen — das hörte er! Seine Frau! Da stand sie vor'm Bett, ohne Schuhe, im langen weißen Nachthemd, das blonde Haar verwirrt um's Gesicht hängend. Sie war eben aus dem Bett geschlüpft und hatte sich nicht einmal Zeit genommen, etwas überzuziehen.

„Du,“ sagte sie, „Wilhelm, es ist Morgen! Es ist Zeit, du mußt aufstehen! Und weißt du“ — sie setzte sich auf den Bettrand und sah ihn groß an — „wenn sie auch lachten und zischten, — mein Stück ist doch gut!“

Er sah sie erstaunt an und fragte dann freudig bewegt: „Wie kommst du darauf? Gewiß ist es gut!“

„Ich habe darüber nachgedacht,“ sagte sie ernst, „zum ersten Mal. Ganz aus der Welt wollen sich die Gedanken doch nicht schaffen lassen!“ In ihren matten Augen blitzte ein flüchtiger Strahl auf und sie lächelte wehmütig.

„Dann werden wir auch heute die Kritiken ansehen,“ sagte er rasch. „Heider hat sie alle gesammelt. Ja, willst du?“

„Zeige sie mir!“

Nebenan regte sich das Kind; augenblicklich huschte sie fort. „Komm, komm!“ hörte Ebel sie kurz darauf rufen, ihre Stimme klang hell. „Wilhelmchen ist aufgewacht, er sitzt im Bettchen! Und er sagt, er hat Hunger!“

VIII.

Sie hatten nun doch noch ein paar Tage mit dem Lesen der Kritiken gezögert; Elisabeth war noch einmal ganz davon abgekommen. Sie hatte so viel mit dem Kinde zu thun gehabt; es schlief nicht mehr, es wurde lebhaft, aber es war leicht reizbar, weinerlich, wie Kinder in der Genesung sind. Es wollte ruhig gehalten und doch unterhalten werden; nun spielte sie stundenlang mit ihm. All die kleinen Scherze ihrer Kinderzeit kamen ihr wieder in's Gedächtnis, sie holte sie hervor mit einer rührenden Geduld.

Es war ein merkwürdiger Anblick, die große Frau vor dem Bettchen knieen zu sehen; ihre hohe Gestalt beugte sich tiefer und tiefer, das Schäkern stand ihrem ernsten Gesicht seltsam. Ebel war gerührt, wenn er sie so sah; sie gab sich so unendliche Mühe und machte sich so müde. Aber er ließ sie gewähren, er wußte, es war ihr eine Genugthuung.

Nun spielte der Kleine schon an seinem Tischchen unter Miles ängstlicher Obhut. Elisabeth saß an ihrem Schreibtisch, mechanisch hatte sie den gewohnten Platz wieder eingenommen; Ebel ging im Zimmer auf und ab, er ließ sie garnicht aus den Augen; und Heider saß auf dem Sofa. Ein Zeitungsblatt nach dem anderen legte er vor sich auf den Tisch, das Päckchen war schon hoch.

„Haben sich ja riesig angestrengt,“ sagte er. „Eine Menge Papier!“

„Ich will sie alle hören. Weiter.“ Elisabeth sprach ganz ruhig, nur die Farbe auf ihren Wangen kam und ging, sie wurde abwechselnd blaß und rot.

„Na denn wieder an die Gewehre!“ Heider schlug einen forciert heiteren Ton an und warf einen schnellen Blick auf Elisabeth.

Sie fing den auf und lächelte. „Lesen Sie ruhig weiter.“

„Es ist die allerschlimmste!“ sagte er.

„Lesen Sie nur!“

„‚Einen schlimmen Durchfall erlitt gestern Herr Direktor Schwertfeger mit Aufführung des fünfaktigen Dramas der, als Novellistin nicht unbekannten, Frau Elisabeth Reinharz. Zu verwundern ist nur, wie der feinsinnige Leiter dieser, wirklichen Kunstinteressen gewidmeten, Bühne in

seinem sonst so vortrefflichen Urteil so irren konnte; zu bedauern ist ferner, daß die Darsteller ihre schönen Kräfte an dieser litterarischen Totgeburt verschwendeten. Um gleich vorweg zu nehmen: Fräulein Maschkas stummes Spiel bei der vergeblichen Erwartung ihres Bräutigams im ersten Akt war geradezu vollendet; es verwischte in etwas den peinlichen Eindruck, den die technische Ungeschicklichkeit der Autorin hervorrief. Eben so ausgezeichnet war das Spiel unseres Schoenfließ, der aus seiner matten, farblosen Rolle das Möglichste herausholte. Was er darin leistete, ist garnicht genug anzuerkennen. Es war schon eine Selbstverleugnung, überhaupt diese Rolle zu übernehmen.

Ein gründlicheres Fiasko haben die Mauern unseres schönen Theaters wohl kaum je gesehen. Es ist bewundernswert, daß das Publikum eine so würdige Haltung bewahrte — das ist eben das gut gezogene Publikum der Residenz; diesen Abend hätte ich in einer anderen Stadt erleben mögen! Es ist geradezu unverständlich, wieso dies von evidenter Talentlosigkeit zeugende Machwerk —'"

Heider hielt inne; er glaubte einen zitternden Atemzug vernommen zu haben, aber nein, es war eine Täuschung. Da saß Elisabeth und sah ihn ruhig an. Er las weiter:

„‚Die Verfasserin umgiebt sich mit dem Nimbus einer Realistin. Wenn reine, oder vielmehr schmutzige Aeußerlichkeiten, beleidigende Ausfälle gegen Gesellschaft und Geistlichkeit, eine verrohte Sprache, krasse Gefühlsäußerungen ohne jede Vorbereitung und ohne Uebergang Realismus sind, so ist Frau Reinharz eine Realistin; wir lehnen jede Fühlung mit dieser Art Realismus entschieden ab. Uns scheint, der Lorbeer ihrer hochbegabten Kollegin, Wlodzimira Starzynska, hat die Verfasserin der gestrigen Unglaublichkeit nicht ruhen lassen. Vermessen greift ihre Hand nach Sternen, die ihr unerreichbar sind!‘“

Nun hielt Heider doch inne, ein unterdrückter Laut schnitt ihm das Wort ab. Elisabeth war aufgefahren, totenblaß stand sie da.

„Warum wollen Sie auch solchen Wisch gelesen haben!“ Wütend knäulte er das Blatt zusammen und schleuderte es in eine Ecke.

„Weiter,“ sagte sie tonlos und setzte sich wieder.

„Laß doch!“ Ebel trat zu ihr und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Es greift dich doch an!“ flüsterte er.

Sie lehnte den Kopf an seinen Arm. „Oh nein!“ Die Augen schließend blieb sie in derselben Stellung. „Lesen Sie weiter!“

Heider ergriff ein anderes Blatt. „Aha!“ Ein Freudenschein flog über sein Gesicht. „Da sind doch auch Gerechte! Hören Sie, was der schreibt — nun erst allerhand im allgemeinen, das lasse ich aus, — aber dann:

‚Ein merkwürdiges Stück! Nur ein echtes Talent kann das schreiben. Da ist Kraft, Leidenschaft, Mut und Originalität. Eine echte, wenn auch freilich noch unbeholfene Dichternatur spricht zu uns. Noch ist Frau Elisabeth Reinharz nicht auf der Stufe angelangt, wo der Schriftsteller aufhört und der wahre Künstler anfängt — aber sie wird dahin kommen, besonders, wenn es ihr gelingen wird, auch die männliche Individualität so zu zeichnen, daß sie sich ihren trefflich gesehenen Frauencharakteren ebenbürtig an die Seite stellt. Noch ist ihr der Mann ein Buch mit sieben Siegeln; aber ich zweifle nicht, sie wird lernen, und wir werden mit der Autorin als einem wichtigen Faktor unseres litterarischen Lebens noch dereinst zu rechnen haben. Glück auf! Schade nur, daß durch den Mangel an Lokalkolorit, durch den Schluß, durch —‘“

Heider ließ das Blatt sinken. „Das hat kein Interesse mehr, er sagt nur, was wir leider wissen. Aber Glück auf Frau Elisabeth Reinharz! Glück

auf!“ Er war aufgesprungen und hielt ihr die Hand hin.

Sie hob den Kopf nicht vom Arm ihres Mannes. „Ich denke, Sie geben nichts auf Kritiken“ — sie lächelte schwach — „Sie pfeifen drauf!“

Er sah betroffen drein. „Ja freilich, eigentlich, das hatte ich ganz vergessen! Ja, ich pfeife auch drauf. Aber, weiß Gott, man freut sich doch! Mut, Frau Elisabeth!“ Seine Stimme hatte einen ungemein herzlichen Klang. „Man hofft noch was von Ihnen!“

„Ich nicht mehr!“ Sie lächelte wieder, aber ein müdes Lächeln. „Ich kann nicht mehr. Ich habe mir das Wort gegeben am Bett meines Kindes, — ich schreibe nicht mehr.“

Heider sah sie einen Augenblick starr an. „Unsinn!“ sagte er dann rasch, wie sich selbst beruhigend.

„Viele sind berufen,“ sprach sie ernst, ihr Gesicht veränderte keinen Zug. „Wenige sind auserwählt — ich bin nicht auserwählt. Hoch oder garnicht! Ich schreibe nicht mehr.“

„Sie werden schreiben, Sie m ü s s e n schreiben!“ Heider sprudelte die Worte nur so heraus. „Hören Sie denn nicht, was vernünftige Leute sagen? Habe ich's Ihnen nicht vorgelesen, glauben Sie

uns nicht, mir, Ihrem Manne? Es ist einfach ein Unrecht; Sie müssen schreiben, Sie müssen!"

„Ich will nicht. Vorbei!" Sie scheuchte mit der Hand durch die Luft, als jage sie etwas fort.

Heider sah Ebel an und erwartete von ihm Widerspruch; dieser schüttelte nur unmerklich den Kopf, im Blick seiner Augen lag: ‚Abwarten! Ich habe keine Angst!' Er strich seiner Frau zart über's Haar. „Meine brave Frau!" Und dann bückte er sich und flüsterte ihr etwas in's Ohr.

Ein feines Rot stieg ihr in's Gesicht. „Ja," sagte sie träumerisch, „ich weiß, du hältst etwas von mir!"

„Wir alle!" Es packte Heider wie Ungeduld „Wenn Sie sich gleich von ein paar lumpigen Rezensionen so verstimmen, von einer so niederdrücken lassen — hören Sie mal, hier schreibt ein anderer" — er durchflog rasch ein neues Zeitungsblatt — „Novität — gewagter Stoff — originelle Behandlung — Aufführung — Hitze — Urteilsfähigkeit des Publikums — halt, hier!" Er unterbrach sein Gebrumm und accentuierte deutlich:

„‚Ein Talent, das eigene Bahnen geht, hat stets zu kämpfen. Ich erinnere nur an Hebbel, Grillparzer —'"

Heider unterbrach sich: „Nun, das können Sie sich schon gefallen lassen, die zitiert zu sehen!“

„‚— an Sudermann, Hauptmann! Jahre mußten sie warten, bis auch pekuniäre Erfolge einigermaßen Früchte am Lorbeer ansetzten!‘“

Heider lachte. „Der ist praktisch! Nun, wieviel hat Ihnen denn Schwertfeger ausgezahlt?“

„Maier schreibt: Fünfzehn Mark dreißig — bare fünfzehn Mark!“ Elisabeth sagte es ohne jede Ironie. „Ich hätte Schwertfeger die fünfzehn Mark gern gelassen, was soll ich damit?“

„Wir legen sie unserem Jungen in die Sparbüchse,“ sagte Ebel und lächelte freundlich. „Er mag es später wissen, wie sauer seine Mutter die für ihn erworben hat; sie werden ihm Glück bringen!“

„Oder auch nicht!“ Elisabeth sprach hastig. „Wirf sie lieber weg, schenke sie niemandem! Es klebt Herzblut daran.“ Sie sah geradeaus, über ihr ausdrucksvolles Gesicht gingen noch einmal alle Schauer des Erlebten. Sie schüttelte sich leicht. „Nein, gieb sie ihm nicht!“

„Die letzte Zeitung!“ sagte Heider, noch ein Blatt entfaltend. „Auch gut, aller guten Dinge sind drei. Nur der Held genügt ihm nicht; auch möchte er vor allen Dingen freundlichere Bilder haben. ‚Bitte, recht freundlich!‘ wie der Photograph

sagt. ‚Warum vertieft sich die geschätzte Autorin in die Nachtseiten unseres Lebens? Ihr ernstes Talent —‘“

„Sehen Sie,“ unterbrach Heider die Vorlesung, „immer Talent!“

„‚— ihre nicht gewöhnliche Gestaltungskraft, ihr Mut, das zu sagen, was not thut, treibt sie leicht dazu, die schwarzen, allzu schweren Töne zu forcieren. Noch fehlt die Sonne. Wenn doch sieghafte Töne in unsere Poesie kämen! Nur der allzu große Ernst schreckt ab; Frau Reinharz sollte lichtere Farben wählen, freundlichere Stoffe und den männlichen Charakter eines eingehenderen Studiums würdigen. Dann wird es ihr auch nicht an Erfolg fehlen!‘“

„Immer den Vorwurf der ungenügenden männlichen Charakterisierung, hm,“ sagte Heider. „Das kann wohl möglich sein, daß Sie da —“

„Die Kritiker haben recht!“ unterbrach sie ihn rasch. „Aber was wollen sie? Zeigt mir doch den Mann, der die Frau so zeichnet, wie sie wirklich ist. Er wird nie ganz wahr sein. Und ich den Mann zeichnen?! Nun ich bin eben eine Frau!“

„Aber dann: heiterere Stoffe!“ Heider nickte ihr ermutigend zu.

„Das sagen *Sie* mir?!“ Sie sah ihn groß an. „Wissen Sie denn nicht? *Ich* suche die Stoffe

nicht, die Stoffe suchen mich." Schwerfällig stand sie auf und ging in's Nebenzimmer zu dem Kinde.

„Wir werden verreisen," sagte Ebel. „Ich habe Urlaub erhalten, von Ende dieser Woche ab für fünf Wochen. Sie muß herauskommen, es thut ihr not."

Der andere stimmte lebhaft zu. „Aber wohin?"

„In ihre Heimat; da hat sie ihre Kunst gefunden, da wird sie sie auch wiederfinden."

Heider sah ihn forschend an; seine Augen waren von Freundschaft geschärft, leise regte sich auch noch eine andere Empfindung. Hatte der Mann denn gar keine eigenen Wünsche, ging er kalt neben ihr her? Elisabeth war nicht glücklich — und der da?

„Alter Junge, bist du glücklich?" fragte er plötzlich und legte dem anderen die Hand auf die Schulter.

„Ich hoffe es zu werden!" Ebel vermied den forschenden Blick Heiders nicht, sondern erwiderte ihn ruhig und offen; dann sagte er ganz in demselben Ton: „Ich werde um Wohnung schreiben; Elisabeth hat mir vom Förster erzählt, ich denke da kommen wir unter. Das Gutshaus ist geschlossen, der jetzige Besitzer wohnt nicht darin, sondern läßt alles verwalten. Im Dorfwirtshaus möchte

ich nicht bleiben, da werden die Betten schlecht sein, es ist auch nicht reinlich genug."

Heider schüttelte den Kopf. Jetzt an so etwas zu denken! Der war doch ein Philister! — — —

Elisabeth hatte wehmütig gelächelt, als ihr Mann ihr ankündigte: „Nun können wir in deine Heimat reisen, ich habe Urlaub." Vor Wochen hätte diese Botschaft ein belebendes Feuer in ihr angefacht, jetzt nickte sie nur: „Das ist lieb von dir!" Sie sagte nicht: ‚Ich freue mich!' Mit einer gewissen Lässigkeit betrieb sie die Vorbereitungen zur Reise. Sie wäre kaum fertig geworden, wenn Mile nicht mit Feuereifer gewaschen, geplättet und gepackt hätte. Die Alte war selig in dem Gedanken, noch einmal dahin zu kommen, wo sie, wie sie zutraulich zu dem Herrn sagte, ‚ihre besten Jahre verlebt hatte'. Ebel hörte sie dem Kinde von der Muhkuh, von den schönen Blümchen, von der guten, guten Milch erzählen, von dem großen Wald, wo Erdbeeren wachsen, so süß, wie es sonst gar keine mehr giebt. Ihre knarrige Stimme bekam dabei einen ganz melodischen Klang. Ebel mußte lächeln — Heimat, das war ein Zauberwort, das Alte jung macht und Betrübte froh — hatte es denn für Elisabeth gar keinen Reiz mehr? Vor Wochen noch hatte sie sich gesehnt, jetzt schien sie keiner leb-

haften Empfindung mehr fähig zu sein. Sie war sanfter als sonst, von einer liebenswürdigen Nachgiebigkeit, wie sie nur Schwachen eigen ist. War sie körperlich leidend? Ihre Augen waren ohne Glanz, und sie hatte einen Teint, wie ein bleichsüchtiges Mädchen.

Mit einer gehaltenen, ihr sonst fremden Ruhe erledigte sie, was zu erledigen war; es berührte Ebel eigentümlich, wenn er sah, wie sie aufräumte, wegpackte, einkampferte, als hätte sie nie für anderes Interesse gehabt. Als er am letzten Tag vor der Abreise nach Hause kam, fand er sie vor ihrem Schreibtisch. Sie saß am Boden, zerrissene Papiere waren um sie herumgestreut, in dem einen Seitenschränkchen lagen schon schön geordnete Bündel mit Bindfaden fest umschnürt. Jetzt räumte sie nicht weiter. Wie lange mochte sie schon so dagesessen haben, ein dünnes blaues Heft, anscheinend ein Schulheft, in der Hand, den verträumten Blick unverwandt darauf gerichtet?

„Was hast du da?“ fragte er.

Sie schrak zusammen. „Mein erster Versuch,“ — sie hob das Heft in die Höhe, ein leiser Schmerz zuckte über ihr Gesicht — „ich schrieb hier auf — — hier hinein — — früher — —.“ Hastig warf sie's in den Kasten zu den Bündeln und schloß fest

zu. „So.“ Langsam stand sie auf, steif von dem unbequemen Sitzen. „Nun habe ich abgeschlossen.“

Wenn sie sich doch nur ein wenig auf die Reise gefreut hätte! Es war das erste Mal seit vier Jahren, daß sie wieder in die Freiheit hinauskam, in die wirkliche Freiheit, wo die Bäume wachsen, wie sie wollen, nicht sorgsam umhegt, zum Zählen vereinzelt, wie die Bäume im Grunewald.

„Denke, du wirst wieder Korn wachsen sehen und Vögel singen hören,“ sagte er. „Du wirst Blumen pflücken können, du liebst sie ja so. Wir wollen in der Wiese liegen und tüchtig im Wald spazieren gehen; wir besuchen alle deine alten Bekannten im Dorf. — Freust du dich denn garnicht?“

„Oh ja,“ klang es müde.

„Du wirst mir die Plätze zeigen, wo du als Kind gespielt hast?“

„Oh ja.“

„Du windest einen Kranz aus Heidekraut, wir legen ihn dem Onkel auf's Grab!“

„Ja!“ sagte sie lebhafter; und dann düster: „Ich gehe über ein Grab!“

Sie sah so traurig aus; das Wort erstarb ihm im Munde, er sagte nichts mehr.

Nun war der Morgen der Abreise da, ein schöner, lichter Morgen, an dem der Großstädter

mit sehnsüchtigen Augen den Wagen nachschaut, die, mit Gepäck beladen, zur Eisenbahn rollen. Die Droschke hielt vor der Thür, die Koffer waren aufgeladen, Mile saß schon auf dem Rücksitz, das strampelnde Kind auf ihrem Schoß; noch waren die Bäckchen des kleinen Wilhelm blaß, aber der Sommerwind des freien Landes würde schon Rosen darauf erblühen lassen. Ebel hatte alles besorgt; nun wartete er unten. Elisabeth kam noch immer nicht herunter, sie hatte oben zuschließen wollen; das zweite Mädchen war zu seinen Eltern gereist.

Er sprang noch einmal hinauf. Da stand sie in der verödeten, kampferdurchdufteten Wohnung, alle Jalousieen waren geschlossen, Spiegel und Polstermöbel hatte man verhängt, der Sofateppich war zusammengerollt; da stand sie unweit ihres Schreibtisches mit hängenden Armen, den Kopf gesenkt, schlapp fiel der graue Reisemantel an ihr herunter. Sie hatte ihres Mannes Schritt nicht gehört; jetzt drehte sie den Kopf, einen langen, langen Blick warf sie auf den Platz, wo sie so oft gesessen — es war ein Abschiedsblick. Ebel wollte sie nicht stören, geschwind huschte er vor ihr die Treppe hinunter. Da kam sie nach, er hörte sie zuschließen.

„Komm Elisabeth, komm, wo bleibst du?!“

„Ich komme.“ Schwer tappte ihr Schritt die

Treppe hinunter. Sie trat auf wie jemand, der eine Last trägt. Nun war sie bei ihm. Er nahm sie bei der Hand; so gingen sie die letzten Stufen miteinander.

Auf dem Bahnhof erwartete sie Heider; er hatte sich's nicht nehmen lassen, hier noch einmal den Freunden Lebewohl zu sagen. Elisabeth hatte sonst von niemandem Abschied genommen; bei dem Gedanken an Besuche hatte sich ihre Stirn verfinstert und ein nervöses Frösteln sie überlaufen. An einem Tag hatte sie schon Hut und Handschuhe angehabt, um zu Kistemachers zu gehen — Frau Julie hatte sich wohl einen Dank verdient, die war so oft dagewesen! — aber unten an der Hausthür war sie wieder umgekehrt, nein, sie konnte nicht hingehen! Sie stieg wieder die Treppe hinauf, legte sich auf's Sofa und verträumte apathisch ein paar Stunden.

Heider hatte ein paar Rosen für Elisabeth und eine Tüte für den kleinen Wilhelm mitgebracht. Elisabeth war seltsam weich, er auch; immer wieder streifte sein Blick sie von der Seite — wie blaß, wie still! Ihr wehmütiges Lächeln mit dem kaum merklichen Ziehen der Mundwinkel schnitt ihm in's Herz. Sie gingen auf dem Bahnsteig hin und her; Ebel trug den Kleinen auf dem Arm, nun blieb er mit ihm vor dem Automaten stehen und

zauberte eine Tafel Schokolade daraus hervor, während Mile aufgeregt das Handgepäck bewachte.

„Kommen Sie gut wieder!“ sagte Heider zu Elisabeth und sah sie besorgt an; und dann mit einer Bemühung zu scherzen: „Alleweil fidel! Ebel thut doch alles Ihnen zu Liebe, was er nur kann!“ Er wartete einen Augenblick — was würde sie dazu sagen?

„Ja, das thut er!“ Sie sah sich scheu um, ob auch niemand hörte. „Er thut mir so leid! Er wäre mit einer anderen glücklicher geworden!“ Eine gewisse Unruhe lag in ihrem Ton. „Könnte ich's doch ändern! Er muß viel an mir vermissen!“ Das klang wie eine angstvolle Frage.

„Dafür liebt er Sie eben!“ Es kostete Heider Ueberwindung, das zu sagen, es ging ihm eigentlich gegen den Strich; seine rabenschwarze Mähne sträubte sich, er fuhr sich mit den gespreizten Fingern durch.

„Was soll ich thun?!“ Ihr ratloser Blick irrte umher.

Er zuckte die Achseln; da war schwer zu helfen!

„Ich bin so müde!“ klagte sie, „meine Kraft ist zu Ende — wo soll ich neue finden?!“

„Die kommt schon wieder! Schreiben, schreiben, sich frei schreiben!“ Er warf die Mähne aus der

kantigen Stirn zurück, seine Augen blitzten auf. „Dies Vorrecht ist unser!“

„Ich denke an das, was vergangen ist,“ murmelte sie. „Wie war ich so anders! Ich könnte weinen. Hoffnungsfreudig, mutig — — oh jene Tage, meine schönen Tage! Mein Stern —.“ Sie brach ab, ihr Mann näherte sich.

„Nun wird es aber Zeit,“ sagte Ebel, „der Zug ist schon signalisiert. Da — da fährt er ein!“

Das Gedränge war nicht sehr groß, Vergnügungsreisende fahren nicht viele in jene Gegend. Da ist das Land zu flach, die Verhältnisse sind zu einfach und die Kiefernwälder zu eintönig.

„Reisen Sie glücklich!“ sagte Heider. Er stand vor dem Coupé; sie waren schon alle darin, Mile und das Kind, Ebel brachte eben das Gepäck unter. Elisabeth stand am geöffneten Fenster und reichte dem Freunde noch einmal die Hand hinab.

Er ergriff sie und schüttelte sie kräftig. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen, mit einem innigen Blick umfaßte er ihre Gestalt, und dann richtete er seine Augen fest auf ihr Gesicht. Ihre Blicke begegneten sich; Heider nickte.

„Mut, Mut!“ sagte er leise und herzlich.

„Nicht weinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber
Unsere Sterne erlösen!“

Er schwenkte den Hut.

„Auf frohes Wiedersehen!“

IX.

Ueber der Heide liegt die Sonne. Tausende von rotlila blühenden, kaum fußhohen Stauden bedecken den Boden; das ist ein Bienengesumm, ein Gesurr, ein Schmetterlingsgaukeln und Libellengeschwirr. Fliegen, wie blitzende blaue Punkte, schießen durch die Luft; grüngoldene Käfer laufen eilig, kleine rote, schwarzgepunktete klettern an Halmen in die Höhe — dort, unter dem niedrigen Wacholderbusch raschelt eine Eidechse, und oben zwischen den immergrünen Zweigchen weben die Spinnen silberschimmernde Fäden.

Die Luft ist still, heiß und doch nicht drückend. Ein starker Duft steigt vom Kraut auf, und weiterhin, wo die Heide zu Ende geht, schimmert es goldgelb; das sind Lupinen, sie duften berauschend, süßer wie Jasmin. Der sommerlich leise Windhauch nimmt den Geruch auf und trägt ihn wohl eine Stunde weit in die Runde, dort zum Dorf,

dort zum See, dort zu den Kiefern, die der Riesenwald als Boten in's Feld schickt.

Da liegt der See, in einer leichtgesenkten großen Mulde, wie blauer Stahl schimmert er von fern gesehen; in der Nähe ist er blau, kornblumenblau, zwischen seinen grünen Rändern das tiefgefärbte Bild des Sommerhimmels widergebend.

Der Menschen sind wenige; da liegt der Fischer im angebundenen Nachen, die Wellen rühren sich nicht, er summt vergnügt und raucht seine Pfeife.

Von jenem Feld, das schon gemäht ist, fährt eben ein Ochsengespann das letzte, hochgepackte Fuder in's Dorf; der Bauer sitzt obenauf, Knecht und Magd, Rechen und Heugabeln schulternd, wandern nebenher. Vom Tritt der groben Männerschuh fliegt der Staub auf, das Mädchen läuft barfuß, seine Röcke schwenken, sein helles Kopftuch schimmert weithin.

Jetzt hört man nichts mehr vom Knarren des Wagens, hinter jener Erdwelle ist er verschwunden; auch der Fischer summt nicht mehr, die Pfeife ist ihm aus dem Munde gefallen — er schläft.

Stille. Da blaut der Wald ernst und dunkel, weit in der Runde schließt er dies Stück Erde ein; da grünen die Raine, von Mohn und Winden und

Glockenblumen und Kamillen bunt besprengt; da wehen weiße Fäden über dichte Stoppeln; da sucht das Rebhuhn mit seinen Jungen Schatten im blühenden Kleefeld, und da duckt sich der Hase zwischen fetten Kohlköpfen und läßt sich's wohl sein.

Friedvolles Land, so weit das Auge sieht. Besänftigende Ruhe sinkt nieder vom wolkenlosen Blau, himmlischer Tau, der die Kreatur erlabt. Feucht kommt der Hauch vom See und kühlt die lechzenden Lippen, aus jeder Ackerfurche steigt der Duft der Gesundheit und der stärkenden Arbeit.

Kein Laut und doch hoch über den Feldern ein Konzert unsichtbarer Sänger, ein frohes Lied aus tausend Kehlen. Man hört es kaum, man fühlt es mehr, dieses Jauchzen, das aufwärts steigt im Sonnenstrahl; es tönt von jedem Blütenblatt, von jeder Aehre, von jedem Grashalm, jeder Nadel des Waldes, von jedem Tropfen des Wassers, jedem Staub des Weges, von jeder Erdkrume.

Die Brust dehnt sich, der matte Blick belebt sich. — — —

Die Eisenbahn fährt nicht bis hierher. Als Ebel und Elisabeth in Meseritz die Bahn verließen, machte er seiner Frau den Vorschlag, ihren alten Freund, Doktor Mannhardt, gleich aufzusuchen. „Wie wird der sich freuen!" sagte er.

„Meinst du?“ Sie sprach ganz teilnahmlos. „Er wird mich kaum wiedererkennen — die Freude wird sich halten lassen.“

Als er sie noch immer fragend ansah, drehte sie den Kopf weg. „Damals war ich anders,“ hörte er sie murmeln, „damals so mit vollen Segeln in's Leben hinaus, und jetzt — —“ Sie sprach es nicht aus, aber er sah an dem Ausdruck ihres Gesichtes, daß es nichts Erfreuliches war.

Im Dorf war die Aufregung groß; als sie angefahren kamen, lief, was Beine hatte, auf die Straße; es war schon Feierabend.

Da waren die Alten, die schon alt gewesen, als Elisabeth noch ein Kind war; und da waren die Jungen, mit denen sie jung gewesen, die Buben und Mädchen, jetzt Väter und Mütter, ihre Jüngsten auf dem Arm; die größeren hingen sich hinten an den Wagen. Da waren viel lachende Gesichter, viel ausgestreckte Hände „'n Abend, Fräulein Elisabeth, 'n Abend!“

Ebel bekam auch freundliche Grüße; in einer seltsamen Bewegung fuhr er durch's Dorf. Hier war seine Elisabeth aufgewachsen. Er sah sie im Geist über das holprige Pflaster hüpfen und über die Pfützen im ausgefahrenen Fahrweg — wo der

Schmutz am dicksten war, mußte sie durch, die wilde Hummel — ihre Wangen waren rot wie Aepfel, die blonden Zöpfe flogen um die kräftige Kindergestalt. Da hatte sie mit den Dorfmädchen im Ringelreihen gespielt, da sich mit den Jungen geprügelt. Und da war die alte Dorfkirche! Wie ein Wahrzeichen hob sich ihr kupfergeplatteter, bauchiger Turm weit über die Ebene. Dort unter den Nußbäumen hatte ihr Pfarrer gewohnt, der alte, gelehrte Herr, da ging sie hin zum Unterricht, das Haar glatt gescheitelt; im Sommer im saubergewaschenen Kattunkleidchen, im Winter in dem Mäntelchen, aus des Onkels altem Pelz geschneidert. Und drinnen vor'm Altar kniete sie dann im ersten langen Kleid — er kannte das Bild, er trug es immer in der Brusttasche — das liebe Gesicht fromm gesenkt, und doch schon allerhand dämmernde Gedanken hinter der faltenlosen Stirn.

Ebel faßte ihre Hand und drückte sie zärtlich. „Alles wie früher, nicht wahr?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich suche meine Jugend," sagte sie leise, „und —" sie stockte.

Der Kutscher hatte die Pferde angehalten, eine Frau war an den Wagen getreten. Im schwarzwollenen Trauerkleid, mit der breiten schwarzen Schürze stand sie als dunkler Fleck in der freund-

lichen Dorfstraße. Alles Licht schien ihre Gestalt zu fliehen. „Kennen Sie mich noch, Fräulein Elisabeth?“

Elisabeth sah sie verlegen an. Wer war das doch? Sie konnte sich in diesen vergrämten Zügen nicht zurecht finden.

„Ich bin die Marie — Bauer Obst seine Marie!“

„Marie —? Du —?!“

„Ja, das glaub ich wohl, daß Sie mir nicht erkannt haben!“ Das Weib beherrschte sich mühsam, aber sie konnte es doch nicht hindern, ein paar Thränen tropften ihr über die Wangen. „Ich habe mir gar zu sehr verändert. Vor 'nem Jahr is mein Mann gestorben. Sie wissen doch, wie lang ich den Lindners Martin lieb gehabt, wir sollten doch absolut nicht zusammenkommen!“ Sie weinte laut. „Nun hab ich ihn endlich gekriegt, vor zwei Jahr auf Michaeli haben wir Hochzeit gemacht, so'n guter Mann — nun hat er sich im Frühjahr das Blut erkält', im Juli is er gestorben — — mein Gott, mein Gott! Und mein Kleines hinterdrein! Ich hab nichts mehr auf der Welt!“ Sie hielt sich die Trauerschürze vor's Gesicht.

Mile fing auch an zu weinen; voll tiefen Mit-

leids blickte Ebel auf die Trauernde und dann auf seine Frau. Er sah, sie rang nach Worten.

Sie nahm die Hand der Jugendgespielin. „Marie!" sagte sie stockend, „liebe Marie!" Weiter nichts, ihre zitternden Lippen schlossen sich fest aufeinander, und sie unterdrückte die Thränen.

„Oh mein Gott, was macht man durch! Ich hab mir hundert Mal den Tod gewünscht!" Die Frau wischte sich mit der Schürze die Thränen ab. „Ich hab vom Förster gehört, daß Sie verheirat' sind, Fräulein Elisabeth, das ist wohl der Herr Gemahl?" Sie warf einen neugierigen Blick auf Ebel.

Er reichte ihr die Hand.

„Freut mich, freut mich sehr!" Die Frau knickste. „Schenken Sie mir doch die Ehr' — da wohn ich!" Sie wies auf ein stattliches Bauernhaus mit Scheune und Obstgarten dahinter, mit steinerner Freitreppe und einer grüngestrichenen Bank vor der Thür. „Da sitz ich abends immer, wenn ich müde bin, und denk an meinen Martin. Das is 'ne Plackerei, wenn einer mit fremden Leuten schaffen muß, das is nichts Eigenes, und wenn sie auch gut sind. Ach, wenn ich meinen Martin noch hätt', da ständ' ich anders da!"

Sie sah den Knaben auf Miles Schoß und heftete ihre thränengefüllten Augen verlangend auf ihn. „Du mein Herrgott, das liebe Kind!" Ehe sich's jemand versah, hatte sie den kleinen Wilhelm aus dem Wagen gehoben und preßte ihn an sich. „Dich möcht ich haben, du müßtest bei mir bleiben, wie im Himmel wär' ich! Oh du Engelchen! Du Engelchen!" Sie küßte das Kind ab, daß es aufschrie. „Fräulein Elisabeth, sind Sie glücklich!" Ungern, fast widerwillig gab sie das Kind zurück, man sah es ihr an, sie konnte es kaum aus den Armen lassen. „'nen guten Mann," — sie nickte Ebel zu — „und so 'nen Jungen! Meiner wär nu —" sie brach ab. Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Elisabeth war blaß geworden, so blaß, daß Ebel erschrak und den Arm hinter sie schob. Sie streifte ihn mit einem raschen, dankbaren Blick, und dann neigte sie sich über den Wagenschlag dicht zu der Jugendgespielin; ihr blonder Kopf schien fast deren schwarzes Kleid zu berühren, ihre Wange streifte die Schulter der Trauernden. Sie flüsterte ihr in's Ohr: „Könnte ich dir helfen, ach, wie gerne thät ich's, liebe Marie! Weine nicht! Ich schicke dir alle Tage meinen Jungen, ich" — sie stockte, sie hatte den lebhaften Drang, zu helfen — „weiter kann ich ja nichts für dich thun!"

„Danke, danke!“ Das vergrämte Gesicht der Frau hellte sich auf. „Sie waren immer so gut! Ach, wenn das Kind kommt — Birnen hab ich schon, schöne reife, und Honig auch, und ein frisches Eichen wird ihm auch nicht schaden. Ach, was freu ich mir!“ Sie reichte noch einmal die Hand in den Wagen. „Wenn das mein Martin wüßt, der hat Sie ja auch gut gekennt, Fräulein Elisabeth. Und der Herr Gemahl, so 'n lieber Herr!“ Sie schüttelte Ebel kräftig die Hand. „Und die alte Mile —“

„Na,“ sagte der Kutscher und drehte sich halb auf dem Sitz um. „Lindnern, die Pferde stehn nich mehr. Hüh! Brrrrr! Brrrr!“

„In Gottes Namen!“ Die Frau trat zurück. „Viel Glück in der Heimat!“

„Das ist die reichste Bäuerin hier 'rum,“ sagte der Kutscher und wies mit dem Peitschenstiel über die Schulter. „Schwer reich! Aber was hat se dervon? Nu hat se nich Mann und nich Kind, und wenn sie 'n Sack Geld in den Arm nimmt, das is doch nichts Lebiges! He, Ida, alte Kasserolle!“ — er hieb auf das Handpferd — „willste wohl! Ja, ja, alles in der Welt macht nich glücklich, nur de Liebe!“ Kutscher Heinze war ein Philosoph; er räusperte sich, zog die Augenbrauen

hoch, nahm die Pfeife aus dem Mund und spuckte erst nach rechts und dann nach links. „Wonach strebt der Mensch? Ja, sehn Se, Herr, er will gerne glücklich sein. Nu? Er is nich glücklich, wenn er keine Liebe hat. Das steht ja auch schon in der Bibel geschrieben. Was mei'm Sohn seine älteste is, die Cilla, die hat's erscht gestern gelernt." Er wußte nicht recht, was und half sich mit einem: „Nu, nu, dann wär alles nix. Die Cilla sagt es sehr scheene uf — — ‚de Liebe is das größte', sagt se."

„Arme Frau!" Elisabeth hielt den Kopf gesenkt und blickte unverwandt in ihren Schoß; nun wiederholte sie noch einmal leise: „Arme Frau!" Und dann schauderte sie.

„Ja, ja," meinte Mile, „da habt Ihr wohl recht, Heinze!" Sie philosophierte auch gern, in Berlin fand sie nur nicht das Publikum dafür. „Ach Gott, was is der Mensch?! Da is man versessen auf was und 's is einem doch nich zu gute. Als der alte Lindner tot war, haben sie sich gleich geheirat', der hat's immer nich zugegeben, dem war die Obst's Marie nich reich genug. Nu hat sie gemeint, sie hat das Glück zu Hauf, und was hat sie?" Sie stieß einen Seufzer aus. „Ja, ja, 'runterreißen läßt sich's nich vom Himmel! Guck, Wilhelm-

chen!" — sie ließ das Kind auf ihrem Schoß stehen — „da hat deine Mamma gewohnt, da is sie 'rumgesprungen, und da von der Mauer is sie runtergefallen mank die Scherbeln. Ach, mein Gott!" — Mile stieß einen hellen Schrei aus — „da liegt noch die alte, zerbrochene Eiserkette, die hat immer da gelegen, da hat sich deine Mamma ein Loch in den Kopf geschlagen! Mein Gott, mein Gott!"

Da war das Gutshaus mitten im großen Garten; sie fuhren an der Mauer entlang, die es gegen die Landstraße zu umgab. Zwischen riesigen Baumwipfeln hindurch leuchtete das rote Ziegeldach, so behaglich und doch so wetterfest schaute es durch das Grün. Hähne krähten, ein Hund bellte.

„Ach!" Elisabeth war aufgesprungen, sie stand im Wagen und reckte den Hals; jetzt stieg sie auf den Sitz, mit einer Hand stützte sie sich auf ihres Mannes Schulter. Ebel hieß den Kutscher langsamer fahren.

„Ich sehe was, ich sehe was! Ach! Da ist der Kiesweg in der Mitte, die Zentifolienhecke blüht wieder, wie hoch sie geworden ist! Und da sind die Lilien, sind's dieselben, die ich gepflanzt habe? Und da die Johannisbeersträucher, und da der Pflaumenbaum — er hängt ganz voll!" Elisabeth streckte beide Hände aus. „Ach, und da ist die

Eismiete, da spielten wir immer Verstecken, und da" — ihre Stimme bebte — „da ist der alte Nußbaum, darunter — da hab ich gesessen, als ich zum ersten Mal was schrieb! Ach!" — Ihre Gestalt schwankte, die Pferde hatten angezogen, sie wäre gefallen, wenn ihr Mann sie nicht gehalten hätte.

Nun war es nur noch eine kurze Strecke, die kleine Erhebung der Straße hinauf — da — der Atem des Waldes schlug ihnen entgegen, voll harzigen Duftes. Da fingen die knorrigen Riesenstämme an, vom letzten Abendstrahl mit rotem Gold begossen — da hoben sich die breiten Wipfel nadelscharf vom reinen Aether — da kräuselte sich der Rauch der Försterei, und Frau Jung stand in der Thür, ihr altes, freundliches, wohlbekanntes Gesicht lachte über und über.

„Herzlich willkommen, Fräulein Elisabeth!" sagte sie, wie sie es hundert Mal gesagt hatte, wenn das junge Mädchen angelaufen kam. „Das ist schön von Ihnen, daß Sie uns nicht vergessen haben! Nehmen Sie fürlieb bei uns! — Mann!" schrie sie — er war ziemlich taub, und hatte das Rollen des Wagens nicht gehört — „sie sind da! Die Elisabeth ist da!" — — —

Ebel konnte in der ersten Nacht nicht schlafen; es war heiß in der kleinen Stube, sie hatten das

Fenster offen gelassen, nun zog der Harzduft des Waldes herein mit jedem Windhauch. Man hörte den klagenden Schrei eines Brachhuhns und das Bitberit des Wachtelkönigs und traumhaften Unkenruf in der Ferne. Ein wunderbarer Strom floß durch das niedrige Fenster, ein Strom von unverbrauchter Kraft, von Tau, von himmlischer Reinheit, von stiller Sicherheit. Ueber die heißen Augen strich es wie mit kühlen Fingern. Und draußen war ein immerwährendes Rauschen, ein heimliches Flüstern — hier sang die Nacht ein Wiegenlied, so süß, so leise, wie keine Mutter es singen kann.

„Schläfst du?" flüsterte er.

„Nein," gab sie eben so leise zurück.

Die Försterslente hatten ihnen ihr Ehebett eingeräumt; da lagen sie nun auf dem Lager, wo sonst die alten Menschen Seite an Seite schliefen — junge Menschen, und doch weit von einander getrennt! Ebel hatte sich ganz an den Rand gelegt; sie lag am anderen. Er lauschte: würde sie noch etwas sagen? Nein, sie sagte nichts, aber daß sie auch jetzt noch nicht schlief, wußte er, er hörte es an ihrem Atem.

„Schlafe, Elisabeth!" flüsterte er wieder nach einer Weile. „Schlafe, warum schläfst du denn nicht?"

„Ich denke so viel. Ohne Liebe! Arme Frau! — — — Hörst du, was der Wald spricht?“

„Soll ich das Fenster schließen?“

„Oh nein!“ Sie setzte sich im Bett auf. „Das thut mir so gut. Schlafe du nur!“ Sie sagte nichts mehr.

Auch er schwieg.

Draußen immer das Rauschen — immer das Rauschen — immer dasselbe Lied; seine Gedanken fingen an, sich zu verwirren, er konnte nicht mehr widerstehen — — — da! — — er schreckte auf — hatte sie das Bett verlassen? Er reckte den Arm, so daß er sie hätte berühren müssen — leer!

„Elisabeth!“

Keine Antwort. Er richtete sich auf. Da lehnte sie im Fenster, weit hinausgebeugt, und hatte ihn nicht gehört.

Er sprang aus dem Bett. „Elisabeth,“ flüsterte er, hinter sie tretend und sanft ihren Arm berührend. „Komm, leg dich nieder!“

Langsam wandte sie sich nach ihm um, er sah, daß sie geweint hatte.

„Komm, du erkältest dich!“

„Ich habe zugehört, ich bin warm geworden dabei, ganz warm. Horch!“ Sie legte den Finger auf den Mund. Draußen ward das Rauschen

voller, immer stärker und stärker das Lied; die Kiefernwipfel neigten sich säuselnd, lauter schien die Wachtel zu locken — so viele Stimmen in der Nacht, in dem Wind, in dem Raum zwischen Himmel und Erde.

„Ich höre sie alle," sagte sie träumerisch. „Ich verstehe sie alle. Ich danke dir!" flüsterte sie weich. „Du hast mich hierher gebracht!" — — —

Das war die erste Nacht, und andere Nächte folgten, in denen sie sanft schliefen, ermüdet von der Luft, die ihnen durch alle Poren drang bis in die Seele. Die Erregung ließ nach, eine sanfte Abspannung folgte.

Das Kind gedieh prächtig, seine Bäckchen waren rot und seine kleinen Beine braun gebrannt; pfeilgeschwind rannte es jauchzend durch den Wald, Mile konnte, lachend und scheltend zugleich, nicht rasch genug nachkommen. Und der alte Jung ließ den strammen Bengel auf der Kuh reiten, und bei der Lindnern im großen Obstgarten las er Birnen auf, sein ganzes Schürzchen voll. Die Witwe war rein närrisch mit ihm; jeden Morgen stand sie schon, die Hand über die Augen gelegt, und sah die Dorfstraße hinunter nach ihm aus. Zuweilen blieb er den ganzen Tag bei ihr, das war dann ein Fest für beide. Gegen abend ging Elisabeth und holte

ihn, dann fand sie die Jugendgespielin auf der grüngestrichenen Bank vor der Thür, den Knaben auf dem Schoß; und wenn sie dann wieder ging, ihr Kind an der Hand, stand die Einsame noch lange und blickte ihnen nach.

Das war ein Bild, das Elisabeth nicht vergaß; es prägte sich ihr unauslöschlich ein. Immer sah sie die schwarze Gestalt vor der Thür des verödeten Hauses — nichts Teures mehr drinnen — kein Liebeswort, kein Kinderschrei — bezahlte Knechte trappsen über den Hof und jagen die Mägde hinter die Scheuer — da ist kein Herr, der nach dem rechten sieht, Mietlinge führen den Segen des Feldes heim — das ist eine Arbeit ohne Freude. Und die Witwe starrt sehnsüchtigen Auges in die untergehende Sonne, die rund und rot hinter dem Wiesengrund versinkt; ihr Trauerkleid flattert im Abendwind, scharf umrissen hebt sich die schwarze Gestalt ab von der weißen Mauer des Gehöftes. Arme Frau!

Und so waren viele, die Elisabeth beschäftigten. Langsam, ganz allmählich kam ihr der Wunsch, in die Hütten des Dorfes hineinzublicken. Da waren Kinder ohne Mutter — da war der Mann ein wüster Gesell, der seine Frau prügelte und sein kleines Vierjähriges schon nach Schnaps schickte —

da ein uraltes Pärchen, das, einander stützend, unter den Birnbaum am Schweinekoben wackelte — da Pioszek's Lisa, die Leichtsinnige, die auf jeden Tanzboden sprang — da die knochige Gestalt des jungen Geistlichen und da seine hübsche Frau, die er aus lauter Frömmigkeit fürchtete, zu sehr zu lieben. Da war der schöne Müllerssohn auf seinem Wägelchen, der die Mädchen nasführte — da der ausgemergelte Loebel, der Lumpen und Hasenfellchen eintauschte gegen Nadeln und Zwirn — da der Stadtmetzger, der das Vieh aufkaufte; weinend brachten die Kinder der Armen ihr einziges Schwein, stolz trieb der Bauer den Mastochsen zu — alles miteinander auf die Karre. Da war der geizige Ende-Lange, der sein Geld im Keller vergraben hatte, und die arme Magd, die ihm nur um Kleidung und Essen diente, froh, daß man ihren blöden Jungen mit auf dem Hofe duldete.

Ebel zeigte seiner Frau den Knaben, wie er des Ende-Lange Schweine hütete; selbst schmutzig wie ein Schwein. Ohne Schuh und Strümpfe, ohne Hemd, nur mit einer zerrissenen Hose bekleidet, lag er am Grabenrand, darin das Rüsselvieh wühlte, und rührte mit den Beinen den Schlamm um. Ebel hatte ihm einmal ein Butterbrot geschenkt, nun lief das verhungerte Kind hinter ihm drein wie ein

Hund; seine Augen bettelten beständig, seine kleine, magere Hand war immer ausgestreckt.

Da waren auch freundlichere Bilder, glückliche Ehen, glückliche Kinder, sonnige Stuben, fleißige Burschen, sittsame Mädchen. Eine Fülle von Gestalten drängte sich durch die Dorfgasse, Mitleid heischend, Freude erregend, Lachen fordernd, Thränen entlockend — sie verlangten gebieterisch ihr Recht, man vergaß sich selbst unter ihnen.

Und im Garten des Gutshauses, da kamen die Erinnerungen dazu, lugten hinter jedem Busch vor, liefen hallend durch die öden Gänge des Gebäudes und klopften an die verschlossenen Stuben.

Elisabeth machte nicht oft von der Erlaubnis Gebrauch, hier hineinzugehen, selten holte sie sich beim Verwalter den Schlüssel; es wurde ihr so seltsam bange an der verlassenen Heimatstätte — da war sie nun doch nicht mehr zu Hause.

Das erste Mal hatte sie lange allein unter'm Nußbaum gesessen — sie hatte das so gewollt; aber dann jagte sie auf einmal fort, nahm sich kaum Zeit, die Pforte zu schließen, jagte an der Mauer entlang, den Hügel hinauf — da kam ihr Mann ihr entgegen, von weitem schon winkte er ihr. Sie lief ihm atemlos in die Arme.

X.

Nun waren sie drei Wochen hier, Wochen, die lang waren und doch kurz. Lang, weil die Tage äußerlich still verstrichen, einer dem andern gleich, ohne Hasten, ohne Aufregung — kurz, weil die Natur immer neues bot, mit jeder aufziehenden Wolke, mit jedem Windhauch, mit dem Auf- und Niedergang der Gestirne, mit jeder sich erschließenden Knospe.

Als sei ihr alles neu geschenkt, so sah Elisabeth sich um. Wo war sie denn so lang gewesen? Im Dunklen. „Ja, im Dunklen," sagte sie sich; erst jetzt sah sie wieder.

Langsam, schwer nur hatten sich die müden Lider geöffnet, aber nun war der Blick wieder klar. Wenn sie am Morgen durch den Wald schritt — noch war jedes Gräschen versilbert, die blauen Glockenblumen zwischen den Farren senkten sich taubeschwert, über das Moos huschten verschämte Sonnenstrahlen, leise stimmten die Vögel an, um

lauter, immer lauter sich auszujauchzen — dann war es ihr, als müsse sie aufschreien, aber nicht im Schmerz, nein, in einer erlösenden, befreienden Empfindung.

Ohne daß sie es wußte, begann sie zu summen, zu singen; zaghaft mischte sich ihre Stimme in das Jubilieren der Vögel, ihre schweren Schritte wurden leichter, elastisch gab das Moos nach. So war sie als Kind gelaufen, als Mädchen, — liebe Erinnerungen auf Schritt und Tritt. Sie warf sich zu Boden wie damals, die breiten Fächer des Farrenkrauts nickten als Schirm über ihr Gesicht; wohlig streckte sie die Glieder, so lang, so faul. Da ging alles zur Ruh.

Elisabeth hatte Berlin nicht vergessen, aber das Schaudern, mit dem sie anfangs zurückgedacht, wurde schwächer; die Bitterkeit verlor sich. Sie konnte jetzt über das Vergangene sprechen, ohne eine erzwungene Ruhe zu erheucheln; sie suchte sogar das Gespräch, mit jedem Mal sprach sie sich freier. Der Stachel war herausgezogen, die Wunde hatte sich geschlossen; sie fühlte sich wie ein Genesender, der weiß, daß er sehr krank gewesen ist. Und wie der dankbar des Arztes gedenkt, so mußte sie immer an ihren Mann denken.

„Ich glaube an dich!“ — — Als alle sie ver-

ließen, hatte er ihr das gesagt. Und wieder sah sie den festen Blick seiner hellen Augen in jener dunklen Nacht — sein Vertrauen, war das nicht ihr einziger Halt gewesen?

Jahr um Jahr ging sie zurück, vier lange Jahre — viel Ringen, viel Enttäuschung, viel Pein. Er hatte mit ihr gehofft, und als sie selbst nicht mehr hoffte, hatte er geglaubt — und sie immer geliebt.

Sie sah sich am Schreibtisch, im Theater, am Bett des Kindes — in ihren tiefsten Nöten. Und aus dem dunklen Wirrsal der Vergangenheit hob sich sein Bild klar ab, immer schärfer wurden die Umrisse, je länger sie hinsah; sein Bild wuchs und wuchs, es wurde zusehends groß vor ihren Augen.

Oft sah sie nach ihm hin mit einer gewissen Schüchternheit; ob er es merkte, daß sie manchmal in seinen Anblick versank? Früher hatte sie ihn auch oft so traumverloren angeblickt, aber da war es nur Zerstreutheit gewesen, ihre Gedanken waren weit weg. Jetzt waren sie bei ihm.

Ob er es merkte, daß sie ihn suchte? Sie war nicht mehr gern allein; früher hatte sie auch oft seine Gegenwart gewünscht und sein Nachhausekommen herbeigesehnt, aber nur, um sich vor der angstvollen

Unruhe, die sie umtrieb, zu einem Menschen zu retten. Jetzt war es ein anderes Gefühl.

Sie wurde sich selbst fremd; wie ein neues Ich wachte es in ihr auf, sie mußte sich erst daran gewöhnen. Verwundert hielt sie Umschau. Eine warme Empfindung durchflutete sie — Empfindung über Empfindung — ach, wer all den Empfindungen Ausdruck verleihen könnte! Sie waren zu zart, um in Worte gekleidet zu werden, zu tief innerlich, zu hoch, zu heilig — ja, heilig!

Elisabeth hätte die Hände falten mögen, sie trat in einen großen Dom; der war nicht aus Steinen, nein, wie aus Waldwipfeln gebaut, das Dach der blaue, der freie, der ewige Himmel. Und in dem ewigen Himmel wohnten Gott und die Kunst und die Liebe; die Menschen da unten streckten die Hände aus, die einen gläubig, die anderen aus Gewohnheit, die dritten in unbewußtem Verlangen. Und sie selbst sank auf die Kniee unter die Menge, hob wie jene die Hände und betete: „Gott! Kunst! Liebe! Jetzt erkenne ich!“ — —

Ebel sah mit Entzücken die frische Röte auf Elisabeths Gesicht wiederkehren; so hatte sie lange nicht ausgesehen, ihre gespannten Züge wurden wieder rund. „Du bekommst ordentlich dicke Bäck-

chen, wie als Mädchen!" sagte er scherzend und streichelte ihr die Wangen.

Sie hielt seine Hand fest. Sie saßen miteinander im Wald, die Kiefernwipfel über ihnen säuselten schon im abendlichen Wind; eben war der kleine Wilhelm noch hier gewesen und hatte Erdbeeren gesucht, jetzt hatte er sich mit Mile hinter den Wachholderbüschen verloren. Sie waren allein. Ein wunderbarer Friede schwebte um sie, über ihnen, so weit das Auge reichte und das Ohr. Nicht einmal ein Holzwagen knarrte, kein Specht klopfte an die Baumrinden, nur ganz in der Ferne tönte wie verlorenes Lachen das Gurren der Waldtaube. Dort in der Lichtung, wo das Gras hochschießt um den kleinen, schilfverwachsenen, wasserrosenbedeckten Tümpel, hoben sich schon langsam weiße Schleier — aber höher, zwischen den fernsten Kiefern stand noch die Sonne, rund und rötlich, und warf den Heiligenschein um die Natur.

„Oh, wie schön!" rief Ebel rasch. „Sieh hin, wie wunderschön! Und wenn ich denke, daß wir armen Städter das so selten sehen oder nur hinter Mauern und Dunst — wer das beschreiben könnte! Der ist glücklich der das kann! Präg dir's ein, Elisabeth, sieh, sieh!"

„Ich habe es gesehen," sagte sie träumerisch

und ließ den Blick nicht von seinem Gesicht. „Du hast recht: wer's beschreiben kann! Ja, so aussprechen — das ist eine Erlösung!" Sie sah sich um mit einem tiefen Atemzug. „Hier bin ich durch den Wald gelaufen, so frisch war der Wind, so stark der Duft, ich jung und gesund — die Lust war zu groß! Wohin mit allem? Ich mußte schreiben. Und jetzt" — sie senkte den Kopf, aber dann hob sie ihn wieder, ihr Auge suchte das ihres Mannes — „ich wünschte, ich könnte all das, was ich empfunden habe, was ich empfinde, ausströmen lassen."

„Schreib dich frei, schreib dich frei!" bat er hastig, als sie träumerisch verstummte, und drückte fest ihre Hand. „Wirf's von dir, mach dich frei!"

„Ich glaube, das hat Heider auch gesagt," sprach sie nachdenklich. „Wir schreiben uns frei. Gott sei Dank!" Sie sprang plötzlich auf, hoch und schlank stand sie unter den Waldbäumen, es leuchtete in ihren Augen. „Ich schreibe mich frei!" Es klang wie ein Jauchzen, sie faßte mit der Hand in ihr Kleid, als wollte sie es über der Brust aufreißen. „Frei, frei! Ich werde mich frei schreiben, und dann — dann — —." Sie kniete plötzlich neben ihm nieder und legte den Arm um

seinen Hals. „Oh du, wie soll ich dir danken? Ich danke dir so viel tausendmal!“

Ihre Lippen suchten die seinen, und sie küßte ihn innig und warm. „Ich danke — ich danke!“

„Warum dankst du mir?“ fragte er, zitternd vor Bewegung. „Danke deiner Kunst, die macht dich frei!“

„Ja!“ Lebhaft sprang sie auf. „Dir und der Kunst danke ich, ich kann euch garnicht voneinander trennen. Siehst du“ — sie streckte den Arm aus und wies nach der Seite des Waldes, die schon im Schatten lag — „da war ich, da tappte ich herum, im Dunklen; ich jagte einem Irrlicht nach und glaubte, es wäre mein Stern. Nein“ — lächelnd schüttelte sie den Kopf — „das führt in einen Sumpf, darin man langsam, aber unrettbar versinkt, wenn nicht eine Hand da ist, die einen herauszieht, einem wieder auf festen Boden hilft. Du mein guter Mann“ — schon kniete sie wieder neben ihm — „das war deine Hand! Und höre“ — sich dicht neben ihn setzend, lehnte sie den Kopf an seine Schulter — „jetzt sehe ich wohl den wirklichen Stern, er ist mir noch ferner, als ich gedacht hatte, aber“ — sie sprach mit der alten, mutigen Energie — „ich werde ihn doch erreichen!“

„Gott sei Dank!“ Weiter sagte er nichts, er küßte sie nur; so lange, so fest drückte er sie an sich, daß ihr der Atem ausging. Es durchschauerte sie seltsam, mit einem unendlichen Wohlgefühl lag sie in seinem Arm.

„Du wirst schreiben!“ flüsterte er glückselig. Sein ganzer Stolz, sein ganzer Glaube an sie, die ganze Erkenntnis lag in den paar Worten. „Schreibe, meine geliebte Elisabeth, schreibe und“ — er machte eine Pause — „liebe mich!“

„Ich liebe dich!“ sagte sie laut und feierlich. Wie entrückt sah sie in die sinkende Sonne. „Da kommen Bilder und Bilder, Gestalten und Gestalten, ich kann sie nicht zurückdrängen, sie kommen immer näher — aber mitten darin bist du. Sie scharen sich um dich — du trägst ein helles Licht, ich sehe sie alle so deutlich, ach, so deutlich durch dich! Ach!“ Mit einem Schrei, halb jubelnd, halb schmerzbewegt entfuhr es ihr: „Ich muß doch wieder schreiben!“ Lachend und weinend zugleich sprach sie: „Ich werde auch wieder leiden. Wer hätte wohl etwas geschaffen, ohne zu leiden? Aber ich werde doch glücklich sein, denn“ — sie sah ihm mit ruhiger Heiterkeit tief in die Augen — „ich werde frei!“ — —

War das ein schöner Abend gewesen! Ebel

hatte das Gefühl, als dürfe er den nie vergessen, als sei er ein Merkstein für sein Leben, für das Elisabeths — für ihr gemeinsames Leben. Lange hatten sie noch mit den Försterleuten vor der Thür gesessen.

Weit breitete sich die stille Landschaft, nur zu ahnen im Sternenlicht; nahe lag der Wald in dunklen Umrissen, schwärzlichen Klumpen gleich — Felder, Felder in hellerem Schimmer — da der Garten des Gutshauses, und da das Dorf mit spärlich aufblinkenden Lichtchen. Schon schliefen die Müden, nur Schwaß' Karle spielte die Ziehharmonika vor seines Vaters Stallthür; jetzt spielte er ein geistliches Lied, gleich darauf einen Walzer, — beides klang elegisch durch die Nacht. Und über allem spannte sich der reiche Augusthimmel mit unzähligem Sterngeflimmer, mit der klar sich zeigenden Milchstraße. Sternschnuppen fielen; leuchtend groß schossen sie herunter, blitzgeschwind, als könnten sie's nicht erwarten, die schlummernde Erde zu küssen.

Der alte Jung war heut so besonders mitteilsam; er erzählte dem jungen Ehemann von ‚Fräulein Elisabeth', als die noch klein war. Das Sternenlicht flimmerte über sein schrumpliges Gesicht und zeigte all die behaglichen Schmunzelfalten. „Ja, die war immer 'n besonderes Mädchen," schloß er, „aber

daß sie noch mal so was werden würde, eine die schreibt — — —!"

Elisabeth war zusammengefahren, und Ebel blickte rasch auf. „Woher wissen Sie denn das, Vater Jung?!"

„Ei, das wissen sie doch alle im Dorf!" lachte die Frau, und der Alte schmunzelte. „Da is auch nich einer hier herum, der's Buch nicht gelesen hätte, die ‚Einfachen Geschichten'.

„Die sind schön!" fiel die Frau ein. „Ich habe Sie immer fragen wollen, woher Sie denn das alles wissen, Fräulein Elisabeth? Ich hab mich nur geniert. ‚Du', sag ich zu meinem Alten, ‚als wenn die 'ne Laterne gehabt hätte und hätt die Herzen abgeleuchtet, wie unsereins den Stall'. Sie denken wohl, weil wir hier so auf dem Lande wohnen, sind wir zu simpel, um so was zu verstehen? Das haben wir doch verstanden. — ‚Die kennt uns bis in's Geblüt,' sagen die Bauern, ‚die hat en Herze für uns!' Unser Kreisphysikus, der Herr Doktor Mannhardt, der hat's verliehen, wer weiß wie oft!"

„Mein Doktor!" Elisabeth schlug froh die Hände zusammen. „Mein alter, lieber Doktor! Wilhelm," wandte sie sich lebhaft zu ihrem Mann,

„den hätten wir längst besuchen müssen! Wir wollen auf der Rückreise zu ihm, ja?"

„Gern, sehr gern!"

„Oh, Fräulein Elisabeth!" Die alte Frau hatte die Hände der jungen ergriffen. „Sie haben ein rechtes Geschenk vom lieben Gott bekommen. Sie müssen glücklich sein!" — — —

Ein rechtes Geschenk vom lieben Gott — glücklich sein! Das ging Elisabeth durch den Kopf, als sie spät abends am Bettchen des Kindes standen. Nie war ihr der kleine Knabe lieblicher erschienen. Sie fühlte sich frei und leicht, das Blut floß ihr rasch durch die Adern mit einem warmen, starken Erguß. ‚Die kennt uns, die hat ein Herz für uns!' Immer wieder tönten ihr diese Worte in den Ohren und sie fühlte ein freudiges Herzklopfen, eine glückliche Erregung! Sich freuen mit den Fröhlichen, weinen mit den Weinenden, ja das konnte sie!

Von raschem Impuls getrieben, umschlang sie ihren Mann. „Ich will weiter nichts!" sagte sie hastig. „Und wenn mich auch niemand sonst kennt, ein paar Herzen nur, vor allem dein Herz! Und eine Kunst hab ich doch auch," setzte sie hinzu und hob stolz den Kopf. „Ich habe sie doch!"

„Bravo!" sagte er und zog sie an's Fenster; sie sprachen leise, um das Kind nicht zu stören, es

klang wie das Geflüster von Liebenden. „Dein Stern!“ Er wies hinauf zum Himmel — da stand der Abendstern, größer als alle anderen, funkelnd im blauen Licht — „der steht unwandelbar, der vergeht nicht!“

— — — — — — — — — — — — — —

Sommertage, Sonnentage waren dahingegangen. Schon wehen weiße Fäden immer dichter über die leeren Felder, schon sind die Morgen und Abende kühl, in den Nächten thut es wohl, sich warm aneinander zu schmiegen. Die Früchte in den Gärten locken; strotzend von Saft, schwellend von Reife hängen sie an den Bäumen, man braucht nur leise daran zu rühren, so fallen sie einem in den Schoß. Das ist die köstlichste Zeit des Jahres. Kein schmachtendes Frühlingssehnen, keine ermattende Sommerglut — nein, herbstlich gesunde Frische, und doch noch kein Vergehen. Alles ist reif, voll, gesättigt von freudigem Genießen.

„Jetzt verlassen wir all das!“ hatte Elisabeth gesagt, als sie am letzten Abend über die Heide schritten, Hand in Hand. Mit einem großen Blick sah sie sich weit um; mit geöffnetem Mund, mit zitternden Nasenflügeln sog sie den herben Duft ein, ihr glänzender Blick wurde feucht. „Wie der Wind geht,“ murmelte sie. „Wie das riecht, riecht

— ha, so köstlich!" Sie breitete die Arme aus und sprang auf die kleine Erhöhung mitten im vollblühenden Heidekraut. Hier sah sie noch weiter, hier blähte der Wind ihre Kleider und blies sie durch und durch. Sie stieß einen Schrei des Entzückens aus. „Siehst du, Wilhelm, wie schön das alles ist? Man muß es lieben, man kann es garnicht genug lieben. Oh du mein Land, du meine Heimat!" Noch weiter breitete sie die Arme aus und drückte sie dann mit einer inbrünstigen Gebärde an die Brust.

Er trat zu ihr und, ihr in die feuchten Augen sehend, fragte er: „Wird es dir schwer, die Heimat zu verlassen, Elisabeth?"

„Nein! Meine Heimat ist nur bei dir, das fühle ich wohl. Und ich nehme ja all das mit" — ihre Linke faßte seine Hand, mit der Rechten wies sie weit in die Runde — „alles!" Sie hatte eingeatmet so tief, so stark, als sollte die Heimatluft ihr die Brust füllen bis zum Rand, bis zum Ueberfließen. — — — — — — — — — —

Und nun saßen sie in der Eisenbahn, noch wenige Stunden und die große Stadt, das ungeheuere Häusermeer, das gierige, nicht rastende Ungetüm, das Chaos von Menschen und Schicksalen war erreicht.

Der Abschied war überstanden. Wie bei der Ankunft, so waren auch heute morgen die Leute auf die Dorfstraße geeilt; weinend hatte die Lindnern den prächtigen Asternstrauß in den Wagen gereicht und ein Körbchen rotwangiger Aepfel für ihren Liebling. Immer wieder küßte sie ihn.

„Wir kommen wieder," hatte Elisabeth gesagt und der Weinenden die Hand gedrückt. „Wir kommen wieder im nächsten Jahr, gewiß! Wir kommen immer, wenn wir müde sind. Das Kind soll dich nicht vergessen, wie ich dich nicht vergessen werde, euch alle nicht — das alles nicht!"

„Auf's Wiedersehen!" hatten die Leute treuherzig gerufen. „Auf Wiedersehen!" sagte dankbar Elisabeth. Sie war weich und doch froh bewegt, sie fühlte ihr Herz stark und doch gleichmäßig pochen; ihre Wangen waren rot und gebräunt, ihre Gestalt von kräftiger Frauenfülle. Das war wieder der sonore Klang des Organs; das Lachen war nicht mehr so sorglos übermütig, es war zum Lächeln geworden.

Auf der Bahnstation angekommen, war sie unangemeldet in des alten Mannhardt Doktorstube getreten und hatte ihren Mann an der Hand nachgezogen.

„Alle Wetter, Elisabeth!!" Der weißhaarige

Mann sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm umpolterte. „Mädel! Frauchen!“ Und dann schloß er sie in die Arme. Das war noch die alte väterliche Freundschaft, gemischt mit einem leisen Respekt. „Was ist aus dir geworden, mein Kind,“ sagte er achtungsvoll, „eine Dichterin und“ — er sah Ebel mit dem klugen Blick der ungetrübten Augen scharf an, dann schüttelte er ihm herzlich die Hand — „eine glückliche Frau! Ich weiß alles!“ sagte er und nickte Elisabeth zu. „Da“ — er wies auf ein Bücherregal an der Wand — „da stehen deine Bücher. Ich habe dich immer begleitet. Und jetzt“ — er klopfte ihr die Wange, wie er es dem Mädchen so oft gethan — „jetzt sehe ich dich und jetzt freue ich mich!“

Es war eine schöne Stunde gewesen, voll gegenseitiger Freude; als der Doktor Elisabeth in's Coupé half, gab er ihr einen herzhaften Kuß. „Eigentlich müßte ich dir böse sein, daß du dich so lange nicht um mich gekümmert hast, aber weiß Kuckuck, ich habe dich doch lieb behalten.“

Die Lokomotive stieß den Dampf aus. „Aufgepaßt, ab Berlin!“ schrie der Schaffner.

Der Alte sprang zurück, riß den Hut vom flatternden weißen Haar und schwenkte ihn kräftig.

„Halloh! Mach deine Sache gut! Lebe wohl, Elisabeth Reinharz!“

Ein schriller Pfiff — fort geht's mit Sausen und Dampf und Funkensprühen. Die blauen Wälder bleiben weit zurück, die rote Heide und die stillen Felder. Eine Wolke von Rauch stößt der Schornstein aus, die Lokomotive pustet und schnaubt und stöhnt — neue Kohlen wirft der Heizer in die Glut, der Rauch wird dichter, schwarz steigt er in die klare Luft — immer heißer, immer rascher, immer stürmischer — fort, fort aus der Stille in die Welt!

Berlin — — Berlin — —! Da tauchen die Vororte auf, rastlos fliegt der Zug vorbei — da Wasserwerke und Gasrotunden — da Fabriken und Magazine — da Kohlenplätze und Lagerspeicher — da fließt die Spree, beladene Kähne schleppen Holz, Steine, Früchte. Da sind noch Aecker, mit Gemüsen und Kartoffeln bestellt — unzählige Vorposten, in's Feld gerückt, um herbeizuschaffen, um herzustellen, um einzuheimsen für das große, gefräßige Ungeheuer.

Die Geleise werden breiter — hierhin, dorthin — sie sind nicht mehr zu zählen. Eine Riesenstraße führt hinein in den Riesenschlund. Die Wagen rollen rascher, eiliger drehen sich die Räder,

die Achsen werden heiß; die Menschen können es kaum mehr erwarten. Sie werden dahingerissen, immer näher, näher.

Schon sinkt die Wolke von Staub und Dunst und Qualm, fahlrötlich, durchschwelt von Laternen und Schlöten und Lichtern. Es ist dunkel, aber keine Kühlung weht; da arbeiten Millionen von Lungen und stoßen den Atem aus — kein Feierabend. Da rühren sich noch unzählige Hände. Keine Ruhe, keine Rast — Berlin, Berlin!

Elisabeth stand am Fenster, vom Arm ihres Mannes umschlungen.

„Berlin!" sagte Ebel und wies hinaus. Da streckten sich die ersten Häuserreihen, riesenhoch und riesenlang, Fäden eines ungeheueren Netzes, Arme eines Polypen, der festhält und umklammert.

„Berlin!" sagte sie leise und lehnte sich fester an ihn.

„Fürchtest du dich?"

„Oh nein!" In kräftiger Entschlossenheit richtete sie sich hoch auf und drückte seine Hand. „Mein geliebter Mann, warum soll ich mich fürchten? Vor der Welt?!" Lächelnd schüttelte sie den Kopf.

„Ich ringe ja nicht mehr nach Erfolg und Ruhm. Jetzt weiß ich's — Befreiung und Frieden — das ist die Kunst!"

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

This book is a preservation photocopy
produced on Weyerhaeuser acid free
Cougar Opaque 50# book weight paper,
which meets the requirements of
ANSI/NISO Z39.48-1992 (permanence of paper)

Preservation photocopying and binding
by
Acme Bookbinding
Charlestown, Massachusetts
1994


3 2044 024 571 838

